Unterhaltungen
H. nat.
511 3 (4 a

210

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte

der Vögel erster Theil.

Augsburg,
in der M. Engelbrechtischen Kunsthandlung. 1795.

Leizelt. del. et. sculps.

An die verehrten Leser.

Der Verfasser übergibt dem Publicum den vierten Band der Unterhaltungen aus der Natur-Geschichte, der den ersten Band von der Naturgeschichte der Vögel ausmacht, mit eben den Empfindungen des Danks und der Freude, womit er, vor ungefähr einem Jahre, demselben den dritten übergab. Er hat hiezu eben die Veranlassungen, die er damals hatte. Der nachsichtsvolle Beyfall seiner verehrten Leser nahm eher zu, als ab. Jener großmüthige, schon genannte Menschenfreund fuhr fort, den Verfasser mit den besten Hülfsmitteln zu unterstützen; und auch andere, in der Ferne und Nähe, nahmen an diesen in der bescheidensten Stille angefangnen Versuchen einen Antheil, den zu hoffen er nie gewagt haben würde. Ueberdieß hat die Thätigkeit und Uneigennützigkeit der Verlagshandlung und der Fleiß des Künstlers gewiß alles geleistet, was billige Richter fordern konnten. Bey dem ungeheuren Reichthume dieser Thierclasse, wurde es dem Verfasser nicht leicht, alle merkwürdigen Gattungen und selbst

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

zum Theil Arten, in zween mäßigen Bänden zu umfassen. Er hofft damit die Geduld seiner Leser nicht mißbraucht zu haben.

Uebrigens war es ihm ein süßes Geschäfte, so Manchen mit den Geschöpfen Gottes und den weisen und höchstgütigen Anstalten der Natur etwas näher bekannt zu machen. So wenig er sich selbst bey diesen nun schon drey Jahre ununterbrochen fortdauernden naturhistorischen Wochenblättern Verdienst zuschreiben kann, und so gern er den vortrefflichen Männern, deren Schriften er benützte, die Belehrungen, die sie ihm gaben, öffentlich verdankt: so erlaubt er sich doch die frohe Hoffnung, vielleicht hie und da ein vernünftigeres Anschauen der Natur und etwas mehr Schonung so mancher unschuldigen Geschöpfe, deren Fürsprecher er mit Freuden wurde, bewirkt zu haben.

Augsburg,
1794 im November.

G. T. Wilhelm,
Diakon.

Ein-

Einleitung.

Von den Vögeln überhaupt.

Auffallend sind die Merkmahle und Kennzeichen, welche die Vögel von allen andern Thierclassen unterscheiden, und den Naturforscher veranlassen, eine eigne Classe für sie anzunehmen. Zwar sind sie selbst untereinander in Rücksicht ihrer Gestalt, Lebensart, Sitten, Vorzüge und anderer Eigenschaften ungemein verschieden: indessen haben sie dennoch alle, vom Strauße bis zum Colibri herab, gewisse Dinge miteinander gemein, die nur ihnen eigen sind, und die zusammen genommen sonst kein Thier auf der Erde besitzt. Die Natur selbst hat die Gränzen dieser Thierclasse schärfer und bestimmter gezeichnet, als bey irgend einer andern; und wenn auch gleich der Strauß ziemlich nahe an die Säugethiere, und die Fettgans, mit ihren Flossen ähnlichen Lappen, an die Fische sich anschließt; so bleibt doch ihr Charakter als Vögel immer noch sehr sichtbar und in die Augen fallend; da hingegen bey Geschöpfen anderer Classen, dem Wallfische, der Runzelschlange, der Fledermaus u. a. der Naturforscher für einen Augenblick in Verlegenheit kommen kann, ob er sie nicht wirklich in die Classen hinüber weisen soll, an deren Gränzen sie die Natur stellte.

 Alle

Alle Vögel haben zween Füße, zween Flügel, einen hornichten Schnabel und einen in Federn gehüllten Leib. Durch ihre innerliche Einrichtung nähern sie sich den Säugethieren, indem sie, wie diese, ein Herz mit zwo Herz- und zwo Vorkammern, rothes, warmes Blut, Knochen und Fleisch besitzen. Gleichwohl unterscheidet sie ihre Fortpflanzung durch Eyer, die sie legen und ausbrüten, von den lebendig gebärenden, wie von den laichenden, hinlänglich.

Die ganze **Einrichtung** der **Vögel** entspricht ihrer Bestimmung zum **Fluge** vollkommen. Ein kleiner Kopf, dem der spitzige Schnabel die Bahn durch die Luft ohne Mühe öffnet, ein schlanker, fein gebauter Leib, ein fester Rückgrath, ein gelenkiger Hals, hohle Knochen, die das Gewicht des ohnehin leichten Körpers fast um gar nichts schwerer machen, starke Muskeln und Sehnen, geräumige Luftbehältnisse, und vorzüglich die Federn und Flügel, alles trägt dazu bey, um den Vogel leicht durch die Luft fortzutragen. Mit unbeschreiblicher Kunst und Zweckmäßigkeit sind die **Federn** eingerichtet und über den Körper vertheilt. In regelmäßigen Reihen befinden sich nähmlich um den ganzen Körper herum sehr leichte, gewölbte, elastische Auswüchse. Mit ihren runden, hohlen Kielen stecken sie tief in der Haut, und werden durch das Blut, das vermittelst

eines kunstvollen Canals (die sogenannte Seele) in den Kiel tritt, genährt und im Wachsthum erhalten. Da, wo der hohle Kiel aufhört, fängt der verloren zugehende, oben glatte, unten mit einer Rinne versehene Schaft an. An ihm ist auf beyden Seiten die Fahne (der Bart), die aus den feinsten, parallel liegenden, gebognen und untereinander verbundnen Fasern besteht. Untersucht man diese letztern mit einem Vergrößerungsglase; so stellt jede Faser wieder eine eigne Feder, mit Schaft und Kiel und Fahne, vor. Durch feine Häckchen greifen dann diese Fasern in einander, und bilden so ein undurchdringliches Gewebe, das der Luft und der Feuchtigkeit Widerstand thut. Zwischen den übrigen Federn liegt der wärmende Flaum, der aus lauter seiden- oder wollenähnlichen Faden besteht. Die stärksten Federn sind die Schwung- (remiges) und Schwanzfedern (rectrices). Jene, die ein Eigenthum der Flügel sind, haben keine bestimmte Anzahl, liegen mit der schmälern Seite der Fahne wie Dachziegel über einander, und werden von der Flügelspitze bis nach dem Leibe zu immer kleiner. Sie breiten sich zum Fluge fächerförmig aus, geben dem Körper den Schwung, sich in die Luft zu heben, und vergrößern durch ihre beträchtliche Ausbreitung die Luftsäule, die den Vogel tragen hilft. Die Schwanzfedern,

deren gewöhnlich 12—20 sind, dienen den Leib bald links, bald rechts zu lenken. Sie bilden bald Spitzen, bald breitere Bänder, bald aber kann der leidenschaftliche Vogel sie zu einem schönen Rade, wie der Pfau und der welsche Hahn, entfalten, um entweder sich in den Augen seiner Gattinn neue Reize zu geben, oder seinen Zorn an den Tag zu legen. Nur wenige Vögel, wie z. B. der Strauß, der Casuar und die Fettgans, müssen sich ohne Schwung- und Schwanzfedern durch die Welt helfen.

Alle Jahre erneuert die Natur den Federschmuck der Vögel. Sie mausern sich gewöhnlich im Herbste, und dann sind sie schwächlich und kränkeln, fast wie die sich haarenden Säugethiere und der seinen Kopfputz erneuernde Hirsch. Durch Einsperrung, Hunger, Kälte und einen dunkeln Aufenthalt wissen Vogelfänger die Mauserzeit bey einigen so zu beschleunigen, daß sie bereits gegen den Herbst hin ihr volles, neues Gefieder und Kraft und Lust zum Singen haben, und die besten Lockvögel abgeben. Manche Vögel mausern sich zweymal, z. B. die Wachteln, und bey den Jungen ist das Kleid, das sie nach der Mauserzeit bekommen, so wie das, welches sie bald nach der Geburt tragen, von demjenigen gemeiniglich sehr verschieden, das in reiferm Alter ihr beständiges Eigenthum ist und bleibt. Um aber diese in

Federn gehüllten Geschöpfe, die oft in Sturm und Regen kein Obdach haben, zum Theil wohl für immer auf dem Wasser leben, vor Nässe zu verwahren; schenkte ihnen die mütterliche Natur zwo Fett- oder Oehldrüsen am Steiße, und umgab sie mit pinselförmigen Federchen. An diese hängt sich das Oehl an, von wo es der Vogel wegnimmt, und durch Herumschmieren seinem Kleide eine Schlüpfrigkeit gibt, die kein Wasser annimmt, und die Schönheit desselben erhält. Oft ist die letztere unbeschreiblich. Der kunstvolleste Pinsel des Malers, und der gewählteste Ausdruck des Schriftstellers bleiben unendlich zurück, wenn sie die bunten Farben eines Papageyes, den mit Juwelen besetzten Rock manches Colibris, den prachtvollen Schweif eines Pfaues, oder auch nur das blendende Weiß des Schwans darstellen sollen. Eine Prinzessinn von Conde hatte gewiß alle kostbaren Stoffe bereits zu ihrem Putze getragen, als sie auf den Gedanken kam, sich aus Häherfedern ein Kleid machen zu lassen, das an Schönheit der Farben alle andere Prachtkleider verdunkelte. Auch bey den Vögeln hat die Natur, wie bey den Säugethieren, gerade das Gegentheil von dem gethan, was wir bey den Menschen bemerken. Alle männlichen Vögel übertreffen die weiblichen an Größe, Schönheit und Talent zum Singen, und nur bey den Raub-

vögeln fand die Natur für gut, eine Ausnahme hievon zu machen. Weit schlanker, kühner und muthiger als das Weibchen, ist bey allen Uebrigen der Mann, gegen den die Natur, noch zum Ueberflusse, mit Kronen, Kämmen, rothen Kappen, Fleischanhängen an der Kehle, Prachtschweifen u. d. sehr freygebig war. Alter, Clima, Geschlecht, Jahrszeit haben überhaupt auf den bunten Schmuck der Vögel manchen Einfluß. Die Schwung- und Schwanzfedern sind diesen Veränderungen weniger unterworfen. Zuweilen zeigt sich wohl auch etwas ganz Unerwartetes, z. B. eine weiße Krähe. Je nachdem die Vögel in kältern oder wärmern Gegenden wohnen, ist auch ihre Bekleidung wärmender und dichter, oder luftiger und dünner. Ueberhaupt sind sie gegen Wärme und Kälte weniger empfindlich, als man von so kleinen, zarten Geschöpfen erwarten sollte. Jene machen ihnen die ewigen Bewegungen, ihr Aufsteigen in die kühlere Luft u. d. erträglich: und gegen diese schützt sie die dicht anschließende Federdecke. Wenn längst in der im Winter ersterbenden Natur alle Thiere vom Schauplatze abgetreten sind; wenn die Fische sich unter dem Eise verbergen, Hirsche sich zusammendrängen, um durch ihren Athem sich zu wärmen, und Amphibien und Insecten todtähnlich schlummern: dann schlüpft munter der Zaunkönig um die

beschneyten Hecken herum, und würde, wenn er reden könnte, wohl nie über Kälte, wohl aber über kärgliches Futter klagen.

Durch merkwürdige Luftbehältnisse wird den Vögeln der Flug sehr erleichtert. Sie stehen zum Theil mit der Lunge in Verbindung, die an den Rippen angewachsen und oben durchlöchert ist, um der Luft freyen Eingang zu verstatten. Die großen, häutigen Zellen, die in verschiedenen Theilen des Leibes verbreitet sind, die sonderbaren Beutel und Kröpfe, die gewaltigen Schnäbel, womit z. B. die Pfefferfraße prangen, die markleeren hohlen Knochen, zumal in den Schultern, die Federspulen mit ihrem weichen Canale, alle diese Werkzeuge können die Vögel nach Willkür mit Luft anfüllen und ausleeren, durch Athmen ein- und auspumpen, und mithin ihren Körper bald leichter, bald schwerer machen. Freylich ist ihre Fertigkeit im Fliegen, von der Fregatte bis zum Strauße, welchen der Mangel an Flugwerkzeugen und seine Schwere an die Erde fesseln, unendlich verschieden.

Der Aufenthalt der Vögel ist die ganze Welt, und es ist immer merkwürdig, daß die heißesten Erdstriche derselben auch aus dieser Classe die schönsten Geschöpfe besitzen, da wir hingegen beßre Sänger haben. Zu gewissen Zeiten verändern sie ihren

Wohnort. Der Trieb fortzuwandern ist so tief in ihre Natur gelegt, daß er auch bey denen, die in häuslicher Sclaverey leben, nicht selten erwacht, obgleich weder Kälte noch Mangel sie bedroht. Sie träumen wohl gar von ihrer Reise, und lassen im Schlafe Töne hören, die ihnen durchaus nur auf der Wanderschaft gewöhnlich sind. Einige bleiben immer bey uns (Standvögel), andere streichen bloß in benachbarten Gegenden herum (Strichvögel), einige ziehen in weitentlegne Länder (Zugvögel), und schlagen nach ungeheuren Reisen, selbst über Meere, in gemäßigten Ländern ihre Wohnung auf, um entweder dem rauhen Winter im Norden, wie die Kraniche, oder der brennenden Hitze im Süden, wie die Störche, zu entgehen. Aber nicht nur Kälte oder Wärme, sondern auch Hunger und Nahrungsmangel nöthigen sie, Pilgrime zu werden. Wenn der Schnee den Sperling und den Kiebitz im Insectenfange hindert; wenn die Wintererstarrung der Amphibien dem Sumpfvogel sein Fortkommen unmöglich macht; wenn die wilde Gans die sonst ergiebigen Fischbehältnisse mit Eis verschlossen findet — müssen sie nicht nothwendig ihren Stab in gelindere Gegenden weiter setzen? Einige ziehen in ungeheuren Scharen, vor dem Einbruche des Winters, davon, andere trupp- wieder andere familienweise: einige

ver-

verlieren sich einzeln, oder verstecken sich in hohle Bäume. Fast an einem bestimmten Tage, die Einen früher, die Andern später, brechen die verschiednen Arten auf, und kommen, gleichfalls an einem bestimmten Tage, im Frühjahre wieder. Es ist in der Natur kaum etwas denkbar, wo nicht Vögel wohnten. Auf dem Meere, in Seen, Flüßen, Teichen, an Bächen und Wasserfällen, an Küsten und Ufern, auf Klippen, Felsen, Gebirgen, Feldern, in Dörfern, Städten, Wäldern, überall sind eigne Gattungen und Arten. Die meisten halten sich auf Bäumen, sehr viele im Wasser, wenige bloß auf der Erde auf. Je nachdem nun ihr Aufenthalt beschaffen ist, je nachdem bildete auch die Natur ihre Füße, und gab ihnen entweder freye oder verbundene Zehen. Drey nach vorne und eine hinterwärts gekehrte (pedes ambulatorii) haben die Meisten. Bey einigen gehen 2 Zehen vor- und 2 hinterwärts (p. scansorii), und wieder andere können die dritte, innere Zehe, bald vor- bald rückwärts schlagen, so daß diese bewegliche Zehe (digitus versatilis) aus ihren Füßen bald Gang- bald Kletterfüße macht. Bey einigen ist die Mittel- an die Seitenzehe angewachsen (p. gressorii), bey andern fehlt die hinterste ganz (p. cursorii), oder alle vier stehen nach vorne zu. Die verbundenen Zehen sind bald nur bis gegen die

Mitte

Mitte (p. semipalmati), bald ganz (p. palmati) mit einer Schwimmhaut verbunden. Einige haben statt dieser bloß an jeder Zehe Lappen, die entweder einen glatten (p. lobati), oder einen fransigen (p. pinnati) Rand haben. Eben diese Verschiedenheit der Füße bringt auch in ihrem Gange und in ihren Bewegungen viele Mannigfaltigkeit hervor. Fast alle fliegen, aber nicht alle gehen immer und auf gleiche Art. Wenig geht der Adler. In stolzer Ruhe sitzend verzehrt er seinen Raub. Der Specht klettert, der Sumpfvogel schreitet, das Huhn lauft, der Sperling hüpft. Der Colibri kann fliegen, aber nicht gehen; der Strauß gehen, aber nicht fliegen; die Fettgans schwimmen, aber weder fliegen noch fertig gehen.

Ganz nach den verschiednen Bedürfnissen der Vögel ist ihr Schnabel eingerichtet; bald mit einem Hacken, bald gerade aus spitzig; bald lang oder kurz; bald dick oder dünn; bald flach oder erhoben; bald hart oder weich; bald auf- bald unterwärts gebogen. Er besteht im Grunde aus verlängerten Kinnladen, und ist, besonders dann, wenn dem Vogel schlüpfrige Nahrungsmittel angewiesen sind, gezähnelt, um diese festzuhalten. Uebersehen wir mit einigen Blicken, wie vieles der Vogel damit leistet, wer erstaunt nicht über die Mannigfaltigkeit der

Dienste

Dienste eines so einfachen Werkzeuges? Vermittelst desselben kann er: zerbeissen, verschlingen, zerreissen, trinken, Rinden abschälen, Löcher in Bäume hauen, in die Erde graben, aus dem Schlamme das Nahrhafte absondern, sich gegen Angriffe wehren, Pflichtvergessene durch derbe Püffe zu ihrer Schuldigkeit anhalten, Vorrath zusammen tragen, Nester bauen, eine Art Mörtel rühren, sich aufhängen, ein Gewebe flechten, gerade auf klettern, seinen Federschmuck in Ordnung bringen, schnäbeln, die Junge ätzen, und Töne hervorbringen. Auch die Zunge ist seinen Bedürfnissen angemessen, lang oder kurz, breit oder schmal, gespalten oder spitzig, gezäsert oder glattweg, knorpelig oder weich, ja bey einigen mit Springfedern und einer Spitze versehen, um Insecten zu spießen. Sie ist aller möglichen Bewegungen fähig, so wie nicht weniger der Hals, den das Thier verlängern, verkürzen, nach jeder Richtung bewegen kann. Er ist meistens lang, wenn die Füße lang sind; sonst würden sie nur mit der größten Anstrengung ihr Futter auf der Erde erreichen können.

Die Vögel nähren sich theils aus dem Thier- theils aus dem Pflanzenreiche, zuweilen aus beyden zugleich. Sie kauen eigentlich nichts, und zerbeissen entweder bloß ihre Nahrung mit dem Schnabel, oder ver-

verschlucken sie ganz. Im letztern Falle werden bey den Körnerfressenden Vögeln, die Körner in dem Kropfe oder Vormagen eingeweicht und zu besserer Verdauung vorbereitet. Diese haben einen sehr harten muskulosen Magen, so daß er Haselnüsse und Olivenkerne erweichen, und von Münzen das Gepräge ganz verwischen kann. Zur Beförderung der Verdauung nehmen sie auch wohl Kieselsteine zu sich, die dann im Magen die Dienste einer Mühle thun. Schwach und häutig ist hingegen der Magen der Fleischfressenden. Diese brechen die Gräthe, Haare und Knochen, so wie die Insectenfresser die Flügeldecken und Beine, nach der Mahlzeit von sich. Alles was die Natur hervorbringt, findet unter den Vögeln Liebhaber: Säugethiere, Fische, Insecten, Larven, Amphibien, so wie Früchte, Korn, Samen, Gras, Blätter. Mangelt ihnen eins, so halten sie sich ans andere, und ihr stumpfer Geschmack wie ihre Gierigkeit machen, daß sie sich oft selbst vergiften.

Nicht von gleicher Schärfe sind alle Sinne der Vögel. Gehör und Gesicht besitzen alle in einem vorzüglichen Grade; einige Waldvögel haben auch einen sehr scharfen Geruch. Mit dem Geschmacke scheint die Natur die meisten kärglich bedacht zu haben. Ganz eigen sind die Sinnenwerkzeuge ihres

Ge=

Gesichts. Ein knöcherner Ring aus einzelnen nachgiebigen Blättchen ist in der harten Haut, und ein schwarzer Fächer entspringt am Ende der Gesichtsnerven, und erstreckt sich in den Augapfel. Aeußere Ohren fehlen ihnen ganz, aber die kunstvolle, kreisförmige Richtung der Federchen um die Ohröffnung ersetzt ihren Mangel, wozu noch die besondern Deckel kommen, die die Nachtvögel erhielten. Eben diese sehen auch bey nicht ganz finstrer Nacht sehr gut. Wie Lampen funkeln die Augen im Eulenkopfe, und erfüllen den Furchtsamen mit Entsetzen. Aber eben diese Empfindlichkeit des Auges für einen geringen Grad von Licht, den die Mond- oder Sternenhelle verbreitet, macht, daß der volle Tag sie blendet, und sie sich dann zur Ruhe begeben müssen, wenn andre Geschöpfe gestärkt erwachen. Aus einer unbeschreiblichen Höhe entdeckt der Adler den kleinsten Gegenstand. Aber wie mütterlich handelte nicht die Natur gegen die Vögel, indem sie ihnen ein so scharfes Auge schenkte! Würden wohl diese schwachen Geschöpfe es wagen, von ihren Flügeln Gebrauch zu machen, wenn sie nicht die Ausdehnung und die Gränzen des Raumes, den sie durchstreichen wollen, übersähen, und hier Nahrung, dort einen Ruheplatz erblickten? Und würden sie wohl je die Wanderungen unternehmen können, die zur Fortdauer ihres Geschlechts so nöthig sind?

Zwar

Zwar hat die Stimme der Hühner, Raub- Schwimmvögel u. a. eben gar nichts Reizendes. Denn wer wollte das Geheul einer Eule, das Krächzen des Raben, das Geschwätz der Aelster, das Schnattern der Gans, das Glucken und Krähen der Hühner, das Klappern der Störche, das Pipen der Küchlein und das Gurren der Tauben schön finden? Indessen ersetzen die lieben, kleinen Sänger der Wälder durch die bezauberndsten Melodien das hinreichend, was jenen mangelt. Man weiß kaum, ob man mehr über die Stärke der Kehlen so kleiner Geschöpfe, und die Kraft ihres Tones, oder über die schnellen Läufe, oder über das lange Aushalten und das allmähliche Hinsterben und Verhallen ihrer Stimme erstaunen soll. Einige singen leidenschaftlich und anhaltend, wie die Nachtigall, der Fink, die Lerche, die Weißdrossel u. a. Andere sind ganz kurz, wie die Wachtel. So sehr jeder seine Muttersprache liebt, so fehlts ihm doch nicht an Fähigkeit, die Gesänge andrer zu lernen. Der Canarienvogel lernt die Weise des Hänflings, der Fink ahmt die Nachtigall nach, der treulose Würger copirt alle. Auch kann man sie gewisse Melodien lehren. So sangen wirklich schon abgerichtete Dompfaffen kleine Concerte zusammen, in denen jeder seine eigne Rolle hatte. Die schon erwähnten Luftbehältnisse tragen

zum

zum langen Aushalten des Tones, so wie der besondere Bau der Luftröhre zum Steigen und Fallen desselben unläugbar das Meiste bey. Kein Thier hat noch die Menschensprache so glücklich nachahmen gelernt, als der Papagey, der Rabe, der Staar und einige andere Vögel, wozu ihnen ihre dicke und breite Zunge behülflich ist. Unläugbar verstehen die Vögel untereinander ihre Sprache recht gut, und durch mehrere Erfahrungen haben selbst schon Menschen einige ihrer Töne glücklich übersetzen gelernt. So haben die Schwalben und die weißen Bachstelzen einen eignen Ton, womit sie andern die Annäherung eines Raubvogels ankündigen. Sie scheinen von der Natur als Wächter aufgestellt zu seyn, genießen aber auch für dieses Ehrenamt einer vollkommnen Sicherheit und Unverletzbarkeit unter ihren Mitbrüdern. Nicht selten antwortet dem im Gefängnisse klagenden Sänger sein in der Freyheit herumschwirrender Bruder, und besucht ihn auch wohl mit sichtbaren Aeußerungen des Mitleids.

Liebe und Bedürfniß machen eigentlich die Vögel beredt. Sie fühlen diese Triebe in so hohem Grade, daß man von ihnen durch unnatürliche Paarungen sehr leicht Bastarde erhält. Die erwachende Natur im Frühlinge weckt in ihnen die Gefühle der Liebe, die den Winter über schlummerten. Jeder

sucht nun seine Gattinn. Schon im März sind die meisten Ehen richtig. Man sieht weder Wittwer noch Hagestolze, und hat sich auch ein furchtsamer Jüngling verspätet, so macht ihn das Beyspiel bald unternehmender. Doch nicht Alle begatten sich im Frühlinge. Der Kreuzschnabel wählt die Mitte des Winters, und das Hausgeflügel ist immer dazu aufgelegt. Ueberfluß und Sorgenlosigkeit scheint es frecher und wollüstiger zu machen. Einige Vögel leben in einer treuen, dauernden Ehe, die nur der Tod trennt; andere schließen den Bund nur auf so lange, als die Begattungszeit währt; und wieder andere sind flatterhaft und stehen jedem Männchen oder Weibchen zu Dienste. In dem Gesange des Männchens ist immer Ausdruck der Zärtlichkeit und des Verlangens. Mit schwachen, bejahenden Tönen beantwortet ihn das Weibchen. Nur erst, wenn die männliche Nachtigall mit der Gattinn ganz vereinigt in der Ehe lebt, wenn sie brütet, indeß der Gatte für Nahrung sorgt, dann erreicht auch sein Gesang die höchste Stärke und Mannigfaltigkeit. So wie die Flamme der Liebe im Junius oder Julius erlischt, verstummt auch der Gesang, und man hört ein unmelodisches Gekrächz von dem sonst trefflichen Sänger. Bald nach der Begattung erwacht in dem Vogelpaare, das in reiner Ehe zusammen lebt, die rüh-

rendste

rendste Sorgfalt für das Lager und das Wohl der Nachkommenschaft. Jetzt pflegt es der Liebe nicht mehr. Es ist nicht Mangel an Gefühl derselben, sondern Sorgfalt für die Familie, warum das zärtliche Paar der Stimme der Liebe kein Gehör gibt. Denn wenn der Tod, oder sonst ein Zufall, ihm seine Hoffnung raubt, so begattet es sich wieder. Gewissermaßen scheinen also diese Thierchen mehr ihrer Pflicht als ihrer Leidenschaft zu gehorchen, so wie überhaupt mehr Sittlichkeit und Standhaftigkeit in ihrer Liebe herrscht, als bey den vierfüßigen Thieren, oder den Flattergeistern von Vögeln, die keine bestimmte Gattinn haben. Liebenswürdig ist die Sorgfalt, mit der das treue Ehepaar gemeinschaftliche Anstalten zum Empfange der zu hoffenden Ankömmlinge macht. Erst wird der Platz gewählt, und schon dieser ist der Natur und Lebensart genau angemessen. Hier biethet ein gabliger Ast sich dar, dort eine Höhle im Ufer; hier ein Loch in der Mauer, dort ein Gesträuche oder eine Hecke. Nun werden die Baumaterialien zusammengetragen, in heißen Ländern nur leichte Dinge, Stroh, Schilf, Heu, in kältern, wärmere, Wolle, Moos, Federn, Flocken. Um das Lager innen recht weich zu machen, rauft sich die gute Mutter selbst Federn und Flaum aus. Ihr Werk ist immer die Auszierung der Wo-

chenstube. Einige bauen auf die Dauer, andere nur vergånglich: einige kunstlos, andere unbeschreiblich kůnstlich. Sie wåhlen hiezu die verschiedensten Formen. Die Einen begnůgen sich in Mauerritzen und hohle Båume, andere auf die flache Erde mit Reisern, Strohhalmen, Blåttern u. d. sich und den Ihrigen ein Lager zu bereiten. Die Einen werfen einen Hůgel auf, um bequem stehend oder lehnend brůten zu kőnnen; andere bauen auf die steilsten Felsen. Hier lehrte einen die Natur sein Nest wie einen Backofen, dort einen, wie einen aufgehångten Beutel, da einen, wie einen umgestůrzten Bienenkorb bauen. Bald ist es offen, bald verschlossen; bald freyhångend, bald auf allen Seiten fest; bald ganz- bald halb- bald eyrund. Hiezu muß der Schnabel auf die verschiedenste Art dienen. Jetzt ist er ein Hacken, der die Hindernisse wegråumt; nun ein Bohrer und eine Hacke, womit tiefe Lőcher ausgehőhlt werden; bald eine Strickernadel, die die Fåden schlångelnd durcheinander flicht und die verzerrten Maschen zurechte schiebt; endlich gar eine Mauerkelle, die die Zwischenråume mit Mőrtel und Lehm verstreicht. Nur der Kukuk macht von dieser liebenswůrdigen Geschåftigkeit eine Ausnahme. Er legt seine Eyer in das Nest einer Grasmůcke, und bůrdet dieser auf, was eigentlich seine Pflicht wåre. Ist nun die Wiege

fertig,

fertig, so legt die Mutter ihre Eyer, die in der Zahl, Größe, Form, Farbe und Härte ungemein verschieden sind. Zuweilen gibt es Windeyer, oder gar ein Ey im Eye. Die weise, haushälterische Natur veranstaltete es, daß die größern, gefräßigen und minder nützlichen Vögel weniger, die kleinern, genügsamern und nützlichen mehr Eyer legen, und überhaupt mehr Männchen, als Weibchen im Durchschnitt zur Welt kommen. So hart die Schale ist, so hat sie doch eine Menge kleiner Oeffnungen, durch die eine wässerige Feuchtigkeit ausdünstet. Was in Absicht auf die Ausbildung der Säugethiere im Leibe der Mutter vorgeht, das wird bey den Vögeln durch Brüten bewirkt. Einige Vögelpaare wechseln darin mit einander ab; bey einigen sorgt das Männchen bloß für die Sicherheit der Brut und das Futter; bey einigen ist dieses ganz unthätig. Wärme überhaupt, nicht bloß mütterliche, entwickelt das Thierchen im Eye. Denn man weiß ja, daß Kapaunen, Hunde, ja Menschen schon welche ausgebrütet haben. Und bey wie vielen Tausend Eyern geschieht das nicht durch die Sonnenhitze, so wie im Brütofen mit Lampenfeuer oder erhitztem Miste. Für die Mutter ist das Brüten immer ein anstrengendes und ermüdendes Geschäfte, dessen Dauer vom Clima und der Gattung der Vögel selbst abhängt.

Werfen wir einen Blick in das Innere des Eyes, so entdecken wir neue Wunder der Natur. Da der Dotter leichter als das Eyweiß, und da diejenige Stelle auf seiner Oberfläche, wo das Hühnchen sich zu entwickeln anfängt, und zu liegen kommt, leichter als die entgegengesetzte Seite ist; so ist folglich der Theil von dem Innern des Eyes, wo das Leben und die Entwicklung ihren Anfang nehmen muß, immer oben, und der Brutwärme am Nächsten. Nicht gleich mit dem Anfange des Brütens zeigt sich die Spur des Küchleins. Am Ende des ersten Tages bemerkt man sie im Hühnereye. Am zweyten nimmt das berühmte Schauspiel des **hüpfenden Punktes** (punctum saliens) seinen Anfang. Das Herz schlägt, aber noch ist keine Spur von einem Thiere sichtbar. Am Ende des fünften Tages bewegt sich schon ein kleines, gallertartiges Geschöpf mit einem großen Kopfe und ungeheuren Augen. Am 14 brechen Federchen hervor; am 15 schnappt es zum ersten Male nach Luft; am 19 gibt es den ersten Laut von sich; am 21 pocht es an sein Gefängniß, und durchbricht die Schale mit dem knorpeligen Ansatze am Schnabel, den es aber bald nach dem Auskriechen wieder verliert. Eine solche Umwandlung geht in wenigen Tagen mit dem Dotter vor; indessen das Eyweiß dem gefangenen Kleinen zur ersten Nahrung,

statt

statt der mütterlichen Brust, dient, weil die verschloßne Schale seine Aezung unmöglich macht. Doch nimmt es seine Nahrung nicht durch den Schnabel, sondern durch den Mastdarm zu sich.

Wenn nun die Jungen ihre Eyhülle verlassen haben, so sind sie bald, die einen früher, die andern später, auf den Beinen. Die größern kommen sehend und befiedert, die kleinern meistens blind und nackt auf die Welt. Jetzt erst erreicht die elterliche Zärtlichkeit den höchsten Grad, und macht die Wehrlosen muthig, und die Einfältigen listig. Viele Vögelfamilien sind nun Muster einer guten, friedlichen Haushaltung, zumal die, welche Nester bauen und ehelich vereint leben: da hingegen bey den vierfüßigen Thieren die ganze Last auf dem Weibchen liegt. Die gute Mutter vergißt beynahe sich selbst und ihres Gatten, und macht diesen zuweilen durch Mangel an Zärtlichkeit so böse, daß er die Jungen seinen Zorn empfindlich fühlen läßt. Mit unbeschreiblicher Treue äzt und unterrichtet das gute Ehepaar die Kleinen, und erweicht ihnen härtere Speisen zuvor im Kropfe. Mit Zwitschern und weinendem Gepfeife stürmen die Jungen auf die vom Proviantholen zurückkommenden Alten los. Jedes will das Erste seyn. Sie werden nach der Reihe zufrieden gestellt; keins übergangen. Unermüdet fliegen die Eltern ab und zu,

auch reinigen sie fleißig das Nest vom Unrath, bis sich die Jungen selbst mit dem Hinterleib an den Rand desselben erheben können. Der Adler vergißt seiner Gefräßigkeit und bringt ihnen das Beste, was er findet; die sonst unersättliche Henne ruft emsig, sobald sie etwas Genießbares entdeckt, und sieht theilnehmend dem Flattern ihrer hungrigen Küchlein zu; der Taucher stürzt sich in die Tiefe, um seinen Kindern Fische zu fangen; der Schwan führt stolz seine Jungen über die schöne Wasserfläche, und sieht immer schüchtern um, ob sie auch nachkommen; ängstlich versammelt das Feldhuhn seine Brut um sich her, wenn sein scharfes Auge, da, wo wir am Himmel bloß einen schwarzen Punkt zu sehen glauben, einen Raubvogel wahrnimmt; und die wilde Ente trägt im Schnabel ihre Jungen vom entfernten Neste zum Teiche. Aber nicht lang bedürfen die Jungen Pflege und Unterricht. Sie entwickeln sich schnell, und es kann kaum ein angenehmeres Schauspiel seyn, als junge, wilde Enten, die erst wenige Tage alt sind, auf dem Wasser zu sehen. Mit welchem Muth, wie pfeilschnell sie herumschwimmen, und alles durchwühlen, das ist für den am Morgen seines Lebens so hülflosen Menschen ein rührender Anblick.

So klein der Körper des Vogels ist, so ist er doch von außerordentlicher Dauer. Tagelanges Herumschwirren und unaufhörliche Bewegungen scheinen ihn nur wenig zu ermüden. Nach einem Marsche von einigen Meilen bedarf der Hund, das Pferd, das Kameel, das Rennthier Ruhe. Ein Vogel kann des Tages hundert Meilen zurücklegen. In 8—9 Tagen langt die Schwalbe aus unsrer Gegend unter der Linie an; und die Meven pflegen von der Insul Barbados an Einem Tage 200 französische Meilen weit spazieren zu fliegen. Eben diese Dauerhaftigkeit läßt uns auch vermuthen, daß die Meisten ein ziemlich hohes Alter erreichen mögen. Man weiß von Papageyen, Adlern, u. a. die es über 100 Jahre brachten. Hesiodus will gar von einer Krähe von 220, und einem Raben von 240 Jahren wissen. Die Natur hatte auch nicht nöthig, mit ihrer Zerstörung zu eilen, um spätern Generationen Platz zu machen. Da sie ihnen einen unermeßlichen Raum zum Aufenthalt und wenig Bedürfnisse gab, so konnte sie ihnen wohl auch eine längere Lebensdauer verstatten, ohne ein allzugroßes Gedränge besorgen zu müssen. Freylich verkürzt der erfindrische Mensch diese ungemein. Seine Schießgewehre, seine Vogelherde, seine Netze reiben viele auf. Er zwingt den Lockvogel, seine Brüder mit

verrätherischem Gesange ins Garn zu locken, und nöthigt den Falken u. a. durch eine grausame Erziehung, die Stelle eines Jagdhundes in der Luft, zuweilen auch auf der Erde, zu vertreten. Uebrigens hat er in der Vogelclasse durch Erziehung bey Weitem nicht die Veränderungen hervorgebracht, wie bey den Säugethieren. Unsre Hausvögel sind wohl unsre Gefangne, nie aber solche Diener, wie z. B. der Hund, das Pferd u. a.

Nicht ganz ohne **Waffen** ließ die Natur die Vögel gegen die zahlreichen Feinde, die sie unter den Thieren haben. Ihre Flügel, ihr Schnabel, ihre Füße und Krallen, ihre Sporen und auch der unangenehme Geruch mancher schützt sie einiger Maßen. Auch sie sind, zumal in der Gefangenschaft, von **Krankheiten** nicht frey. Bald martern sie Läuse, bald der Pips, und bald muß man durch Purgirmittel ihnen Linderung und Hülfe schaffen.

Sehr kurzsichtig muß derjenige seyn, der die **Wichtigkeit** und den **Nutzen** dieser Classe verkennen kann. Es gibt freylich Menschen, die, wenn etwa einmal ein Sperling sich an ihren Kirschen vergreift, oder gar der Milan die schönste Pfauentaube und das fetteste Huhn forträgt, in ihrem Eifer dem Schöpfer alle Vögel wieder abtreten würden; besonders wenn sie an ihr Fleisch, ihre Eyer, ihre Federn

nicht

nicht sogleich denken. Wahr ists, die Raubvögel hohlen sich manches Thier aus dem Hühnerhofe und von der Wildbahn, das wir wenigstens nicht für sie bestimmt haben; der Fischadler plündert unsre Teiche; der Würger erwürgt unsre Sänger, der Storch stiehlt zuweilen unsre Rebhühner; der Kranich verwüstet Weizenfelder, der Sperling und andere kleine, sonst niedliche Thiere sind in unsern Saaten und Obstgärten eben nicht immer so gewissenhaft, als wir wünschten; das Leichenhuhn bringt den Abergläubischen um manche frohe Stunde, und, was das Schlimmste ist, oft finden wir da wucherndes Unkraut, wo nur eine ganz unnöthige Geschäftigkeit der Vögel es hingepflanzt haben kann. — Allein, wenn wir nun auch alle diese Anklagen gegen die Vögel hören, wie leicht wird uns nicht ihre Entschuldigung! Wie viel Lobenswürdiges, gegen jeden Vorwurf! Haben sie nicht in der Natur, wenn wir so reden dürfen, die Insecten-Polizey? Wie viele Millionen derselben vertilgen sie nicht, und suchen sie da auf, wo das Auge des Menschen und sein Fleiß nie hindringen würde? Wie empfindlich wurde nicht die vermeintliche Weisheit gestraft, die den so verachteten Sperling in einer Gegend ganz ausrottete, und nun, durch eine furchtbare Menge von Insecten genöthigt, dem Verbannten den Zutritt wieder eröff-

nen

nen mußte! Schafft nicht der Geyer, der Rabe u. a. eine Menge Aas hinweg, dessen faulende Ausdünstung die Luft vergiften würde? Verzehren nicht die Sumpfvögel eine Menge Schlangen, Eidechsen, Frösche ꝛc. so daß dankbare Völker ihnen Altäre bauten, und ihre Bilder auf Denkmälern verewigten? Haben nicht zahllose Vögel die Bestimmung, da Unkraut auszurotten, wo alles Jäten umsonst seyn würde? Tragen nicht wilde Enten fruchtbare Fischeyer in entfernte Teiche und machen sie fischreich? Bringen nicht Tauben auf den Gewürzinsuln den kostbaren Samen der Muskatnüsse in ihrem Unrath an Stellen, wo noch keiner angebaut ist? Versteckt nicht der Heher manche Eichel, und verschafft so dem Ermüdeten kühlenden Schatten? Ists nicht die Drossel, die auf Ruinen und alten Mauern einen Garten anlegt, der diese so malerisch schön macht? Düngen nicht Seevögel mit ihrem Unrathe die kahlen Felsen und Klippen, auf denen so manches heilvolle Kraut für uns wächst? Und sind denn die Hühner, Enten, Gänse, Schnepfen, Tauben, Fasanen und Hundert andere, sind ihre Eyer, die so nahrhaft und zu vielen Speisen so unentbehrlich sind, sind ihre Federn, mit denen wir unsre Betten machen, in die wir uns kleiden, Instrumente bekielen u. d. m. sind die Freuden, die die Vögel dem Amerikaner, indem er sie zu seinem

Putz

Putz gebraucht und die Vortheile, die sie durch den Handel und die Beschäftigung so vieler Hände gewähren, sind diese Dinge nicht in hohen Anschlag zu bringen? Und wären auch diese Vortheile nicht, so würde schon das sie dem Menschen empfehlen, daß sie die Einsamkeit der Wälder so angenehm beleben. Kann wohl ein Gefühlvoller am frühen Morgen eines Frühlingstages durch einen Wald gehen, und das süße Geschwätz und die rastlose Geschäftigkeit seiner gefiederten Bewohner ohne innige Rührung bemerken? — Und wenn denn auch diese Thierclasse die Arzneyen nicht in sich hält, die man ihr zuschrieb, so gereicht es ihr dagegen ja auch zur Ehre, daß sie kein Gift hat.

In der Geschichte der alten Römer spielten die Vögel eine große Rolle. In allen wichtigen Unternehmungen wurde bey einigen Vögeln ihr Geschrey, bey andern ihr Appetit, und wieder bey einigen der Flug beobachtet. Ihr Ziehen von der linken Seite her wurde für ein glückliches, von der rechten für ein unglückliches Vorbedeutungszeichen gehalten. Fraßen die heiligen Hühner nicht sogleich, so stand es sehr schlimm. Der Augur durfte sie übrigens, um die Sache nach Willkür zu leiten, nur vorher hungern lassen, oder reichlich füttern. Kurz vorher, ehe eine Seeschlacht geliefert werden sollte, meldete man dem P. Claudius: die heiligen Hühner

wollen nicht fressen. So mögen sie saufen, (*) rief der Consul, und befahl sie ins Meer zu werfen. Die Schlacht gieng verloren und man wird nicht ermangelt haben, dieser Freygeisterey die Schuld beyzumessen.

Eine so zahlreich bevölkerte Thierclasse mußte nothwendig in gewisse Ordnungen, Gattungen und Arten classificirt werden. Die verschiedene Bildung ihrer Schnäbel und Füße war dazu sehr behülflich. Die meisten Lehrer der Naturgeschichte der Vögel (Ornithologen) nahmen daher vorzüglich auf diese Theile Rücksicht: der Eine legte die Bildung der Zehen, der Andre die Bedeckung der Füße, wieder Einer beydes zugleich und den Schnabel, **Linné** mehrere Theile und den ganzen Habitus zum Grunde der Eintheilungen. Die sechs Ordnungen des Letztern schuf **Blumenbach** in neune um, die in diesen Unterhaltungen auch zum Grunde liegen, und die wir bloß nennen, da ihre Charaktere im Texte selbst näher bestimmt sind.

I. Accipitres.

Raubvögel. Adler, Geyer, rc.

II. Levirostres.

Mit leichten, ungeheuren Schnäbeln. Pfefferfraß, Papagey rc.

III.

(*) Quia *esse* nolunt, bibant.

III. Pici.

Spechtartige. Wendehals, Specht, Baumläufer.

IV. Anseres.

Schwimmvögel. Gänse ꝛc.

V. Grallae.

Sumpfvögel. Reiher, Schnepfen ꝛc.

VI. Struthiones.

Zum Flug ungeschickte. Der Strauß, Dronte ꝛc.

VII. Gallinae.

Hühnerartige. Trappe, Pfau, Haushühner, Tauben, ꝛc.

VIII. Coraces.

Raben und Krähenartige.

IX. Passeres.

Die Singvögel mit den Schwalben.

Uebrigens, man erlaube uns noch diesen Zusatz, kann wohl nicht leicht ein Nachdenkender sich mit der Geschichte dieser Geschöpfe beschäftigen, ohne mit Empfindungen des Dankes, der Rührung und der Freude erfüllt zu werden. Wenn er bey sich selbst frägt: Wer zeigte diesen kleinen Thieren aus fernen Gegenden den Weg zu ihren alten Brütorten? Welche Weisheit lehrte sie zur rechten Zeit den Bau beginnen, damit das Behältniß der zerbrechlichen Eyer, das erste Wohnzimmer der Jungen, vor ihrer An-

Ankunft fertig sey? Welche Güte entwickelt die Gefühle der Liebe erst dann, wenn die Natur den Vorrath von Lebensmitteln und Bedürfnissen für ganze Familien bereits zu Markte gebracht hat? Wer lehrte die jungen Waisen gerade so, wie ihre ihnen zu früh entrissnen Eltern bauen? Wer gab ihnen das Maaß, damit das Nest für die ganze Haushaltung hinreiche? Wer zeigte ihnen die Kunst, ein festes Gewölbe zu machen? Wo ist ein Korbflechter, der mit solchen Werkzeugen ein so festes Gebäude zu Stande zu bringen vermöchte? Wer kann diese und ähnliche Fragen thun, ohne mit Liebe und Bewunderung und Vertrauen an das Wesen zu gedenken, das so weise, so gütig für alles sorgt, allen wohlthut?

Ist aber wohl eine Sprache stark genug, den gerechten Unwillen gegen Mißhandlung und unnöthige Zerstörung so lieber Geschöpfe auszudrücken? Und kann wohl ein Freund derselben ohne tiefen Schmerz durch einen Wald wandeln, in dem kindischer Muthwille erwachsner und unerwachsner Knaben eine Todesstille hervorgebracht hat, so daß nun kein Elternpaar mehr locken, kein Junges zwitschern kann?

Tab.

Tab. I.

Der Goldadler.

Falco Chrysaëtos, *l'Aigle royal, doré.* (1)

Der schwarzbraune Adler.

Falco Melanaëtus, *l'Aigle commun.* (2)

Nicht mit Unrecht führt der Adler den Königstitul unter seinen gefiederten Mitgeschöpfen. Sein kühnes Auge scheuet nicht den blendenden Glanz der Sonne, und mit unwiderstehlichem Fluge trotzt er Stürmen und Ungewittern. Dem Könige der vierfüßigen Thiere, dem Löwen, ähnlich, verschmäht er großmüthig eine kleinere Beute, und lange muß ihn das Krächzen der Krähe und das Geschwätz der Aelster reizen, bis er sich entschließt, ihrem ungestümmen Lärm ein Ende zu machen. Er lebt, wie der Löwe, bloß von dem Ertrage seiner Jagd, und erniedrigt sich nie wie andre Raubvögel, zum Genusse des Aases. Sein Jagdrevier behauptet er mit strengem Ernst, vertheidigt muthig den Besitz desselben gegen jeden Eingriff, und duldet in dem Umfange seiner kleinen Monarchie keinen Mitgenossen seines

Raubes, seine Familie ausgenommen. Auch geben ihm seine funkelnden Augen, seine entsetzlichen Krallen, die das, was sie einmal festhalten, nie wieder loslassen, seine fürchterliche Stimme und seine Unbändigkeit und Blutbegierde eben das Recht zur Königswürde in den Lüften, das jener auf der Erde besitzt. Von jeher widerfuhr dem Adler große Ehre. Sein Flug im Sonnenlichte machte ihn zum Sinnbilde des Genies. Er trug die Blitze Jupiters, gieng als Feldzeichen vor den siegreichen römischen Legionen her, und prangt noch heutiges Tages in den Wappen der ersten Häuser. Sobald bey den Vergötterungs-Feyerlichkeiten der alten römischen Kaiser der Scheiterhaufen mit der Leiche angezündet wurde, ließen die Priester einen **Adler** steigen, der, wie sie deutlich zu sehen vorgaben, die Seele gen Himmel trug. Auch hatte nur der Kaiser das Recht, einen **Adler** zu opfern.

Der **Adler** gehört unter die **Raubvögel**, die die erste **Ordnung** der **Vögel** ausmachen. Diese zeichnen sich besonders durch starke Füße, scharfe Krallen, und einen starken gekrümmten Schnabel, dessen oberer Theil an den Seiten in zwo scharfe, schneidende Ecken auslauft, und bey den meisten an

der

der Wurzel mit einer fleischigen Haut bedeckt ist, aus. Lebendige Thiere und Aas ist ihre Nahrung. Nur Ein Paar hält sich zusammen. Ihr Fleisch ist ungenießbar. Vier Gattungen, die Geyer, die Falken, die Eulen und die Würger rechnen die Lehrer der Naturgeschichte zu den Raubvögeln. Unter diesen faßt die Falkengattung die meisten Arten, (nach Latham 118) in sich, und auch unser Adler gehört in das große Falkengeschlecht, das ein gekrümmter Schnabel, eine wachsartige Haut an der Wurzel desselben, ein ganz befiederter Kopf und eine am Ende gespaltne Zunge kennbar macht. Alle Falkenarten auch nur zu nennen, würde uns zu weit führen; aber das Interessanteste und Angenehmste von ihnen erwarten unsere verehrten Leser mit Recht.

Wenn Kühnheit, Majestät, Edelmuth und Stärke auch unter den Vögeln den Rang bestimmen, wie es unter den Menschen — seyn sollte; so gebührt unserm Goldadler (Stein- Stern- Königs- Land- großer Adler 1.) unstreitig der erste Rang. Er hat wohl drey Fuß vom Schnabel bis zum Schwanze in die Länge, und mißt mit ausgespannten Flügeln acht Fuß. Der männliche Goldadler ist um ein Drittel kleiner, als der weibliche. Diese Son-

derbarkeit bemerkt man bey allen Raubvögeln. Es ist das um so auffallender, da wir von unserm Hausgeflügel wissen, um wie viel größer unsre Haus- oder Puterhähne als ihre Weiber sind, und also um des Eyerlegens und Brütens willen das Weib des Raubvogels aus den Händen der Natur ihre ansehnlichere Größe wohl nicht erhalten haben kann, da bekanntlich unsre fleißige Henne, zu unserm Glücke, weit mehr Eyer legt, als die Gattinn des Adlers.

Der Goldadler hat einen starken, blaulichen Schnabel mit einer hellgelben Wachshaut. Seine großen Augen liegen tief im Kopfe, und funkeln ungemein. Der nußbraune Regenbogen, der sie umgibt, und der trockne feste Krystall in demselben wetteifern mit dem Feuer des Diamants. Die Augenlieder bewegen sich von oben herab. Eine andere höchst wohlthätige Augendecke aber geht von unten hinauf und schützt das Auge vor dem Sonnen- und Schneeglanz. Der Rachen ist fast eine Faust weit. Der Goldadler hat einen untersetzten Körper, feste Knochen, starke Flügel, starre Federn, und seine natürliche Stellung verräth immer Stolz und Kühnheit. Seine Farbe ist eine Abwechslung von lohgelb, braun, schwarz und glänzender Rußfarbe. Die Füße sind ganz

bis

bis an die Zehen gefiedert, und dieß unterscheidet ihn von den meisten andern Adlern. Diese Federn verwahren die Füße theils vor den Bissen und Krallen der Thiere, die ihm zur Nahrung angewiesen sind; theils schützen sie diese Felsenbewohner vor der an ihrem Aufenthalt so grimmigen Kälte. Hiezu dienen auch die vortrefflichen Flaumfedern, die die Natur an den empfindlichsten Theilen anzubringen wußte. An den schön gelben und stark geschuppten Zehen befinden sich vier spitzige schwarze Krallen, deren Hinterste am längsten ist. In seinem Schlunde ist ein geräumiger Beutel oder Kropf. Dieser fehlt sonst den Raubvögeln, und vertritt nur bey denen, die sich von Körnern nähren, die Stelle des ersten Magens der wiederkäuenden Thiere. Ueberhaupt haben die fleischfressenden Thiere einen kleinern Magen, und einen weit kürzern Darmkanal, als die, die weniger nahrhafte Speisen zu sich nehmen. Unverkennbar ist darin die Weisheit ihres Schöpfers, der durch die Vortrefflichkeit der Werkzeuge zur Verarbeitung eines schlechtern Futters das zu ersetzen wußte, was diesem an Güte und Nahrungskraft fehlt. Im Winter ist der Goldadler sehr fett und sein Fleisch nicht sogar widerlich, als von andern Raubvögeln. Sein Aufent-

halt sind die gemäßigten und kältern Theile der ganzen alten Welt. Er wird in Schweden, Dännemark, Frankreich, Deutschland, und zwar vorzüglich in Schlesien und Thüringen, in Persien, Arabien, Griechenland, auf den pyrenäischen, irrländischen und karpatischen Gebirgen angetroffen. Auf unzugänglichen und steilen Felsen ist seine Wohnung. Hier horstet er und baut sein Nest, das von einer Festigkeit und Dauer ist, die es vermuthen lassen, er baue für seine ganze Lebenszeit ein für alle Male eine so dauerhafte Wiege. Sie ist flach, und besteht aus künstlich zusammengeflochtnen Ruthen und Stäben. Diese liegen an beyden Enden fest auf, und Zweige und Schilf sind die Bindfaden, womit er alles zusammenfügt. Sechs Schuh beträgt ein solches Nest im Durchschnitte, und ist stark genug, den Adler, seine Gattinn, die Jungen und den nöthigen Vorrath von Lebensmitteln zu tragen. Der fürchterlich überhängende Fels ist das Dach, und Federn und die Häute erwürgter Thiere die Ausfütterung desselben. Zum Glücke für das Thierreich legt das Weibchen nur 2—3 Eyer, unter denen zum öftern ein unfruchtbares ist. Nach einer Brutzeit von dreyßig Tagen, während deren die Mutter sehr emsig ist, verlassen meistens

stens zwey Adler die Eyhüllen; sie sind zuerst weiß, dann blaßgelb und endlich rothbraun. Oft verleitet Mangel und Hunger die Mutter, das schwächste und gefräßigste ihrer Jungen selbst aufzufressen. Die Eltern bringen ihnen lebendige Hasen u. d. um die kleinen Tyrannen frühe an Mord und Blut zu gewöhnen. Doch kommt ihnen diese Sorgfalt nicht immer zu gute. Listige Bauern fesseln den jungen Adler im Neste an, lauern auf die Zurückkunft der mit Beute beladnen Eltern, und stehlen das gebrachte Futter, sobald diese wieder weg sind. Ohne einen Helm auf dem Kopfe ist es nicht zu wagen. Aber länger als drey Wochen geht dieser Betrug nicht an. Denn nun stoßen die Eltern ihre Jungen aus dem Neste und nöthigen sie, ihr Brod selbst zu suchen. Auf alles macht der kühne Goldadler Jagd, und er ist in den Lüften und Wäldern furchtbar. Tauben, Hühner, Enten, Schildkröten, Schlangen, Schwäne, Reiher, ja selbst Hirsche, Gemsen, Lämmer, Hasen sind seine Beute. Er frißt nicht unmäßig und begnügt sich zum Trunke mit dem Blut seiner Opfer, das bequem auszusaugen ihm die Natur eine Zunge mit einer Rinne gab. Alle Morgen wirft er sein Gewölle, d. h. er gibt die vom gestrigen Raube im Kropfe gesammelten Haare und

Federn in Gestalt eines Ballens von sich. Sein Gesicht ist scharf. Von der größten Höhe herab, von der der Mensch den beträchtlichsten Gegenstand nicht bemerken würde, sieht er den kleinsten bestimmt und deutlich. Ohne müde zu werden oder auszuruhen, eilt er pfeilschnell in eine Höhe, in der ihn die Wolken, die er hinter sich läßt, unsern Blicken entziehen, und wenn es bey uns donnert und stürmt, so kann sich der Goldadler im schönsten Sonnenscheine belustigen. Er erreicht ein hohes Alter. Brachte es einer in der Menagerie zu Wien auf 105 Jahre, da doch Gefangenschaft, Hunger, Krankheiten und Verdruß den eingesperrten Adler oft so sehr schwächen, daß seine dunkeln Federn bleich werden; um wie viel höher mag er es in der Freyheit und in reiner Felsenluft bringen. Im höhern Alter krümmt sich sein Schnabel, so daß, wenn er ihn nicht beständig abwetzte, er keine Nahrung mehr damit fassen könnte. Seine Wildheit macht ihn zu zähmen sehr schwer, und hat ihn aus den Falkonierhäusern, in denen sonst auch er zur Jagd abgerichtet wurde, verbannt. Man darf ihm nicht wohl trauen. Eine Frau, die auf dem Schlosse Dorslan die Fasanen fütterte, wurde von einem Goldadler in die Brust gebissen, den man schon einige Zeit vorher

her durch eine Taube ins Netz gelockt hatte. Wo er Hunde, Katzen, selbst Menschen necken kann, so thut ers gewiß. Und doch hat der kühne Mensch, vor dem den Adler weder Flügel noch Stärke zu schützen vermochten, ihn zur Gazellen- Hasen- Fuchs- und Wolfsjagd mit dem besten Erfolg gebraucht; die Kirgusianer thun es noch. Ein gut abgerichteter Goldadler gilt bey ihnen im Tauschhandel ein Pferd; ein gewöhnlicher nur ein Schaf.

Weder in der Gestalt, noch in den Sitten darf sich der schwarzbraune oder gemeine Adler (2), den man bald ganz schwarz, bald ganz braun, bald von vermischter Farbe, immer aber unter dem Schwanze weiß findet, mit dem Goldadler messen. Er ist kleiner, hat aber gleichfalls eine gelbe Wachshaut auf dem bläulichen Schnabel, und schwarze, scharfe Krallen an den gelben Zehen. Die Füße sind nur zur Hälfte gefiedert. Er wird ungleich zahlreicher, als der Goldadler gefunden, und wohnt in ganz Europa und in Amerika. Auf Hasen macht er vorzüglich Jagd, wie denn der 1783 bey Leipzig erschoßne, wirklich einen Hasen im Leibe hatte; doch verschmäht er auch die kleinsten Bissen nicht. Selbst Fischteiche bestiehlt er und verschluckt die Fische immer so, daß der Kopf zu

erst in den Rachen kommt. Seine Stimme ist rauh, aber nicht so furchtbar als des Goldadlers, und kommt dem Cras des Raben nahe. Hunger oder Furcht kündigt er in höhern Tönen an. Sein stinkender Koth ist wässerig, und gleicht verdünntem Kalk. Auf Felsen und hohen Bäumen, in der Nähe von Flüssen, horstet er. In sein flaches Nest legt er 3—4 Eyer, und scheint auch darin eine gemeinere Denkungsart als der Goldadler zu haben, daß er mehr für seine Junge thut, und sie nicht so frühzeitig aus dem Neste verstößt. Er ist gelehrig, fliegt schnell, und stürzt immer in schiefer Richtung auf seinen Raub herab. Man versichert, er nehme Steine in die Luft und lasse sie dann in die Gebüsche fallen, um die versteckten Hasen aufzujagen. Die Jäger hassen ihn mit Recht, denn er richtet unter dem jungen Wild große Verwüstungen an.

Tab. II.

Der weißköpfige Adler.

F. Levkocephalos, *l'Aigle à tête blanche.* (3)

Der Hühnergeyer.

F. Milvus, *le Milan royal.* (4)

Obgleich der weißköpfige Adler (3) sich auch von

von Fischen nährt, so ist er doch mit dem großen Fischadler, oder Beinbrecher, nicht zu verwechseln, der auf Fische so erpicht ist, daß er sich lieber todt hungern würde, als daß er einen andern Bissen berührte, und der seinen Raub nächtlicher Weile oft mit einem großen Geräusche aus dem Wasser hohlt. Denn wenn dieser einen weißen Bauch, mit rostig rothen Flecken, rothbraune Flügel mit dunkeln Rändern, und einen blaulichen Schnabel mit einer dunkeln Wachshaut besitzt; so hat hingegen unser weißköpfiger Adler einen ganz weißen Kopf, Hals und Schwanz, einen bald weißen bald gelben Schnabel, und eine gelbe Wachshaut und Zehen. Das Uebrige ist von schöner brauner Farbe. Seine Länge beträgt gewöhnlich 3 Fuß und seine Schwere 9 Pfund. Doch wurde bey Kahle einer von 15 Pfunden in einem Fuchseisen gefangen.

In kältern Himmelsstrichen, um den Nuutka-Sund, um Kamtschatka, am Hudsonsbay, wo er im May anzukommen pflegt, ist er am Liebsten. Aber auch die deutschen Jäger haben die Gegenwart dieses Räubers schon oft im Thüringer Walde an zerfleischten Hirschen, Damhirschen, Rehen u. d. bemerkt. Ihrem Feuerrohr entgieng er zwar durch seinen hohen

Flug, aber dafür führte ihn seine Genäschigkeit in Fuchs- und andere Eisen. Er ist kein so menschenscheuer Einsiedler wie andre Adler, sondern wohnt gern in unsrer Nähe. Auf hohen Bäumen und Klippen flicht er aus Zweigen und Stäben sein plattes Nest, und füttert es mit Gras und weichem Moos. Das Weibchen legt zwey Eyer, oft nur eins. Aber in kurzer Zeit ist die elterliche Zärtlichkeit erschöpft. Es ist den Alten, die mit Sättigung ihrer eignen Gefräßigkeit genug zu thun haben, zu unbequem, für ihre Jungen auf die Jagd zu fliegen. Noch ehe diese fähig sind, sich selbst in der Welt fortzubringen, stoßen sie die unnatürlichen Eltern aus dem Neste. Man behauptet, daß, ohne den liebreichen Beystand des obengenannten Beinbrechers, den man seinem Nahmen nach eben für keinen so außerordentlichen Kinderfreund halten sollte, die hülflosen Kleinen meistens zu Grunde gehen müßten. Dieser soll, durch ihr Gewinsel gerührt, sie in sein Nest tragen, und diese armen Fündlinge mit eben der Treue, wie seine eignen Jungen erziehen. Inzwischen muß man auch eingestehen, daß die Brut des weißköpfigen Adlers von sehr böser, unfriedlicher Art sey. Es kommt unter ihr über dem Futter, das die Eltern bringen, oft zu

solchem Herumbeissen und Zänkereyen, daß diese, um den Proceß kurz zu machen, einen von den Zänkern auf der Stelle erwürgen. Ein unfehlbares Mittel, den Frieden wieder herzustellen!

Nur in ganz nördlichen Gegenden nährt er sich mit Fischen und Wasservögeln. Aber auch beym Fischfange begeht er eine beyspiellose Frechheit. Nie fängt er einen Fisch selbst. Im Schilf versteckt lauert er so lange, bis sich der Fischadler einen aus dem Wasser hohlt. Sobald er mit einem aufliegt, stürzt ihm unser Adler nach. Will der arme Fischadler mit heilen Knochen davon kommen, so ist kein andrer Rath, als daß er seine Beute fallen läßt, die dann der andere mit wundervoller Geschicklichkeit im Falle aufzuschnappen weiß. Aus der Haut dieses Vogels wissen die Grönländer sich Kleidungsstücke zu verfertigen. Schnabel und Füße tragen sie als Amulette, und das Fleisch essen sie.

Durch ein außerordentlich scharfes Gesicht, dem auch die Bewegungen des kleinsten Fisches im Wasser nicht entgehen, zeichnet sich der Fischaar (Entenstößer, Moosweyh) aus. Er ist klein, bewohnt die ganze alte Welt, und hat eine dunkelbläuliche Wachshaut und eben solche, nur halb befiederte Füße.

Kopf, Hals, Rücken und Schwanz sind weiß und braun gestreift. Der letztere hat schmutzig weiße Querbänder, auch lauft von den Augen nach den Flügeln hin ein brauner Streif. Die Brust hat dreyeckige, roth- und dunkelbraune Flecken. Flatternd schwebt er oft über Teichen und lauert auf die Erscheinung seiner Beute. Er trägt sie Stunden weit, um sie in Ruhe zu verzehren, und weiß das Fleisch von den Gräthen rein abzulösen. Karpfen und Forellen liebt er ungemein. Er wagt sich oft an zu große Fische, die ihn, wenn er sich, um sie zu entführen, mit den Krallen in ihren Rücken eingehauen hat, in den Abgrund hinabziehen. Ein ähnliches Schicksal erfährt zuweilen der aschgraue Adler, der die Kühnheit hat, selbst einen Seehund aus dem Wasser zu hohlen. Im Neste eines solchen fand man einmal eine zwölfpfündige Forelle.

Von Norwegen bis am Senegal berüchtigt ist der unverschämte Räuber der **Hühnergeyer**, (Gabelweyhe, Milan 4). Er ist die Pest der Taubenhäuser, Teiche und Hühnerhöfe. Ein gabelförmiger Schwanz, halbbefiederte Beine wie Fischerhosen, nakte Füße, eine mit braunen Flecken vermischte **Rostfarbe**, und ein weiß und schwarz gestreif-

streifter Kopf zeichnen ihn aus. Er hat alle Laster der Raubvögel, ohne eine ihrer edlern Anlagen zu besitzen. Eine gewisse dummdreiste Frechheit, die man für Kühnheit halten könnte, wenn nicht die Leichtigkeit, mit der man sich seiner bemächtigen kann, zeigte, daß es nur Dummheit sey, ist ihm eigen. Was noch am Meisten Bewunderung verdient, ist sein Flug. Er sitzt sehr wenig und durchstreicht an jedem Tage unermeßliche Räume. Auch ohne einen Raub zu verfolgen, kreuzt er mit großem Geschreye, beständig herum. Seine langen Flügel scheinen dann völlig unbeweglich zu seyn, indeß der Schwanz durch unaufhörliche Wendungen und Schwingungen, wie ein Steuerruder, den Flug lenkt. Er scheint in der Luft mehr zu schwimmen als zu fliegen, beschreibt stundenlang zu seinem Vergnügen ungeheure Kreise, und gleitet, sobald er einen Raub erblickt, pfeilschnell aus der Höhe herab. Seinen Nahmen **königlicher Milan** trägt er nicht etwa um königlicher Eigenschaften willen, sondern weil es eine königliche Lust war, durch den kleinern Sperber diesen feigen und tückischen Raubvogel zu jagen. Zwar fehlen ihm weder Waffen, noch Geschwindigkeit und Stärke. Aber er ergreift doch die Flucht. Der Sperber eilt ihm nach, verfolgt ihn bis

in die Wolken, und jagt ihn mit Bissen, Stößen und Flügelschlägen wieder herunter. Meist nur auf die wehrlosen Thiere macht der Hühnergeyer Jagd. Gern stiehlt er der Henne ihre Küchelchen, so wie sie aber in mütterlichem Eifer auf ihn zufährt, eilt der muthlose Dieb davon. Die Raben verfolgen ihn oft; denn auch dem Aase, das sie zu ihrem Gebiethe rechnen, geht er nach. An Ufern sucht er faule Fische. Im Flug kann er nichts fangen. Alles stößt er zuerst auf die Erde herab. Allen Arten von Haus- und Feldgeflügel stellt er nach, doch muß er oft mit schmälern Bissen, z. B. Schnecken, Fröschen, Mäusen, Schlangen, Regenwürmern ꝛc. vorlieb nehmen. Die Bauern kennen diesen Dieb sehr gut, und nageln ihn oft an die Thore ihrer Scheuer, damit andre sich daran spiegeln. Aber dieß scheint wenig Eindruck auf sie zu machen. Sie legen nur zwey fast ganz runde Eyer, die eine weißliche Farbe mit blaßgelben Flecken haben. Ihr Nest ist auf hohen Bäumen und in Felsenlöchern, nicht ohne List gebaut. Gern bekleiden sie es außen mit verdorrten Blättern und dürren Reisern, damit es für ein altes, längst verlaßnes angesehen werde. So lieb den Jungen die wärmenden Sonnenstrahlen sind, so wagen sie sich doch nicht an

die Sonne, wenn ein Mensch in der Nähe ist, wovon sie die Stimme ihrer hochfliegenden Eltern benachrichtiget.

In Guinea findet man eine ähnliche Art Hühnergeyer, die wo möglich noch unverschämter als die Unsrigen sind. Sie stehlen den Weibern auf dem Markte die, wohl nicht für sie, ausgelegten Fische weg; ja sie sollen im Senegal den Bootsleuten sogar den Bissen aus dem Munde nehmen, was wir jedoch nicht verbürgen wollen.

Der Vogel, den die Jäger in Deutschland gewöhnlich **Milan**, auch **Bley- und Hühnerfalke** nennen, ist die **Halbweyhe**, die die Größe einer Saatkrähe, einen Eulen ähnlichen Kopf, blauen Schnabel, eine oben aschgraue und unten weiße Farbe, schwarze und graue Schwungfedern, einen sonderbaren Kranz von steifen weiß und braunen Federn um den Kopf herum, gelbe Beine und einen aschgrauen, schwarz bandirten Schwanz hat. Sie kann nicht hoch fliegen, auch im Fluge selbst nichts fangen. Doch ist sie den Rebhühnern, Enten, Gänsen rc. sehr gefährlich. Sie blendet das stärkste Licht eben so wenig, als die strengste Kälte sie beunruhiget. Gekochtes Fleisch ißt sie nur, wenn sie recht hungrig

ist; ehe sie aber Brod, Käse, Aepfel, Weintrauben, und Würmer anrührte, würde sie lieber Hungers sterben. Feld= und Hausmäuse verschluckt sie gierig und gibt das Fell in einem Ballen von sich. Sie nistet in der Tiefe, und legt 3 Schieferfarbige Eyer. Sonderbar war die Vorsicht einer gefangnen Halbweyhe in Absicht des Trinkens. Nur wenn sie sich ganz allein glaubte — und davon versicherte sie sich durch scheues Herumblicken, näherte sie sich ihrem Trinkgefäße. Aber noch trank sie nicht gleich; noch oft sah sie mißtrauisch um sich, und überlegte es lange, bis sie endlich den Schnabel bis an die Augen ins Wasser steckte. Sollte nicht dieß beweisen, daß die Raubvögel, von denen man behauptet sie trinken nie, nur vor den Menschen nicht trinken, weil dann ihr schärfster Sinn, das Gesicht, wenigstens so lange sie saufen, ihnen unbrauchbar ist?

Tab. III.

Der Heiducken=Adler.

F. Cristatus, *Aigle hupé du Bresil.* (5)

Der Sekretär.

F. Serpentarius, *le Secretaire.* (6)

Ein wirklich schönes Aussehen hat der brasilianische

sche Heiducken=Adler (5), der auch der guineische, gehaubte, gekrönte, der Orenoko=Adler, die Harpye heißt. Die Brasilianer nennen ihn: Uritavi Cuquichu Caviri, und die Mexikaner: Yzquauthli, und machen uns durch diese Pröbchen wenig Lust, ihre Sprache zu lernen.

Stärke und Muth leuchten diesem Adler aus den in rothgelben Kreisen funkelnden Augen. Der bis unter sie gespaltne Schnabel ist samt der Wachshaut braun und hat um die Angeln eine gelbe Einfassung. Kopf, Kehle und Brust haben weißliche und röthliche Federn mit kleinen schwarzen Flecken; der Rücken, die weißgeränderten Flügel, und der Schwanz sind braun oder schwärzlich; die Schwungfedern sehr dunkel. Außerdem hat dieses schöne Thier getiegerte Schenkel, orangegelb geschuppte Zehen, starke, schwarze Krallen, und, was es am Meisten auszeichnet, eine Krone auf dem Wirbel seines Kopfs. Hier sind nähmlich zwo längere und zwo kürzere Federn, die es nach Gefallen aufrichten oder sinken lassen kann. Oft kommt dieser Adler vom festen Lande der neuen Welt nach den Antillischen Insuln. Ueberhaupt aber pflegen sich die Adler auf den kleinern Insuln nur als Pilgrime aufzuhalten. Man

hielt es daher für etwas Außerordentliches, daß, als Kaiser Tiberius in Rhodus war, sich auf dem Hause, das er bewohnte, ein Adler niederließ, und die Hofleute erschöpften darüber ihren Witz in Schmeicheleyen.

Die Bewohner von Tabago nennen den Heiducken-Adler den Adler von Orenoko. Dieser scheint, allen Beschreibungen nach, vollkommen mit dem überein zu kommen, den man 1752 von der guineischen Küste lebendig nach London brachte, und den **Edwards**, aus dessen vortrefflichem Werke der Unsrige genommen ist, nach dem Leben abgezeichnet hat. Freylich ist Amerika von Guinea weit genug entlegen: inzwischen ist es bey den ungeheuren Luftreisen der Vögel, von denen wir noch Beweise genug geben werden, eben gar nicht unmöglich, daß beyde von Einer Art seyen, bey der nur die Temperatur der Luft einen kleinen Unterschied in den Federn bewirkt haben kann.

Uebrigens verläugnet unser Heiducken-Adler, ob er gleich kleiner als seine Brüder ist, weder in der Schärfe der Sinnen, noch in der Kühnheit sein Geschlecht. Sein Blick ist durchdringend, seine Stärke unwiderstehlich, sein Flug leicht, hoch, pfeilschnell.

Er greift kein ruhendes Thier an, sondern wartet, bis es sich in die Luft schwingt. Dann stößt er wüthend auf dasselbe, zerreißt es in Stücken und verschlingt es. Großmüthig scheint er den Krieg und Angriff im offnen Felde einem heimtückischen Ueberfalle vorzuziehen. Die Arrase und kleinen Papageyen fallen oft in seine mörderischen Klauen.

Einen andern Raubvogel von der Falkengattung, der mit einer Art Krone prangt, müssen wir, vorzüglich um seiner Bosheit willen, unsern Lesern in dem **Tharu**, der in Chili zu Hause ist, bekannt machen. Er versteht die Kunst, mit dem Geflügel, auf das er ein Absehen hat, vertraut zu thun. Plaudernd, und mit affektirtem Ernst, schreitet er unter demselben herum, und hebt allmählich den Kopf immer etwas weiter in die Höhe. Sobald ihm dann irgend eines so recht bequem unter dem Schnabel durchgehen will, so haut er es nieder und springt ihm als ein wahrer Verräther auf den Rücken. Er ist nicht größer als ein Kapaun, und trägt auf dem Kopfe einen in der Mitte niedrigen, an den Seiten höhern Federbusch. Auf den höchsten Bäumen baut er sein Nest, das wie ein kleiner, viereckiger Kessel gestaltet, und mit Wolle, Haaren und Federn, den

Ueberresten seiner Diebereyen, ausgefüttert ist. Das Männchen ist weißlich, das Weibchen aber graubraun und legt 5 weiße, graugefleckte Eyer.

Ein höchst sonderbares Thier ist der Sekretär (6), der auf dem Kap und den Philippinen zu Hause ist. Für den ersten Anblick könnte man ihn für einen Sumpfvogel halten. Er ist vom Wirbel bis auf die Füße 3 Schuh hoch. Auf seinem Kopfe prangt, längs dem Halse hin, ein Federbusch, den er nach Gefallen aufrichten kann und sinken läßt. Sein Schnabel ist schwarz, die Wachshaut gelb. Die Augen liegen in kahlen, orangeröthlichen Kreisen. Den Schwanz ausgenommen, der aus schwarzen Federn mit weißen Enden besteht, ist der ganze Vogel bläulich aschgrau. Zwo Schwanzfedern in der Mitte, die über die andern weit hervorgehen, verlängern den Schwanz ungemein. Die Füße sind stark, lang, braun, mit schwarzen, nicht allzulangen Klauen versehen, und haben das Sonderbare, daß er sie wohl vorwärts nicht aber rückwärts strecken kann. Mit diesen faßt er seinen Raub, und wirft ihn so lange gegen die Erde, bis er todt ist. Er kann schnell laufen, fliegt aber schlecht und nur wenn er muß. Am Kap hat man ihm die Verminderung

der

der Eidechsen, Ratten und Schlangen zu verdanken, weswegen er auch Schlangenfresser heißt.

Tab. III.

Der Edelfalke.

Falco Gentilis, *le Faucon.* (7)

Auch selbst den Vögeln, die doch die Natur durch Flügel vor Sklaverey zu schützen schien, wußte der unternehmende Mensch das Joch der Knechtschaft aufzulegen, und sie zum Gehorsam zu zwingen. Unter diese gehört der Edelfalke, dessen Unglück seine vorzüglichern Talente waren. Ihn hat sein scharfes Gesicht, das längst zum Sprichwort ward, sein entschloßner Muth, seine Stärke und Unverdrossenheit dem Menschen empfohlen, so daß er nun da Beute hohlen muß, wo die Kunst unserer Jagdhunde und die Kraft unserer Feuerrohre ein Ende hat. Doch gelang es nie, ihn selbst zum eigentlichen Hausthiere zu machen. Sein Geschlecht blieb ununterjocht, und man kann weiter nichts, als einzelne fangen und abrichten.

Ob der Falke seinen Nahmen von seinem Fluge oder seinen Klauen habe, weil beyde einer Sichel

(Falx)

(Falx) gleichen, wollen wir nicht entscheiden. Er hat die Größe einer Henne, zuweilen die eines Hahnes, Kopf und Hals sind oben rostfarbig und schwarz gestreift, der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel graubraun, und mit Rostfarbe eingefaßt; der ganze Unterleib, vom Kinne bis zum Schwanze ist weiß: nur befinden sich an Hals und Brust herzförmige, dunkelbraune Flecken, und an dem braunen Schwanze 4—5 aschgraue, schmutzig weiß eingefaßte Bänder. Die beste Art hat seegrüne Füße und Zehen; die schlechtere gelbe. Inzwischen ist das Kleid dieses Vogels nach seinem Alter ungemein verschieden. Seine Stimme ist ein durchdringendes, widriges Geschrey. Er ist der muthvolleste Raubvogel, der oft dem Hühnergeyer seinen Raub abjagt, ihn selbst aber unverletzt läßt, weil er den Niederträchtigen zu sehr verachtet. Auf Fasanen ist er höchst erpicht. Unbeschreiblich ist die Höhe, Geschwindigkeit und Dauer seines Flugs. Der berühmte Falke Heinrich des II, Königes von Frankreich, der sich bey der Verfolgung eines Vogels von Fontainebleau verirrte, wurde gleich den Tag darauf in Maltha gefangen und an seinem Ringe erkannt; und ein aus den Kanarischen Insuln gebür-

tiger

tiger Falke flog von Andalusien bis in seine Heimath, Teneriffa, in 16 Stunden zurück. Uebeln Geruch kann der Falke nicht ertragen. Aas berührt er daher nie. Sein Alter bringt er sehr hoch, und erst vor kurzem wurde in England einer gefangen, an dessen Ring man sehen konnte, daß er vor mehr als 100 Jahren schon Dienste gethan habe. Er wohnt auf den unzugänglichsten Klippen der höchsten Gebirge im nördlichen Europa und Nordamerika. Alle Jahre schickt der König von Dännemark nach Ißland und Norwegen einige Leute, die Falken fangen müssen. Es ist kaum möglich, sich unter allen Gefahren, denen der Mensch aus Gewinnsucht trotzt, eine größere vorzustellen, als die ist, junge Falken, deren Wohnung durch Eis und Schnee und Klippen gegen jeden Ueberfall unüberwindlich verschanzt scheint, lebendig zu fangen; und wenn auf einer Seite der Gedanke tröstend ist, was der unternehmende Mensch kann, so ists auf der andern niederschlagend, was er muß, um seinen Unterhalt zu verdienen. Aus Reisern baut der Falke sein Nest auf Klippen, und er ist klug genug, es an der Mittagsseite einer Felsenwand anzubringen, um seine künftigen Jungen vor dem rauhen Nordwinde zu schützen.

Aus den 3—4 Eyern, die er im März legt, sind die Jungen im May schon so weit erwachsen, daß sie fliegen können. Auch die Falken jagen ihre Jungen, aus Mangel und Nothwendigkeit gedrungen, sehr bald aus dem Neste. Allzujung aber darf man die, die zum abrichten bestimmt sind, nicht herausnehmen. Sie werden sonst ungelehrige Schreyer. Ein paar Monate müssen sie alt seyn, doch auch nicht älter, wenn sie nicht schon zu störrisch und unbändig seyn sollen. Bekam man sie zufällig jünger, so macht man ihnen ein ihrem Neste ähnliches Lager und füttert sie mit Fleisch.

Man darf nicht glauben, daß an so jungen Vögeln ihr wildes, räuberisches Naturell minder sichtbar seyn werde. Auch die Erziehung der jüngsten Falken ist mit unbeschreiblicher Mühe verbunden. Bey schon ältern würde vollends alles fruchtlos seyn. Vielleicht macht es unsern Lesern Vergnügen, zu erfahren, wie der kluge Mensch es angefangen habe, ein die Freyheit so sehr liebendes Geschöpf, als der Falke ist, der überdieß in einer Minute völlig aus unsrer Gewalt seyn kann, so abzurichten, daß er freywillig wieder in die Sklaverey zurückekehrt. Hunger und ein durch Kunst hervorgebrachter Wahnsinn

sind die beyden Lehrmeister, deren sich der Falkonier bedient. Jenen erregt er dadurch, daß er ihm, außer der gänzlichen Versagung aller Nahrungsmittel, vermittelst einer Art Brechpillen, den Magen rein ausscheuert. Sie bestehen aus Bällen von Flachs und Federn, und reizen das arme Thier zu unaufhörlichem Erbrechen. Ist es nun vom Hunger genug gequält worden, so füttert es sein Plagegeist, und legt dadurch den Grund zu einer bleibenden Anhänglichkeit und Erkenntlichkeit gegen ihn. Aber jetzt warten des Falken noch weit größere Qualen. Um ihn durch eine Art von Wahnsinn seines vorigen Zustandes gänzlich vergessen zu machen, legt man ihm lederne Fesseln an die Füße, und stellt ihn in einen freyhängenden Reif. So wie er einschlafen will, stößt man an den Reif, dessen schwankende Bewegung den Falken nöthigt, sich beständig, nicht ohne Anstrengung, festzuhalten. Diese grausame Uebung wird drey, auch mehrere Tage und Nächte, ohne alle Unterbrechung fortgesetzt, und nun verfällt er in die Dumpfheit und den Wahnsinn, worin er seiner vorigen Freyheit gänzlich vergessen zu haben scheint. Nichts bleibt ihm, als ein blinder, körperlicher Trieb, sich in die Luft zu schwingen und auf Vögel zu stoßen.

Daß es Dummheit, ohne irgend einen deutlichen Begriff, sey, beweist er dadurch, daß er auf einen Schwarm Raben, die ihn übel zerzausen, und auf ihm überlegne Raubvögel stößt, und überhaupt Dinge thut, die, ohne Wahnsinn bey ihm anzunehmen, sich nicht erklären lassen. Nach diesem so harten Noviziat, kommen etwas erträglichere Uebungen. Jetzt muß er eine Kappe über die Augen und einen Ring mit Schellen am Fuße tragen lernen. Auf dem Ringe befindet sich der Nahme des Eigenthümers, auf den Fall, daß der Falke sich verirrte. Hat er sich nun bey diesen vorläufigen Lektionen gelehrig bezeigt, und kennt den Falkonier, und dessen Stimme hinlänglich; so nimmt dieser ihn in den Garten, und lehrt ihn, vermittelst einiger Stücke Fleisch, sich ihm auf die Faust zu setzen. Kann er das, so wird er an das Federspiel gewöhnt. Dieß besteht aus einem schlecht geschnitzten und roth angestrichnen Holz, an dem Flügel und Füße eines Vogels befestiget sind. Für einen wahnsinnigen Falken kann dieses Kunstwerk immer als ein Raubvogel gelten. Vorne kann man ein Stück Fleisch anbringen. Hat der Falke einige Male dasselbe gefressen, so lernt er bald, auch aus der Ferne zu dem Federspiele in der Hand seines

Lehrers zurückzukehren, auf dem er immer einen guten Bissen zu finden gewiß ist. Aber noch immer hat er nicht ausgelernt. Nun nimmt ihn der Jäger aufs freye Feld, hält ihn aber an einer sehr langen Leitschnur. Er nimmt ihm die Kappe ab, und zwingt ihn mit unbeschreiblicher Geduld aufzusteigen und immer wieder zum Federspiel herabzueilen. Dieß wird in einer beständig zunehmenden Entfernung versucht, bis er es endlich so weit gebracht hat, so lange die Schnur reicht, aufzusteigen und wieder herunterzukommen. Nun lehrt man ihn das Wildprett und die Vögel kennen, zu deren Beize er bestimmt ist, zeigt ihm oft das, was ihm davon zu Theil wird, und jetzt erst kann man es wagen, ihn auch ohne Leitschnur in die Luft steigen zu lassen, um Vögel herabzustoßen. Doch verliert sich mancher und wird oft vom Winde fortgerissen.

Unaussprechlich viele Geduld kostet es Lehrer und Schüler, bis die Lehrzeit vorüber ist. In der That, das Vergnügen einer Reiherbeize ist solcher Grausamkeiten gegen Mitgeschöpfe, ist eines solchen Zeitverlustes wohl nicht wehrt. Zu einem solchen Zwecke mag uns wohl die Herrschaft über die Thiere nicht gegeben seyn: besonders, da bey dem Nachrei-

ten, damit der Falke sich nicht verliere, auch das Menschenleben in Gefahr kommt. Eigentlich treu und ergeben wird man den Falken nie machen; seine Dienstbarkeit ist nicht die edlere unsers getreuen Hundes oder Pferdes, sondern das Werk des Hungers und der Dummheit. Oft erwacht Eigensinn und Störrigkeit, und dann taucht ihm der Falkonier den Kopf ins Wasser, damit ihm die aufwallende Hitze vergehe. An manchem ist alle Arbeit verloren, weil seine Faulheit und Bosheit unbezwinglich sind. Nur ein Jahr kann man ihn brauchen. Dann in der Mauserzeit geht in seinem Innern eine Veränderung vor, die seine verlorne Unterscheidungskraft wiederherstellt, und seiner Verrückung ein Ende macht.

Die weichen Federn des Falken an Brust und Hals werden als Flaum, das Pfund zu 2 Thalern, verkauft. Sie sind für ihn ein treffliches Winterkleid, das ihm die Vorsehung schenkte, um ihn in den kalten Regionen, die er bewohnt, vor dem empfindlichen Frost zu schützen.

Unter den verschiednen Falken-Arten ist eine der kostbarsten: der ganz weiße Falke, der aus den nördlichsten Gegenden kommt. Eben so gibt es

auch

auch einen ganz schwarzen. Für einen noch fähigern Jäger hält man den **Wanderfalken**, der von der Größe unsers Raben, und ein Schrecken der Auer-Birk- und Haselhühner ist. Von lebhaften Bewegungen, hellem Blicke, hohem und sicherm Fluge ist der **Thurm- oder Kirchenfalke** (Rüttelgeyer). Er gleicht in der Größe einer Dohle, verfolgt die Sperlinge bis unter die Dächer, und stößt oft auf Singvögel, die in einem Käfig vor dem Fenster hängen. Er wohnt in der ganzen nördlichen alten Welt, nistet auf Thürmen und hohen Mauern, und läßt oft seine helltönende Stimme, Kli Kli Kli, ertönen. Durch sie schreckt und warnt er zugleich die kleinen Vögel, denen er nachstellt. Man richtet ihn auf Rebhühner und Lerchen ab; für eigne Rechnung hascht er Schmetterlinge, Wespen, Käfer, Heuschrecken u. d. Wie ein alter Ritter soll er der gekränkten Unschuld beystehen, und wenn er einen andern Falken im Kampfe mit einer Taube erblickt, immer dem schwächern Theile großmüthig helfen. Auch in der treuesten Ergebenheit gegen seine Minne, oder sein Weibchen, hat man ihn einem irrenden Ritter verglichen. Fast wie eine Taube in der Größe, ist der gemeine **Baumfalke** in Europa und Siberien.

Er verfolgt die Lerchen oft bis zu den Füßen des Jägers, bey dem die Verblendeten Schutz suchen. Ungebethen begleitet er sie auf ihren Wanderungen, und kommt wieder mit ihnen zurück, wobey er denn seinen Zehrpfennig unter ihnen zu nehmen nicht vergißt. So manche gute Bissen er und andere seines gleichen rauben, so muß man doch vom **Wespenfalken** (Bienenfresser, Mäusehabicht) anrühmen, daß er uns von allen Arten Mäusen, Hamstern, Ratten, Nattern, Eidechsen u. d. befreyt. Mit unter geht wohl auch ein Hase oder ein Vogel. Doch es sey! Die gütige Natur hat in ihrer Vorrathskammer für alle ihre Kinder immer noch genug. Um des wohlschmeckenden Fleisches willen locken ihn die französischen Hirtenjungen mit Fröschen auf Leimruthen.

Tab. IV.

Der Habicht.

F. Accipiter, *l'Autour*. (8)

Der Sperber.

Falco Nisus, *l'Epervier*. (9)

Unter die blutdurstigsten, unbändigsten Raubvögel gehört der Habicht (Stockfalke, Taubengeyer, 9). Er

Er stößt auf Vögel und vierfüßige Thiere, die so groß, ja größer sind als er, und reißt sie mit sichtbarer Wuth in Stücken. Sein Gesicht ist scharf, sein blaulicher mit einer gelbgrünen Wachshaut versehener Schnabel stark gebogen und an der Spitze schwarz; über jedem Auge ist ein weißlicher Strich. Eine braune Farbe hat er oben an Hals und Rücken, da hingegen der ganze untere Leib weiß, mit Wellenförmigen Querstreifen ist. Der Schwanz fällt aus dem Braunen ins Aschgraue und hat schwarze Querbänder. Er gehört allen gemäßigten Ländern, Afrika ausgenommen, an, und wohnt da, wo große Wälder sind, das ganze Jahr über. Sehr hoch zu fliegen ist er außer Stande, denn seine Flügel sind ziemlich kurz. Dafür aber gab ihm die Natur lange, nervige Beine mit scharfen Klauen, und ersetzte in der Stärke das, was in Absicht des Fluges fehlt. Er ist in höchstem Grade scheu und wild, wird unruhig, wenn man sich ihm nähert, und erhebt ein heißeres Geschrey, das er mit einigen scharfen, durchdringenden Tönen endigt, die eine wahre Qual für die Ohren sind.

So viel man sonst von der ehelichen Eintracht und Liebe der Vögel zu rühmen hat, so können wir das von den Habichts-Ehen durchaus nicht sagen.

Sie hauen einander mit ihren Klauen, und verbittern sich so das Leben. Sogar in der Gefangenschaft, wo doch das gemeinschaftliche Unglück eine gewisse Anhänglichkeit an einander hervorbringen sollte, fassen sie nicht die geringste Zuneigung zu einander. Man weiß vielmehr, daß ein mit ihrem Manne ein halbes Jahr eingesperrtes Habicht-Weibchen ihren Gatten in der Stille der Nacht ermordete, während daß andere Vögel friedlich der Ruhe genoßen. Auf Tauben macht der Habicht vorzüglich Jagd. Aber eben diese sind es auch, mit denen man ihn ins Netz lockt. Man stellt eine weiße Taube, die um dieser Farbe willen dem Räuber besser ins Auge fällt, zwischen Netze. So wie er schief darauf hinstürzt, scheint ihn die Mordlust so zu verblenden, daß er ruhig die Taube zerreißt, ohne seiner Fesseln gewahr zu werden. Erst wenn er fertig ist, denkt er, nun zu spät, daran, sich los zu machen. Gekochtes Fleisch verschmäht er hartnäckig. Aber je blutiger man es ihm gibt, desto gieriger fällt er darauf hin. Er rupft den Vogel zuerst, und dann zerreißt er ihn. Mäuse verschlingt er ganz. Auf Felsen und hohen Bäumen ist sein Nest, in dem man gewöhnlich fünf Eyer, die gegen das breite Ende gesprengt und an der Spitze mit einem

Ringe von purpurrothen Flecken bezeichnet sind, findet.

In den ältesten Zeiten war in Frankreich der Habicht ein sehr ehrwürdiges Geschöpf. Die Edeln und Freygebornen trugen ihn oft auf der Hand, um sich von Leibeignen zu unterscheiden. Ob der Habicht um seiner Grausamkeit gegen Wehrlose willen zu dieser Ehre kam, wissen wir nicht. Konnte aber Jemanden bewiesen werden, daß er einen Habicht umgebracht, so verurtheilte ihn das Gesetz, sich von einem Habicht sechs Unzen Fleisch aus der Brust fressen zu lassen. Dieses schändliche Gesetz, das von einem Habicht selbst nicht grausamer hätte gegeben werden können, durfte nur dann nicht buchstäblich erfüllt werden, wenn der Verurtheilte bezahlen konnte.

Auch Habichte sind schon abgerichtet worden. Sie werden aber ihren Herren leicht ungetreu, und entwischen. Merkwürdig ist die Entdeckung, daß der sonst als eine eigne Falkenart beschriebene Hühnerfalke kein andrer, als unser Habicht im zweyten und dritten Jahre sey, ehe er sein bleibendes, männliches Gewand angezogen hat.

Zwar der kleinste unter dem zahlreichen Falkengeschlechte ist der Sperber (Vogelfalke, Finken-

sperber, Finkenhabicht, Lerchensperber 9) aber deswegen weder der muthloseste, noch der enthaltsamste und friedfertigste. Im Gegentheil ist er ein verwegner Dieb, und von ihm haben gerade diejenigen unter den muntern Waldbewohnern am Meisten zu besorgen, die uns theils ihr lieblicher Gesang, theils ihr wohlschmeckendes Fleisch am Wehrtesten macht. Er ist nur so groß wie eine junge Taube, und hat eine gelbgrüne Wachshaut und gelbe Füße. Kopf, Rücken, Deckfedern der Flügel und des Schwanzes sind bald braun, bald bläulich grau; wellenförmige braune oder gelbe Streifen bezeichnen die weißlichgelbe Brust, den Schwanz aber fünf breite, schwarze Bänder. Ziemlich große Augen funkeln unter den Augenbraunen, wie unter einem Wetterdache versteckt, hervor, und Blick und Stellung verrathen überhaupt einen kleinen Wagehals. Das Weibchen ist stärker, muthiger und geschickter als das Männchen, und wird eben darum zum Abrichten diesem vorgezogen. Nicht übel nennen daher die Franzosen eine Ehe, worin die Frau den Mann ernährt, wenigstens mehr als er taugt, eine Sperberehe (mariage d'epervier). Der Sperber wohnt im gemäßigten Europa, und nistet auf Tannen, Felsen, Thürmen u. d. Seine

Eyer sind weiß und haben am stumpfen Ende rothe Flecken, die einen Kreis bilden. Obgleich das Weib ihrer vier und mehr legt, so kommen doch gewöhnlich nur zwey Junge auf die Welt, die mit mütterlicher Sorgfalt verpflegt werden, bis sie sich selbst forthelfen können. Kleine Vögel sind die Nahrung des Sperbers. Besonders scheint ihm das Finkenfleisch über alles zu gehen. Auf hohen Bäumen legt er sich auf Kundschaft und lauert, bis Finken sich gesellschaftlich niederlassen, um Nahrung zu suchen. Aber statt ihrer finden nun viele in seinen Klauen den Tod, und fürchterlich ist das Blutbad, das er oft unter ihnen anrichtet. Er ist das ganze Jahr über unser Gast, und sucht sein Stück Brod nie in der Fremde. Sein Hunger ist so groß, daß er zuweilen seinen eignen Mist frißt. Lerchen, Rebhühner, Staare, ja auch Käfer haben alles von ihm zu besorgen. Die erstern drücken sich in seiner Gegenwart ängstlich gegen die Erde hin, und scheinen dann aus Ehrfurcht keinen Flug zu wagen. Eben daher kann man sie, indem man einen flatternden Sperber auf der Hand sitzen hat, wie junge Gänse, vor sich her in ein Netz scheuchen. Er wird leicht zahm und zum Fange kleiner Vögel abgerichtet. Auch bey ihm ist Hunger der

beste Lehrmeister. Sein Herr darf ihm recht gut begegnen, wenn er ihm nicht entwischen soll. Zuweilen thut er es auch aus Zorn, wenn ihm seine Beute entgieng. Man fängt ihn und andre seines Gelichters auf Vogelheerden mit Netzen, indem der versteckte Vogelsteller an einer schlaffen Schnur mehrere kleine Vögel befestiget hat, die die hingestreuten Körner fressen. Sobald ein Raubvogel sich sehen läßt, zieht jener die Schnur an. Die Kleinen flattern auf, so weit ihre Fesseln es erlauben. Gierig stürzt der Raubvogel herunter und geräth ins Netz. Am schwarzen Meere sind die Sperber so häufig zu gewissen Zeiten, daß ein Vogelsteller wohl hundert in einem Tage fangen kann. Ihr Fleisch soll nicht übel schmecken. Doch durften die Juden es so wenig, als das von irgend einem Raubvogel essen. In Egypten, wo so Manches göttliche Ehre erlangte, widerfuhr diese auch dem Sperber. In Persien aber wird eine große Menge derselben zur Jagd abgerichtet. Wer es weiß, wie die Perser Sperber und andere Vögel so abzurichten wissen, um selbst größere und stärkere Thiere durch sie fangen zu lassen, der wird auch hierin dem erfindrischen Witze der Menschen Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen.

Man

Man gewöhnt diese Vögel zuerst, aus den Augenhöhlen der ausgestopften Thiere, auf die man sie abrichten will, zu fressen. Dann werden diese erst nur durch Menschen, hierauf durch ein Pferd in vollem Laufe fortbewegt. Der Sperber eilt dem gewohnten Speisebehältnisse unaufhaltsam zu. Ist es demnach ein Wunder, wenn er jedem Thiere, auf das er vom Jäger losgelassen wird, zuerst die Augen aushackt, und das unglückliche Geschöpf dadurch so lange aufhält, bis dieser hinzukommt, und ihm vollends den Fang gibt? Eine andere Methode des Abrichtens ist in Persien die, daß man auf dem Kopf und an der Nase der ausgestopften Thiere, die sie dereinst lebendig fangen sollen, Fleisch befestiget, die Thierpuppen fortbewegt, und so die Raubvögel auf sie zueilen und nach der Nase hauen lehrt. Mit einer kleinen Paucke ruft man sie vom Raube ab. Wie gewöhnlich diese Art zu jagen in Persien sey, kann man daraus schließen, daß Dampier im königlichen Jagdhause 800 Raubvögel fand, die auf wilde Schweine, Esel, Gazellen, Kraniche, Gänse und Rebhühner abgerichtet waren. Sie wurden großen Theils aus Rußland dahin gebracht.

Lächerlich ist es in der That, welche verschiedne

medizinische Heilkräfte dem Sperber zugeschrieben werden. Denn sein Fleisch wird gegen die fallende Sucht, die pulverisirten Klauen gegen Dyssenterie, sein Fett gegen Haut=Krankheiten, und sein Koth gar zur Erleichterung schwerer Geburten empfohlen.

Unter den Sperbern selbst gibt es mehrere Spielarten. Inzwischen erlauben uns die engen Gränzen unsrer Blätter nicht, mehrere Glieder von der so ansehnlichen Falkenfamilie anzuführen. Zufrieden, die Vorzüglichsten näher beschrieben, und außer ihnen mehrere genannt zu haben, verlassen wir jetzt diese Gattung Raubvögel, in der Ueberzeugung, vom Könige, dem Goldadler bis zum kleinen Sperber herab, doch Manches vorgebracht zu haben, das der Aufmerksamkeit unsrer verehrten Leser nicht ganz unwürdig war.

Tab. V.

Der Lämmergeyer.

Vultur barbatus, *le Vautour barbu.* (10)

Weniger edel von Gestalt und Sitten als die Vorige, ist eine andere Gattung von Raubvögeln, die

die die Geyer in sich faßt. In allen Stücken verräth der Adler mehr Edelmuth und thierische Vorzüge, als der Geyer. Jener will keine andre Beute, als die der Lohn seines Kampfes ist; dieser wagt sich nur dann an Lebendige, wenn es ihm an Aas fehlt. Jener geht seinem Gegner allein zu Leibe, verfolgt und besiegt ihn ohne Gehülfen; dieser fällt, mit mehreren vereinigt, wie eine Strassenräuberbande, über ein einziges Opfer her. Jener ist Krieger, dieser ein bloßer Räuber. Jenen ruft Leben und Bewegung zum edlen Kampfe auf, und diesen ladet pestilenzialischer Todtengeruch zum Fraße ein: und wenn der Adler an Adel und Großmuth dem Löwen gleicht; so vereinigt der Geyer die Grausamkeit des Tiegers mit der eckelhaften Gefräßigkeit des Schakals.

Ein nackter Kopf, ein gerade aus gehender Schnabel, der erst an der Spitze hackenförmig umgebogen ist, und eine gespaltne Zunge sind die auszeichnenden Karaktere der Geyer. Gemeinschaftliche Freßlust und Feigheit, nicht gesellige Tugenden, vereinigen ihrer eine größere Anzahl, als man sonst bey Raubvögeln beysammen zu sehen gewohnt ist. So fallen in Brasilien zuweilen ihrer hundert zugleich den müde von der Arbeit nach Hause gehenden Ochsen

an, beissen ein Loch in die Haut, und fressen so, unter tausend Leiden dieses guten, arbeitsamen Thieres, sein Fleisch von innen heraus. Ihr Flug ist träge, und nicht ohne Anstrengung und mehrmaliges Ansetzen heben sie sich allmählich in die Luft empor. Ihre Stellung ist unedler, als die des Adlers. Sie sitzen meistens in sich gekrümmt. Ihre Gefräßigkeit macht ihnen den großen Kropf, den sie besitzen, sehr wohlthätig. Kürzer und weniger gekrümmt, als bey andern Raubvögeln, sind ihre Klauen. Auch hierin verräth sich die weise Oekonomie der Natur. Denn wozu brauchte auch ein vorzüglich für die Aufzehrung des Aases bestimmter Raubvogel starker Klauen, die eigentlich nur zum Festhalten einer kämpfenden Beute sind? Er sättigt sich ja mit Leichen, die er nicht erst festzuhalten braucht. Der ganze Körper der Geyer ist mit weichen Flaumfedern überdeckt, die fast wie Wolle aussehen, so daß, wenn man die großen Federn ausreißt, ein gerupfter Geyer einem geflügelten Schafe gleicht. Aber eben diese Wolle gibt seinem Felle einen vorzüglichen Werth. In Kairo wird das kostbarste Pelzwerk davon gemacht, und man kann da die schönsten Kleider, mit Geyerhäuten gefüttert, in den Kaufmannsgewölbern

dern kaufen. Eben daher werden sie von den Bauern häufig gefangen. Ihre Gefräßigkeit ist oft ihr Verderben. Denn sie fressen sich so voll, daß sie sich nicht emporheben, sondern mit Hunden gehetzt, wohl gar mit Prügeln und Steinen getödtet werden können.

Zu wünschen ist zum Wohl der Menschen, daß der Geyerfang nicht allzu emsig aus Gewinnsucht betrieben werde. Denn die **Geyer** sind die größten Wohlthäter der Menschheit in den heißen Erdstrichen. Hier, wo die Nachläßigkeit und schlechte Landespolizey zum öftern Menschen und Thiere auf dem Felde verwesen und die Luft verpesten läßt, hat die weise Natur, als Vormünderinn der sorglosen Menschen, die **Geyer** als Todtengräber aufgestellt. Ihr scharfer Geruch wittert jedes Aas von ferne. Sie verzehren das, was nun nicht mehr nützen, wohl aber durch giftige Ausdünstung entsetzlich schaden würde und erhalten dadurch tausend Menschen das Leben. Sie folgen den Karavanen auf dem Fuße nach, lagern sich da, wo jene ihr Lager aufschlagen, fressen die weggeworfnen Eingeweide des Schlachtviehes, und verzehren die vielen Leichname und Aeser, die bey diesen mühseligen, durch die Ueberfälle arabischer Horden oft so blutigen, Zügen auf den

Strassen liegen bleiben. Sie begeben sich, wie die Hyäne und der Schakal, gern auf Schlachtfelder, und verdienen durch ihre Gefräßigkeit hier unsern Dank weit mehr, als die, die ihnen Nahrung verschaften. Auch wenn der sich ergießende Nil wieder zurücktritt, und viele todte Thiere liegen läßt, versammeln sich einige Geyer; doch hat die Natur, um sumpfige Gegenden zu reinigen, ein eignes Geschlecht, die Sumpfvögel, aufgestellt, von denen hernach noch die Rede seyn wird. Zur Ehre der Egypter muß man gestehen, daß sie es ganz einsahen, was sie den Geyern schuldig sind. Nicht zufrieden, ihnen den Abgang, Unrath und alles Aas zum Futter zu überlassen; so erstreckt sich das Erbarmen der Muselmänner, aus Religionsgrundsätzen, so weit, daß beym Auf- und Untergange der Sonne den Geyern auf dem Platze Romeli frisches Fleisch vorgeworfen wird. Der Aufwand hiezu wird aus Stiftungen bestritten, die von besondern Freunden dieser Vögel einzig hiezu errichtet werden. Auf Obelisken und Mumienbekleidungen wurde in den ältesten Zeiten schon der Geyer verewigt, und ihn zu tödten bey Lebensstrafe verbothen.

Der größte unter unsern europäischen Geyern

ist der Lämmergeyer (Bartgeyer, Goldgeyer 10). Er ist wohl 4 Fuß lang, und mißt mit ausgespannten Flügeln bey zehn Fuß. Im Grunde ist er der größte aller europäischen Vögel. Von der untern Kinnlade seines purpur- fleischfarbnen Schnabels hängt ein langer haariger Bart herab. Glänzend funkelt der gelbe Augenstern, in dunkelrothem Kreise, und wie ein Schnurbart ziehen sich vom oben stark gewölbten Schnabel schwarze Streifen hin, dergleichen auch über den Kopf laufen. Sein Oberleib ist dunkel graubraun, der Unterleib röthlich gelb und schmutzig weiß. Seine Füße sind stark befiedert, und enden sich in bleyfarbige Zehen mit starken Krallen. Seine Heimath sind die Tyroler und Schweizer Alpen. Auf dem Gotthard, dem Grimsel und in den Wildnissen beym Pfefferbade, selbst auch in Siberien, wird er gefunden. Derjenige aber, den wir nach einem vortrefflichen Originale Edwards haben abbilden lassen, war aus Santa Crux. In seiner Nahrung weicht er darin von den gewöhnlichen Geyern ab, daß er nur dann Aas frißt, wenn er nichts Lebendiges erhaschen kann. Ziegen, Schafe, Gemsen sind seine gewöhnliche Speise. Es muß in der That ein großes Schauspiel seyn, einen Lämmer-

geyer die Gemse verfolgen zu sehen. Welche furchtbare Sprünge mag sie nicht von Felsen zu Felsen machen, bis sie seine Beute wird. Daß er Kinder stehle, scheint ein ungerechter Vorwurf zu seyn; wenigstens kann man selbst in der Schweiz, so allgemein diese Sage herrscht, doch keine einzige bestimmte Thatsache in Erfahrung bringen.

In den unzugänglichsten Einöden, die keines Menschen Fuß je betritt, baut er sein Nest. Noch nie soll es gefunden worden seyn. Doch behaupten andere, man habe schon durch folgendes Wagstück ihm seine Eyer weggenommen. An einem Seile, das an einem eingerammelten Pfahle befestiget ist, hilft man sich an den schrofen Klippen hin bis zum Neste selbst, steckt die Eyer zu sich, und läßt sich dann von denen, die beym Pfahle selbst stehen, an dem Stricke wieder herbeyziehen. Verhält sich die Sache wirklich so, so ist sie ein neuer Beweis von dem Unternehmungsgeiste der Menschen, der, auch um eines armseligen Gewinnes willen, zuweilen tausend drohenden Lebensgefahren unerschrocken entgegengeht.

In Menagerien hat man schon Beyspiele gesehen, daß das Weibchen eines Lämmergeyers, ohne Paarung, zwey Eyer, von der Größe ein Gänseeyes, gelegt hat.

Weit

Weit größer noch als dieser, und nicht mit ihm zu verwechseln, ist der in der Farbe einer Aelster ähnliche Condor oder Greifgeyer, von dem wir immer noch keine ganz zuverläßige Abbildung besitzen. Er ist mit ausgespannten Flügeln 15—18 Fuß breit, und unläugbar der größte Vogel, der fliegen kann. Denn dem Wuchse nach ist der Strauß höher. Daß er Kälber, Hirsche, Rehböcke, sogar zehnjährige Knaben in die Luft schleppe, das wollen wir endlich noch glauben; daß er aber Elephanten aufhebe, und dann zu Tode fallen lasse, ist zuverläßig erdichtet. In Peru und Chili ist seine Heimath, doch will man in Persien, Indien, Lappland ähnliche Luftungeheuer gesehen haben. Seine Schwungfedern sind am Kiele wohl Fingers dick, und seine Füße von außerordentlicher Stärke und Dicke. Auf seinem Kopfe hat er einen Fleischkamm ohne Kerben: und vorn an der Kehle eine rothe, kahle Haut. Sein Flug macht ein entsetzliches Getöse, und seine Stärke ist so groß, daß kaum ein Ochs ihr widerstehen kann. Die Wälder besucht er gar nicht, denn seine Flügel fordern einen weiten Spielraum, desto öfter aber ist er an Ufern und Küsten und sucht Fische. Wider Geyerart ist er sehr kühn, doch scheint er erwachsne Menschen

schen zu scheuen. Sein Menschenraub kommt manchem theuer zu stehen. Man bildet ein Kind aus klebrigem Thone. Er eilt darauf zu, und schlägt seine Krallen so tief ein, daß er sie nicht mehr herausbringt. Sein Nest, man kann sich die Größe selbst vorstellen, macht er auf den Kalapassenbaum, der unter den Bäumen gerade so ein Koloß, wie der Condor unter den Vögeln ist. Es hängt wie ein aus den Zweigen desselben unordentlich geflochtner Korb daran. Wahrscheinlich hat der Condor die Veranlassung zu den zween fabelhaften Vögeln Roc und Greif, von denen die arabischen Feenerzählungen so viel wissen, gegeben.

Tab. VI.

Der große Geyer.

Vultur cinereus, *le grand Vautour*. (11)

Der Geyerkönig.

Vultur papa, *le Roi des Vautours*. (12)

Abenteuerlich genug ist das Aussehen des großen oder aschgrauen Geyers (11), mit seinem struppigen Kopfputze. Er ist so groß, zuweilen größer als ein Adler, und mißt nach der Länge 3, der Breite aber nach

nach 7 Fuß. Braune Flaumfedern umgeben den obern Theil seines Kopfes. Auch er ist mit einem Barte, jedoch unter der Kehle, geschmückt. Eigentliche Haare aber sind das nicht, sondern nur haarförmige Federn. In zwo weißen Binden lauft eine Art von Halszierrath nach der Brust zu, über der eine weiße Querbinde ist. Der ganze übrige Körper ist braun. Eben diese Farbe haben die Schwungfedern und der Schwanz, die aber etwas ins Aschgraue spielen. Stark befiedert sind die Füße, und die Zehen gelb, mit schwarzen Klauen bewaffnet.

Auf hohen Gebirgen in Europa wohnt er am Liebsten, und kommt nur in die niedrigen Gegenden, um Aas zu suchen. Zu diesem Berufe erhielt er aus den Händen der Natur, wie andre seiner Gattung, einen so scharfen Geruch, daß er bis auf eine Stunde weit todte Körper wittert. Es ist das für den Geyer um so nothwendiger, weil er im Flug unbehilflicher als der Adler ist, und nicht so lange auf Hoffnung herumschwärmen kann. Daß er aber schon zween bis drey Tage zuvor es rieche, ehe seine künftige Speise wirklich todt ist, (*), das möchte wohl eine

(*) Triduo ante aut biduo volat, ubi cadavera futura sunt. *Plin.*

naturhistorische Legende seyn; wenigstens müßte dann die Fäulniß vor dem Tode erfolgen.

Eine wahre Schönheit unter den 23 Geyerarten ist der Geyerkönig (Kuttengeyer, Mönch 12). Sein kahler Kopf und Hals verweisen ihn unter die Geyer, obgleich seine Flügel kürzer sind, und seine Größe nur die eines kalekutschen Hahnes erreicht. Der starke röthliche Schnabel, die orangefarbige breite Haut, die einen schlappen Kamm bildet, der bald auf diese, bald auf jene Seite fällt, die scharlachrothe Einfassung der schönen Augen, die schwarzen Dunen, die beyde umgeben, mit einem dunkeln Purpur-Flecken, der niedliche Büschel auf dem Wirbel, der schöne, rothe Hals, und die aschgraue, weiche Halskrause, in die er, wie in eine Mönchskappe, Hals und Kopf zurückziehen und verhüllen kann, und die vollkommen den ehemals üblichen Federpalatinen der Frauenzimmer gleicht: alles dieß vereinigt sich, dem Geyerkönig ein vorzüglich schönes Ansehen zu geben. Brust, Bauch und Schenkel spielen ins Aurorafarbige, das Uebrige ist schwärzlich grün, und bräunlich, die Füße aber sind schmutzig weiß mit schwarzen Krallen.

Er

Er gehört zuverläßig bloß der neuen Welt, dem südlichen Amerika an, so manchmal er auch schon Ostindien, ohne hinlänglichen Grund, zugeschrieben worden ist. Er ist ein Feind der Kälte, und scheint eben darum mit dem wärmenden Palatine von der Natur bekleidet worden zu seyn.

Wer aus seinem schönen Ansehen auf wirkliche Vorzüge vor andern seines Geschlechts schließen wollte, der würde sich sehr betrügen. Im Gegentheile ist er weder reinlich, noch großmüthig. Er riecht höchst unangenehm, und selbst die Wilden, die doch sonst eben so eckel nicht sind, verschmähen sein Fleisch. Nur die schwächsten, wehrlosesten Thiere müssen ihm zur Nahrung dienen. Eidechsen, Schlangen und Ratten sind es, die er am Häufigsten verschlingt. Kann er auch die nicht antreffen, so begnügt er sich mit dem Unflath der Menschen und Thiere.

Wir verlassen jetzt diese in der Haushaltung der Natur so unentbehrlichen und verkannten Geschöpfe. Doch noch immer können wir unsre Leser nicht mit geliebtern Vögeln unterhalten. Ein neues, wo möglich noch schauerlicheres, Geschlecht von Raubvögeln, wartet unsrer.

Tab. VII.

Der Uhu.

Strix bubo, *le grand Duc.* (13)

Die kleinste Ohreule.

Strix Scops, *le petit Duc.* (14)

Nie herrscht in der Natur bey allen Geschöpfen zugleich todte Stille und gänzliche Unthätigkeit. Wenn Menschen und Thiere sich dem süßen Schlummer überlassen, der ihnen am Abende eines in nützlicher Geschäftigkeit durchlebten Tages willkommen ist: so erwachen die nächtlichen Raubthiere, wozu sich nicht selten selbst der Mensch erniedriget, und gehen ihrer Nahrung nach. Auch die Vogelklasse hat in ihrer Mitte, wie die der vierfüßigen Thiere, solche Mitglieder, und dieß sind vorzüglich die Eulen aller Art. Sie sind Freundinnen der Nacht und Dunkelheit, und schon das weißagt uns für ihren Beruf nichts Gutes, läßt uns manche nächtliche Mordthat von ihnen erwarten. Inzwischen muß diese ihre Bestimmung im Ganzen so schlimm nicht seyn: sonst würde ihnen nicht die gegen alle ihre Kinder so mütterlich gesinnte Natur eine zu diesem mörderischen

Berufe

Berufe so zweckmäßige Einrichtung gegeben haben, die ihnen denselben ungemein erleichtert. In dem großen, runden Katzenkopfe der Nachtraubvögel, oder Eulen, funkeln zwey höchst empfindliche Augen, die dadurch, daß sie bey Tage vom Sonnenlicht geblendet werden, eben nicht mehr Schwäche, sondern nur eine größere Reizbarkeit verrathen, und weiter nichts beweisen, als daß sie, ihrem kunstvollen Baue nach, einen geringern Grad von Licht bedürfen, um scharf zu sehen. Die Morgen- und Abenddämmerung, so wie mondhelle Nächte, sind die Arbeitsstunden der Eulen. Unermüdet jagen sie dann ihrer Nahrung nach, bis der Aufgang der Sonne sie in ihre Schlupfwinkel scheucht, wo nun ihr Feyerabend anfängt. Daß sie aber am Tage nicht das Geringste, und in stockfinstrer Nacht sehr gut sehen können, ist beydes unerweislich und grundlos. Ihr Augapfel ist unbeweglich. Sie müssen also, um nach verschiednen Richtungen zu blicken, den Kopf bewegen, und zum Glück ersetzte ihnen der Schöpfer jenen scheinbaren Mangel durch die äußerste Beweglichkeit des Kopfes. So wie sie Athem hohlen, zieht sich der Stern im Auge bald zusammen, bald erweitert er sich. Dieses geschieht bey der Ausdehnung,

jenes beym Zusammensinken der Lunge. Allein nie wird dieser Stern in die Quere, sondern ganz in der Rundung, concentrisch, größer oder kleiner. Vielleicht hat unter allen Geschöpfen die Eule das feinste Gehör. Das leiseste Geräusch erweckt sie, und der unmerkbare Fußtritt eines Mäuschens, das stille Rauschen des Baumblattes, bey dem der Vogel schlummert, entgeht ihr nicht. Aber sie besitzt auch, um die weite Oeffnung ihrer Ohrmuschel, die eigentlich der Vorhof des Gehörganges ist, öffnen und schließen zu können, gewisse, den Augenliedern ähnliche Federdeckel. Nie wird den etwas wälzenden Flug der Eulen ein Geräusch verrathen. Die weichen Fahnen an den Schwungfedern, und die feinen Flocken an den übrigen Spulen, machen ihn so leise, daß die ruhige Stille der Nacht dadurch nicht im Geringsten unterbrochen wird, und die armen Thiere, auf die sie Jagd machen, ihre Annäherung erst dann erfahren, wenn sie bereits in ihren Klauen sind. Hasen, Kaninchen, Fleder- und alle andere Mäusearten, Vögel u. s. w. sind ihre Nahrung. Zuweilen fressen sie sich selbst auf. Sie nehmen große Bissen zu sich, und können zu dem Ende ihren hackenförmigen Schnabel sehr weit aufsperren. Er ist mit

vor-

vorwärts liegenden Federn bewachsen, und beyde Hälften sind außerordentlich beweglich. Auch um ihren etwas plumpen Körper besser unterstützen zu können, ließ sie die Natur nicht unberathen. Sie gab der Aeussersten unter den drey Vorderzehen die Einrichtung, daß sie nach vorn und hintenzu beweglich ist, und also das Thier so sitzen kann, als wäre es vorn und hinten zweyzehig. Die Flügel durchkreuzen sich hinten über dem Schwanze, der aber ziemlich kurz ist. Am Tage ist der Flug der Eulen taumelnd und ungewiß. Jetzt versammeln sich die kleinern Vögel, Meisen, Finken, Drosseln u. d. in großen Schaaren um sie. Unter beständigem Geschwätz und Hohngelächter über seine Ohnmacht am Tage, necken und berupfen sie nun den armen Nachtvogel, und haben ihren Spott mit ihm. Zuweilen mischt sich ein grober Rabe darein, und reißt ihm einen Büschel Federn aus, oder die Krähe fällt eben so unbarmherzig, als er am Tage ist, über ihn her, und rächt den Tod ihrer Verwandten. Er vermag bey alle dem nichts, als, wie hingepflanzt auf seinen Ast, alberne Geberden zu machen. Selbst dem, dem eben sonst die Leiden eines Thieres kein Lachen abgewinnen können, würden sicher die Neckereyen

reyen der Kleinen, und die Unentschlossenheit des Großen lächerlich vorkommen. Er fährt zusammen, wendet gravitätisch Kopf und Hals nach allen Richtungen, blinzt mit den Augenliedern, knackt mit dem Schnabel, wechselt unaufhörlich mit der Stellung seiner Zehen, so daß die bewegliche bald vor- bald hinterwärts steht, und sträubt die Federn; allein er wehrt sich nicht gegen seine kleinen Plagegeister, die sich nun für ihre nächtlichen Sorgen rächen. So wie aber die Abenddämmerung einbricht, fliehen die Spötter, und jetzt tritt wieder Ehrfurcht an die Stelle des Hohns. Doch wußte der Mensch diese Spottlust recht gut zu benützen. Er stellt zu seinen Leimruthen eine Eule hin. Alles versammelt sich zum gewohnten Spaße, den man aber dießmal mit Freyheit und Leben bezahlen muß. Die Eulen wandern nicht. Die Natur versah sie mit einem warmen Pelze und schuf Mäuse u. d. genug, um die Kälte einer für andere Thiere nahrungslosen Jahrszeit glücklich zu überstehen. Auch versagte sie ihnen das Gesicht, das zu Verfertigung der Reisekarte auf eine so weite Reise nöthig ist. Doch behaupten einige, die kleine Ohreule ziehe den Wachteln nach, die ihrer Fettigkeit wegen bey Nacht reisen, und den Tag über im kühlen Schatten ruhen. Un-

Unter dem aus 44 Arten bestehenden Eulengeschlechte entdeckt man zwo auffallende Verschiedenheiten. Einige derselben haben, fast wie die Ohren der Säugethiere, in die Höhe stehende Federn, andere aber nicht. Sie zerfallen daher in zwo Familien, von denen die Eine die **Ohreulen**, die andere die mit glattem **Kopfe** in sich faßt.

Die größte unter den **Ohreulen** ist der **Uhu** (Schuhu, Schuffut, Großherzog 13). Mit ausgespannten Flügeln mißt er fünf Fuß, sonst ist er so groß wie eine Gans. Die als Ohren emporstehenden Federn sind schwärzlich; der Rücken ist rothgelb, schwarz und weiß gesprenkelt, der Unterleib weißgelb mit länglich schwarzen Flecken. Ein gelber Ring umgibt seine großen, schwarzen Augäpfel, feine Flocken bedecken sein Gesicht, und lange, röthlich braune Federn seine Füße, die starke Krallen haben. Sein Weibchen ist von dunklerer Farbe. Er ist so stark, daß er einen Adler bezwingen kann. Er schreyt mit fürchterlicher Stimme **Huyhu, Huhu.** Dieß ist sein Feldgeschrey, wenn sonst tiefe Stille im Walde herrscht, womit er die Waldbewohner unsanft genug aus dem Schlafe weckt. **Frisch** bemerkte bey einem gefangnen **Uhu**, daß er aus Hunger **Puhu** rief.

Hustete oder räusperte sich eine alte Person, so fieng er ein helles Gelächter an, fast wie ein betrunkner Bauer lachen würde, und wiederhohlte jedesmahl darauf sein Uhu, Puhu so geschwind als möglich. Dieß deutete Frisch so, er habe jenes Husten für seines Weibchens Stimme gehalten. Aus Angst kreischte er wie ein Tagraubvogel. Ob diese Uebersetzung der Uhusprache ganz treu und richtig sey, müssen wir dahingestellt seyn lassen.

Auf dem Rücken hoher Berge, in alten wüsten Thürmen, in zerstörten Schlössern wohnt er. Selten läßt er sich in die Ebene herab. Seine Beute sind junge Hirschen, Rehe, Hasen, Kaninchen, Ratten, Schlangen, Kröten, Eidechsen, sogar auch Schröter und Maykäfer. Sehr zärtlich sorgt dieser Unhold für seine Junge, wenigstens für eine wohlversehene Speisekammer. Oft liegt in seinem Neste ein Vorrath von Wildprett aller Art. Vielleicht findet man in keinem Neste so viel, als im Uhu Neste, es müßte denn buchstäblich wahr seyn, was Geßner von einem Adlerneste erzählt, in dem man 300 Enten, 100 Gänse, 40 Hasen und sehr viele große (wahrscheinlich auch in einer runden Zahl,) Fische angetroffen haben soll. Der Uhu ist sehr glücklich

im Raube, jagt den Weihen oft ihre Beute ab, und sein weniger empfindliches Gesicht erlaubt ihm etwas früher Abends auszufliegen, und Morgens etwas später heimzukehren, als andre Eulen. Sein Nest baut er in Steinklüften. Es hat 3 Fuß im Durchmesser, und besteht aus Reisern, die mit biegsamen Wurzeln zusammengeflochten und mit Blättern gefüttert sind. Hier legt das Weibchen 3 fast ganz runde, schneeweiße Eyer, die etwas größer als Hühnereyer und von starker Schale sind. Will man die Jungen packen und aus dem Neste nehmen, so zeigen sie frühe ihren Muth. Sie setzen sich zur Wehre, und blasen laut und gewaltig, fast wie ein schnarchender Mensch.

Oft stürzt ein ganzer Schwarm von Krähen auf den Uhu zu. Sie schreyen entsetzlich; er überschreyt sie alle. Meistens endigt sichs damit, daß er eine zerfleischt. Dieses traurige Exempel verscheucht nun die Uebrigen. Um den Geyer herbeyzulocken, bedienen sich die Jäger eines Uhus. Sie machen seine ohnehin schon seltsame Gestalt dadurch noch abenteuerlicher, daß sie ihn mit einem Fuchsschwanz auszieren. Der Geyer erblickt von ferne den ihm ganz fremden Waldbewohner. Der Vorwitz treibt ihn nä-

her — und er staunt so lange, bis die abgerichteten Raubvögel, die man auf ihn losläßt, oder ein Schuß des Jägers ihn seine Neugierde zu spät bereuen lassen. Bey Fasanerien hält man den **Uhu** gern in einem Käfig. Raben und Krähen, die die Fasanen oft beunruhigen, kommen nun desto häufiger herbey, und werden mit Windbüchsen geschossen. Er ist fast überall zu Hause. In Italien findet man einen Uhu mit ganz schwarzen Flügeln, und einen kahlfüßigen.

So schädlich der **Uhu** der Wildbahn wird, so nützlich ist hingegen dem Menschen die mittlere **Ohreule** durch Verminderung der Wasserratten, die den jungen Fischen und Wurzeln so großen Schaden thun. Ihre kurzen Federbüsche bestehen aus 6—10 Federn. Sie ist oben rostgelb braun gefleckt, und aschgrau bespritzt, unten blaßgelb mit dunkeln Streifen und hat dunkelbraune und rostfarbne Schwungfedern, und einen aschgrau und dunkelbraun gestreiften Schwanz. In der Größe gleicht sie einer Nebelkrähe, und hat funkelnd gelbe Augen und einen schwarzen Schnabel. Noch nie hat man ein Nest von ihrer Arbeit gefunden. Zu bequem sich selbst eins zu bauen, sucht sie ein verlaßnes Nest von Weihen, Raben, Krähen, Aelstern, Eichhörn-

chen.

chen. Hier hinein legt das Weibchen 4—5 weiße, rundliche Eyer. Die hervorkommenden Jungen tragen in den ersten 14 Tagen ein ganz weißes Jugendkleid. Im Winter sieht man diese Ohreule öfter, als im Sommer. Waldige Gebirge, Felsenklüfte und hohle Bäume sind ihr Lieblingsaufenthalt. Wird sie angegriffen, so wehrt sie sich mit ihren krummen Klauen und Füßen ihrer Haut tapfer genug. Auch sie wird zum herbeylocken anderer Vögel gebraucht, und es ist immer bemerkenswerth, wie geschickt doch der Mensch, selbst die Vögel, deren Fleisch und Federn für ihn keinen besondern Werth haben, gleichsam als Häscher zu gebrauchen weiß, um andre in seine Gewalt zu bekommen, die ihm entweder zur Speise dienen, oder an deren Verminderung ihm um ihrer Gefräßigkeit willen liegt. Ihr Ruf Hoho soll für die kleineren Vögel eben die Reize, wie das Huhu des Uhu für die Größeren, haben. Sie macht tausend komische Geberden und gauckelnde Bewegungen. Doch scheint sie nicht der Vogel zu seyn, der bey den Alten Tänzer, Gauckler, Possenreisser hieß, und unter dem Nahmen Numidisches Fräulen oder Jungfer vorkommt.

Eine noch kleinere Gestalt, die der Drossel gleich kommt, und die bloß aus einer Feder auf beyden Seiten bestehenden Ohren machen es sehr leicht, die kleinste Ohreule (14) von den beyden vorigen Gattungen zu unterscheiden. Wenn sie todt ist, legen sich die beyden emporstehenden Federchen, mit denen sie sonst allerley Bewegungen macht, so fest an den Kopf an, daß man sie für eine glattköpfige Eule halten könnte. Ihre Farbe ist eine Abwechslung von Roth, Grau, Braun und Schwarz. In einigen Gegenden **wandert** sie, in andern aber bleibt sie das ganze Jahr. Dafür, daß sie den Feldmäusen, die dem Getreide so schädlich werden, so emsig nachstellt, verdient sie den Dank der Menschheit. Oft schon bemerkte man, daß indem diese Geißel gewisse Gegenden bedrohte, und den Landmann mit Entsetzen erfüllte, eine Menge solcher Ohreulen, wie von der Vorsehung ausdrücklich gesandt, herbey kamen, und in wenigen Tagen der Landplage steuerte. Wer weiß, ob nicht auch da mancher Unwissende, sich über die Menge dieser Thiere beklagte, die als seine Wohlthäter kamen! Auch May- und Roßkäfer und Nachtschmetterlinge dienen ihr zur Nahrung.

Tab.

Tab. VIII.

Die Nachteule.

S. Aluco, *la Hulotte.* (15)

Die Schleyereule.

S. Flammea, *l'Effraie.* (16)

Die Brilleneule.

(17)

Unter unsern einheimischen Eulen ohne Ohren ist die Nachteule (große Baumeule, gemeine Eule, schwarze Eule, 15) die größte. Denn die weit grössere Tageule, die ganz weiß ist, und sich durch einen rauschenden Flug auszeichnet, verliert sich nur einzeln nach Deutschland, ohne je ihre bleibende Wohnung da aufzuschlagen. Unsre Nachteule ist so groß wie eine Henne, und klaftert mit ihren Flügeln 3 Schuh. Ihr runder Kopf, Augen, Nase und Schnabel sind in einen Federschleyer gehüllt, den sie, vermittelst eigner Muskeln, aufheben und sinken lassen kann. Durch ihn, und die wundervolle Einrichtung ihres Ohres kann sie den Schall mindern und mehren. Nicht der leiseste Ton entgeht diesem nächtlichen Freybeuter, ja der Federkreis um die Augen scheint

die

die Dienste eines Hohlspiegels zu thun, und die schwachen Strahlen zu sammeln. Der Regenbogen im Auge ist nußfarben; der Schnabel weißgelb. Der Rücken dieser **Nachteule** ist röthlich aschgrau, mit braunen und schwarzen Querflecken, Kreuzchen und Streifen, der Unterleib weiß mit schwarzen und braunen ins Kreuz durchschnittnen Flecken bezeichnet. Unter den Schwungfedern ist die vierte und fünfte die längste: die erste hat einen gezähnelten Bart. Doch findet sich das Letztere auch bey andern Eulen. Die zottigen Füße sind weiß und schwarz punktirt. Ihr Flug ist schwankend, aber leise, und ihr Geschrey Hu, Hu, Hu, Hu.

Das **Männchen** ist etwas heller als das **Weibchen**. Das Letztere legt vier hellgraue, rundliche Eyer, fast wie die einer jungen Henne. Auch diese Eule bedient sich fremder **Nester**. Die Junge sind im Anfange in perlgraue und weiße Wolle gekleidet. Im Sommer **wohnt** die Nachteule in hohlen Bäumen. Sie fängt viele kleine Vögel, Ratten, Mäuse, Käfer, und gibt hernach das Gewölle von sich. Ist ihre Jagd auf dem Felde von geringem Ertrage, so nimmt sie ihre Zuflucht in Scheunen, wo sie sich durch fleißiges Mäusefangen Ansprüche

auf

auf unsre Dankbarkeit erwirbt. Sie kehrt aber sehr früh, meistens wenn die Hasen sich vom Rammeln nach Hause begeben, wieder zurück und versteckt sich ins Dickig blätterreicher Bäume, wo sie den ganzen Tag über wie eine Bildsäule sitzt, es müßte dann ein starker Regen sie nöthigen, im geliebten Baume selbst ein Obdach zu suchen. Nichts, als Hunger in der nahrungslosen Jahrszeit ist im Stande, diesen menschenscheuen Einsiedler den Wohnsitzen der Menschen näher zu bringen.

Ganz verschieden von ihr denkt in diesem Stücke die Schleyereule (Perl- Kirch- Eule 16), die das Gewühl volkreicher Städte und die Nähe der Menschen zu lieben scheint. Ihr Körper hat weiße, perlartige Punkte. Ein herzförmiger, weiß und rothbrauner Federschleyer, der das ernsthafte Gesicht verhüllt, ein aschgrau gewässerter Oberleib, mit weißen und schwarzen, wie Schnüren gereihten, Flecken, ein bald blaßrother, und schwarz punktirter, bald schimmernd gelber Unterleib geben diesem Vogel ein schönes Ansehen. Er ist wie eine große Taube, und der innere Rand seiner mittlen Klaue gezähnelt. Europa und die nördlichen Länder von Asien und Amerika sind seine Heimath.

Das kreischende Klagegeschrey dieser Schleyereule, Sche, Schei, Gre, Grei, wird für eine Todesbothschaft gehalten, und die Nähe der Kirchhöfe, da Kirchdächer und Thürme ihre Wohnung sind, und der wirklich schauerliche Ton, trägt nicht wenig bey, sie als Abgesandten aus dem Reiche der Schatten dem Aberglauben darzustellen. Setzt sie sich vollends auf ein Haus, und ändert den Ton in Etwas, so weiß die geschäftige Einbildungskraft sehr bald das Opfer ausfindig zu machen, dem sie ruft. Ueber kurz oder lang stirbt sicher jemand im Hause, oder in der Nachbarschaft, ein Verwandter oder ein Gemüthsfreund, und die Eule behält Recht.

Ihre **Nahrung** besteht in Ratten, Feld- Haus- und Fledermäusen, jungen Vögeln und Käfern. An ihr bemerkt man keine Spur von der sonst so rührenden Geschäftigkeit der Vögel, ihren Nachkommen eine bequeme Wiege zu erbauen. Findet sie kein **Nest** von andern Vögeln, so legt sie im Frühjahre ihre 5—7 Eyer sogleich in Mauerklüfte, Dachsparren, verwitterten Kalk und Mörtel, ohne sich darum zu bekümmern, wenigstens durch Moos und Blätter das Lager weich zu machen. Die im Anfange ganz weißen Junge lassen sich nicht übel essen. Sie werden

den von ihren Eltern mit Mäusen und Insekten genährt. Den Tag über hält sich die Schleyereule in ihren Winkeln verborgen. Erst die Dämmerung ruft sie hervor. Oft nöthigt sie die Kälte zum gesellschaftlichen Leben. In der schönen Jahrszeit liebt sie den Wald. Sie ist nicht schwer zu fangen, aber desto schwerer zu erhalten. Denn sie verweigert hartnäckig auch die geringste Nahrung zu sich zu nehmen und will durchaus — frey leben oder sterben. Oft erhebt die arme Gefangne ihr wehmüthiges Sche, Schei. Ihre Schwestern kommen nun wirklich herbey und lassen sich auf dem Vogelhause nieder. Aber eben dieser zärtliche Antheil kostet ihnen oft selbst Freyheit und Leben. Nur wenn sie frey ist, ruft sie Gre, Grei, und dieß läßt vermuthen, daß dieß die eheliche Sprache seyn möge. Die, dem Sprichworte nach, ohnehin nicht fetten, Kirchenmäuse werden von den Schleyereulen fleißig weggefangen; auch stehlen letztere das Oehl aus den Kirchenlampen, und mögen schon manchen Küster in Verdacht gebracht haben, wenn sie lange unentdeckt ihre Portion hohlten, und dem armen Manne immer unbegreiflicher wurde, warum er so oft nachgießen müße. Oft besuchen sie die aufgestellten Schlingen und Spren-

kel, und stehlen die gefangnen Drosseln und Schnepfen.

Sehr unschuldig ist die Schleyereule bey den Mongolischen und Kalmukischen Tartarn zur göttlichen Verehrung gekommen. Denn als der Stifter ihres Reichs Cingis Chan von seinen Feinden überfallen und in die Flucht geschlagen wurde, verbarg er sich in einem kleinen Gebüsche. Auf dieses setzte sich nun eine Schleyereule. Seine Verfolger hielten es für unmöglich, daß da ein Mensch verborgen seyn könnte, wo dieser Vogel säße, und suchten ihn also gerade da nicht, wo er wirklich verborgen war. Dieser Rettung des geliebten Cingis Chan hatte es von nun an, bis auf den heutigen Tag, die Schleyereule zu verdanken, daß sie für heilig gehalten wurde. Einen Busch von ihren Federn auf dem Kopfe zu tragen, war die höchste Zierde, und einige Stämme verehren sogar noch ein Götzenbild in Gestalt einer Eule, dem sie die wirklichen Füße dieses Vogels ansetzen.

Um ihres sehr sonderbaren Aussehens und ihrer Seltenheit willen, verdient hier die **Brilleneule** (17) noch kürzlich erwähnt zu werden. Ein nicht sehr großer, nur leicht befiederter, weißer Kopf, ein starker, hell-

gelber

gelber Schnabel, mit schwarzen Borsten, hochgelbe Augenringe, eine regelmäßige, braune Brille, eben so rothbraune Flügel, Rücken und Schwanz, mit weißen Enden, ein quer über die Brust gehendes braunes Band, eine gelblich weiße Farbe des Unterleibes und der bis an die Zehen befiederten Füße, und hornfarbe Klauen, zeichnen diese seltene Eulenart, die nach einer aus Cayenne kommenden in England zum ersten Male abgebildet wurde, aus. Von ihren Sitten und Gewohnheiten wissen wir nichts zu sagen, weil sie noch viel zu wenig beobachtet worden ist.

Tab. IX.

Der große Kauz.

Ulula, *la Chouette*, *la grande Chevêche.*

Der Mann und das Weib. (18)

Das Käuzchen.

Strix passerina, *la petite Chouette ou Chevêche.* (19)

Waren einige der bereits beschriebnen Eulenarten gern in der Nähe von Menschen, und liebten in der schönen Jahrszeit das Grüne; so ist hingegen unser gro-

großer Kauz ein Feind der Menschen und der Natur, der unsern Wohnungen und Wäldern nur selten nahe kommt. Da, wo hingegen Steinmassen und schrofe Felsen den Zugang erschweren, in Felsenklüften, in den Ruinen von Bergschlössern, bey denen nur selten ein Wandrer sich seegnend vorübereilt, an Abgründen und Steinbrüchen, **wohnt** er in schauerlicher Einsamkeit. Seine **Heimath** ist das nördliche Europa; doch scheint die Nachteule, die auf den französischen Insuln in Amerika ihre Wohnung in unterirdischen Gängen hat, und der Teufel genannt wird, mit unserm Kauze von gleicher Art zu seyn.

Der **große Kauz** (Steineule, Steinkauz, 18), hat die **Größe** der Schleyereule. Seine Hauptfarbe am Rücken und an den Flügeln ist dunkelbraun mit schwarzbraunen oder schwarzen Flecken, die hie und da etwas weiß gesprenkelt sind. Die Brust ist ein blasses, schmutziges Aschgrau mit dunkeln, länglichen Flecken, die, fast wie Flämmchen, oder wie Hermelinschwänzchen, gestaltet sind. Ein schöner, gelber Regenbogen umgibt das Auge, und ein ansehnlicher Schleyer ziert die vordere Seite des Kopfes, der nicht gar so dick und unförmlich ist, wie

bey

bey andern Eulenarten. Der Schnabel ist braun und in dem borstigen Bart ziemlich versteckt: die Füße stark gefiedert und die Klauen schwarz. Das Weibchen hat auf den Flügeln einige etwas hellere Spiegel. So gefürchtet ein kindischer Aberglaube den großen Kauz gemacht hat, so halten doch hie und da die Landleute ein großes Stück auf ihn, weil er eine Menge von Feldmäusen vertilgt. Diese, nebst Käfern und Nachtschmetterlingen, sind auch seine gewöhnliche Nahrung. Im April hört man ihn zum öftern Gu, Gu, schreyen. Will aber Regenwetter einfallen, so verändert er sein Geschrey und ruft Goyon. Das Weibchen baut kein regelmäßiges Nest. Doch sammelt es Genist, auch Wolle u. d. m. zuweilen auch Stein und Kalkbrocken, und legt zu Anfang des Märzes 2—6 weiße Eyer, die fast wie die einer Holztaube sind. Eine schneeweiße Wolle ist das erste Kleid der Jungen, die wie Küchelchen pipen. Nicht ohne viel Entschlossenheit vertheidigt die Mutter ihre Kleinen, wenn eine räuberische Katze in ihr Gehege kommt. Der Zweykampf zwischen dieser und unserer Käuzinn wird so ernsthaft, daß er sich durchaus nur mit dem Tode der einen oder der andern endigt. Nimmt man ihr ihre

Eyer

Eyer weg, und vertauscht sie mit Hühner- oder Taubeneyern, so brütet sie zwar, ohne den Betrug zu merken, fort; sobald aber die junge Brut aus den Eyern kommt, und sie wahrnimmt, daß es nicht ihre wahren Kinder seyen, so frißt sie dieselben ohne Umstände auf. Auch unter sich leben die Käuze unfriedlich, und führen einen ewigen Krieg gegen einander.

In den so abenteuerlichen Gespenstergeschichten, die schon so viel Unruhe und Sorgen erzeugt haben, spielt der Kauz eine bedeutende Rolle. Er hat die üble Gewohnheit, in der Nacht zuweilen, bey offnen Fenstern, in die Zimmer zu kommen. Geblendet vom Lichte, fährt er auf dasselbe zu, und schlägt es unwillkürlich mit den Flügeln aus. Gelegenheitlich nimmt er auch Wolle, alte Lappen u. d. mit sich in sein Nest. Die Furcht sah schon in dem Augenblicke, als etwas flatternd zum Fenster hereinkam, nichts mehr, und die dienstfertige Einbildungskraft hatte nun Hörner, Krallen und Schwänze genug in Bereitschaft, um geschwind eine Erscheinung des leibhaftigen Satans wahrzunehmen, und andre mit Betheurungen und Seufzern davon zu versichern. Aber gar arg machte es ein Kauz im Jahre 1717 dem Lehrer einer Provinzialschule im Preußischen. Es

war

war gerade in der Gespensterstunde, als dieser über einen Kirchhof nach Hause gieng. Plötzlich wird ihm mit außerordentlicher Geschwindigkeit die Perücke vom Kopf gerissen. Das war denn freylich entsetzlich. Diebe konnten es nicht seyn. Denn was sollten die mit einer Perücke? Spaßmacher wohl auch nicht. Wie hätten diese auch so plötzlich verschwinden können? Und in der That, in dem Jahre, zu dieser Stunde, und an dem Orte hätte man wohl keinen Freygeist gefunden, der so gespaßt hätte. Kurz, weg war die Perücke, und das Publikum war mit den — liebreichsten Erklärungen dieser schauererregenden Erscheinung schon fertig und im Reinen, als einige Monate nachher die Maurer das Kirchendach umlegten, und die bewußte Perücke in einem Kauzneste fanden, wohin sie die sorgfältige Mutter ihren künftigen Jungen zum warmen Lager geschleppt hatte.

Weit kleiner und nur so groß als eine Singdrossel ist das verrufene **Käuzchen** (19), das auch Zwergeule, kleine Eule, Todteneule, Leichenhühnchen heißt. Es ist der kleinste Vogel der ganzen Eulengattung, und hat eine kürzere aber breitere Stirn als die Uebrigen. Der lichtbraune Kopf, in dem

die tiefliegenden Augen gemeiniglich einen blaßgelben Regenbogen haben, ist mit röthlichen, die röthlich graue Brust aber mit weißen und braunen Flecken bezeichnet. Eben solche bemerkt man auch auf dem Rücken, den Deckfedern der Schultern und Flügel, den Schwungfedern und dem sehr kurzen Schwanze. Selbst wenn man das Verhältniß der verschiednen Größe des Kauzes und des **Käuzchens** genau in Anschlag bringt, so hat das Letztere viel kürzere Flügel. Sein gewöhnliches Geschrey, wenn es im Fluge ist, lautet **Pupu**, im Sitzen hingegen schreyt es mehrere Male hintereinander: **Aehme, Hähme, Ehme!** So natürlich ruft es diese Worte im Tone eines Menschen, daß man dadurch sehr leicht getäuscht werden kann. Dieß erfuhr Büffon selbst einmal. Da er auf dem alten Thurm des Schlosses Montbard schlief, kam etwas an sein Kammerfenster, und weckte den Grafen durch beständiges **Hähme, Ehme** Rufen. Indem er noch ganz erstaunt horchte, hörte er einen seiner Leute, der über ihm schlief, das Fenster aufmachen und ganz erzürnt sagen: Wer bist du da unten? Ich heiße nicht Ehme, sondern Peter. Wirklich hatte das **Käuzchen**, denn das war der Schreyer, mit dem sich der Bediente in

ein

ein Gespräch eingelassen hatte, so deutlich und scharf Ehme gesprochen, daß der Irrthum, es sey ein Mensch, sehr natürlich war. Seine Wohnung hat es eben da, wo der große Kauz sich aufzuhalten pflegt, in altem Gemäuer. Hier baut das Weibchen ziemlich flüchtig sein Nest, und legt ein oder zwey weiße, runde Eyer, die es gemeinschaftlich mit seinem Manne in ehelicher Eintracht, innerhalb 15 Tagen, ausbrütet. Zuweilen findet man solche Eyer in den Luftlöchern der Zimmer. Die Nahrung des Käuzchens besteht in allen Arten von Mäusen, jungen Vögeln und Insekten. Mit schlechterm Erfolge macht es oft auf Schwalben Jagd; besser gelingt es ihm, sie aus ihrem Neste zu hohlen. Oft stößt es auf die Lockvögel, die die Vogelsteller aufstellen. Die Mäusejagd bleibt übrigens immer sein Hauptberuf. Sehr gut weiß es ihnen zuvor die Haare mit dem Schnabel und den Füßen auszurupfen, und dann sie Bissenweise zu verzehren; da hingegen andre Eulenarten sie mit Haut und Haaren verschlingen, und das Gewölle von sich geben. Wenn es verfolgt wird, so legt es sich auf den Rücken, und vertheidigt sich mit den Füßen und den Klauen. Erblickt es einen Räuber, der noch im Kampfe mit einem Thiere,

das er verschlingen will, begriffen ist, so eilt das Käuzchen dem erstern zu Hülfe.

Schon die schauerlichen Nahmen, Leichenhühnchen, Todteneule, lassen unsre Leser vermuthen, daß der Aberglaube auch mit diesem Vogel seinen Unfug getrieben haben werde. Die weinerliche Stimme, mit der es zuweilen auf Kirchhöfen und Kirchen seinen Klaggesang anstimmt, haben ihn zum Schreckensbothen gemacht. Gewiß gibt es noch immer manche Familie, in der alle Ruhe und Heiterkeit verschwinden würde, wenn man ihr die Nachricht brächte, das Leichenhühnchen habe sich auf ihrem Hause hören lassen. Und doch sind wir fest überzeugt, daß das an diesem Aberglauben so unschuldige Käuzchen bey seinem Aehmerufen weit mehr mit dem Leben, als mit dem Tode zu thun habe: denn sicher ist die Sache weiter nichts als ein eheliches Gespräch. Unangenehm ist es immer dem Freunde der Menschen, daß der Aberglaube im Gebiethe der Natur so viel Trauriges zu finden glaubte, da sie doch, mehr als irgend etwas, auch den kleinmüthigsten und trübsinnigsten Menschen aufzuheitern und zu beruhigen im Stande wäre. Denn da in der ganzen Natur alles sichtbar aufs allgemeine Beste hin-

zielt,

zielt, da in ihrer großen Werkstätte auch Gifte und Schlangen und Eulen wohlthätige Werkzeuge werden; so verräth unsre Furcht vor manchen natürlichen Dingen größtentheils eine schimpfliche Unwissenheit; und wenn wir vollends bey einem bloßen Schalle, wie das Geheul des Käuzchens ist, beben, so sinken wir zu einer Schwachheit herab, für die wir keinen Nahmen haben.

Es gibt noch eine Menge **Eulenarten**, deren ausführliche Beschreibung die Gränzen unsers Werkchens überschreiten würde. So ist z. B. die **Brandeule** in Europa, die ihres Geschreyes wegen den Nahmen **Knorreule** führt; die **brasilianische Ohreule**, die im zahmen Zustande dem Menschen allerley Possen, fast wie ein Affe, vormacht; die **Falkeneule** am **Hudsonsbay**, die dem Jäger den Vogel, den er so eben erschossen hat, wegstiehlt, ehe er ihn aufnehmen kann; die schöne große, blendend **weiße Eule**, im äußersten Norden, die wie ein Schwein grunzt, und der ihr weißes Kleid zum Schutze vor stärkern Raubvögeln dient, die sie nun nicht von dem Schnee, der alles überdeckt, unterscheiden können.

Doch genug von den **Eulen**, die ohnehin unsre Lieblinge nie sind, obgleich ihre Gegenwart in der

Haushaltung der Natur unentbehrlich, und der Nutzen, den sie uns, trotz der Verachtung, die sie von uns erfahren, leisten, unübersehbar ist.

Tab. X. XI.

Der Würger.

Lanius, *la Pie grieche.*

Der große, graue Würger.

L. Excubitor, *la Pie grieche grise.* (20)

Der rothköpfige Würger.

L. Collurio, *la Pie grieche rousse.*

Das Männchen. (21) Das Weibchen. (22)

Der Dorndreher.

L. Spinitorquus, *l'Ecorcheur.* (23)

Der Tyrann.

L. Tyrannus, *le Tyrann.* (24)

Der rothe Senegalische Würger.

L. Senegal. ruber, *le Golonék des Negres.* (25)

Da die ganze Natur das unverkennbare Gepräge der Liebe trägt, die alles schuf; so scheint es damit im offenbarsten Widerspruche zu stehen, daß ein ewiger

ger Krieg unter den Thieren, zumal unter den Vögeln, herrscht, und immer ein Geschöpf nur dem Untergange des andern seine Erhaltung verdankt. Wahr ists, wir haben unsre Leser immer mit Mordthaten unterhalten müssen; ja wir können selbst ihre kleinen Lieblinge nicht ganz von diesem Vorwurf retten. Indessen sey es uns erlaubt, nur einen Blick darauf zu werfen, wie höchst weise die Einrichtung in der Natur sey, die bey weitem die größte Anzahl ihrer Geschöpfe zu einem gewaltsamen Tode bestimmt hat. Nehmen wir an, es wäre kein fleischfressendes Thier in der Welt, so würden Alter, Krankheit und Entkräftung ihren Tod bewirken. Denn nur dann stürben sie eines natürlichen Todes. Sollte aber das wohl ein Glück für Thiere seyn? Sie, die, wenigstens größtentheils, in keinen gesellschaftlichen Verbindungen leben, und also schon um deßwillen im hülflosen Alter auf wenig, oder keine Pflege und Beystand rechnen könnten; sie, die sobald sie ihrem Instinkt nach zu handeln durch körperliche Schwäche gehindert würden, nothwendig schon aus Mangel einer Beschäftigung höchst elend seyn müßten — würden wahrhaftig einen zehnfachen Tod leiden müssen. Hat selbst bey Menschen das hinwelkende Alter große

Beschwer-

Beschwerden, die doch durch den Zauber der Rückerinnerung, durch die sorgsame Liebe und den thätigen Beystand andrer und durch die Schätze gesammelter Erfahrungen um so Vieles erleichtert werden. Was müßte nicht für das Thier ein hohes Alter seyn, das alle Lasten des menschlichen Alters hätte, ohne eine einzige seiner Erleichterungen und Freuden zu genießen? Sollte der plötzlich überstandne, schmerzhafte Augenblick, in dem ein Thier dem andern zum Raube wird, wohl schrecklicher seyn, als der langsam tödtende Hunger, die Qualen der Entkräftung und die ohnmächtigen Versuche sich aufzuraffen. Immer wollen wir also den Thieren diese Einrichtung gönnen, und selbst den Raubvögeln, die unsre Lieblingssänger in den Wäldern zuweilen überfallen, danken, daß sie diesen die Leiden eines hülflosen Alters ersparen. So viel zur Rechtfertigung einer Natur, die auch hierin Mutter ist, und die neben friedlichen Tauben und Nachtigallen auch **Tyrannen** und **Würger** schaffen mußte. Denn diese sind es, die wir jetzt unsern Lesern bekannt machen wollen.

Schon der Nahme **Würger** verräth die Bestimmung dieser vierten Gattung von Raubvögeln. Ihr auszeichnender Karakter ist: der bald mehr, bald

bald weniger, doch nie stark gekrümmte Schnabel ohne Wachshaut, mit einer Kerbe, oder einem scharfen Zahne an dem obern Theile desselben nach vorne zu, eine gespaltne Zunge und nackte nicht allzustarke Füße. So klein die **Würger**, deren man 55 Arten kennt, auch sind, indem sie nur einer Lerche, höchstens einer Amsel gleichkommen; so machen sie doch in der Raubbegierde und Verwegenheit weit ansehnlichern Raubvögeln den Rang streitig. Mit der größten Wuth fallen sie über andere Vögel her, bringen ihnen die empfindlichsten Wunden bey und jagen sie in die Flucht. Ja, sie warten oft den Angriff von stärkern Feinden nicht erst ab, sondern Mann und Weib überfallen den friedlich vorüberziehenden Raubvogel mit vereinten Kräften aus einem Hinterhalte. Doch verhauen sie sich zuweilen mit den Krallen im Leibe andrer Vögel so sehr, daß der Räuber mit dem Angegriffnen, unfähig sich zu helfen, aus der Luft herabstürzt. Ihre Herzhaftigkeit hat ihnen in den Lüften so viel Achtung und Ansehen erworben, daß sie ungeahndet im Gebiethe der Falken und Sperber jagen. Bey ihnen zeigt sich mehr als bey irgend einem Thiere, wie Tapferkeit, selbst bey einem unansehnlichen Körper, auch unter stärkern Re-

spekt verschaffe. So sehr sie Fleisch lieben, so müssen sie sich doch am Häufigsten mit Insekten ernähren. Entschlossenheit leuchtet aus Auge und Stellung hervor, und ihre Gelehrigkeit und List ist außerordentlich.

In Europa und Amerika immer zu Hause, ohne je wegzuwandern, ist der große, graue **Würger** (Bergälster, Krikälster, Wächter, Würgengel 20), der in der Größe einer Rothdrossel ist. Ein lichtes hie und da ins Weisse übergehendes Aschgrau bedeckt den Rücken; zween schwarze Streifen laufen durch die Augen quer über die Wangen hin; der weiße Unterleib ist mit sehr schwachen blaßbraunen Halbkreisen, die Flügel aber sind mit zween weißen Flecken bezeichnet. Die Deckfedern sind schwarz und aschgrau, die Schwungfedern schwarz, oben und unten weiß eingefaßt. Der Schwanz ist am Ende weiß, in der Mitte schwarz, und von keilförmiger Form. Er wippt mit demselben wie eine Aelster. Unter seinen Nasenlöchern und im Winkel des Maules hat der **Würger** einen **Katzenbart**, oder vorwärts gebogne borstenartige Haare, und sein Schnabel ist schwarz, stark und vorne zum Zerfleischen scharf gekerbt.

Seine

Seine Entschlossenheit verleitet ihn, auf alles Jagd zu machen, ob ihm gleich in tausend Fällen hinlängliche Stärke mangelt. Hätte er diese in eben dem Grade, als jene, und wären ihm die starken Beine und Krallen andrer zu Theil geworden, er würde der furchtbarste Raubvogel seyn. Seine **Wohnung** sind die kleinern Wälder und Gebüsche. Da er keck genug ist, alle Raubvögel aufzujagen, so braucht man ihn, um Sperber und Habichte, die man zum Abrichten fangen will, an einen bestimmten Platz zu treiben. Sobald er sie ausgespäht hat, schreyt er heftig **Trui, Trui**, und warnt dadurch die kleinern Vögel vor diesen ihren Feinden, so daß er den Nahmen **Wächter** wirklich verdient. Ihm zum Raube werden Mäuse, Sperlinge, Finken, Ammern, Käfer, Heuschrecken, Ackerwerren, Eidechsen u. d. m. Wüthend stürzt er auf den Käfig, worin der Lockvogel auf Vogelheerden seine Brüder zu ähnlicher Gefangenschaft einladet. Die Vogelsteller sind ihm daher von Herzen gram, denn er verscheucht die, die den unglücklichen Schlingen sich bereits nähern. Das Weibchen ist von hellerer Farbe. Sein **Nest** ist auf Baumästen sehr künstlich aus Moos, Grashalmen, Heidekraut geflochten, und

mit Federn und Haasenhaaren innen ausgefüttert, so daß auch diese letztern in der Natur nicht ganz verloren gehen. Die 5—7 **Eyer** sind blaßblau, bräunlich gefleckt. Die Junge haben in den ersten Wochen eine aschgraue, unten schmutzig weiße und grau gewellte Farbe. Insekten sind ihre Nahrung, und erst dann, wenn sie etwas stärker geworden, suchen ihre Eltern mühsam Fleisch für sie aufzutreiben. Bey den **Würgern** finden wir etwas von Raubvögeln sehr unerwartetes. Denn nicht nur, daß die Mutter ihre Junge weit zärtlicher verpflegt, so bleibt die Familie in Eintracht beysammen, theilt redlich Ueberfluß und Mangel, und trennt sich nicht eher, bis ein reiferes Alter in den Jungen den Wunsch erregt, selbst eine Familie zu stiften, und die bisherigen Bande zu zerreißen. Im Zimmer wird der **Würger** so zahm, daß er sich auf die Hand setzt und die Fliegen wegschnappt.

Mit diesem viele Aehnlichkeit hat der **kleine aschgraue Würger**, der aber kleiner und dessen Brust etwas rosenroth überlaufen ist. Er versteht die Kunst, einzelne Stellen aus den Liedern unsrer Singvögel bis zur Täuschung nachzuahmen. Schon freute sich ein würdiger, deutscher Naturforscher, da

er in seinem Garten eine Nachtigall ihr melancholisches Lied anstimmen hörte, dieses lieben Gastes. Am andern Tage entdeckte er, daß sein geliebter, unbekannter Sänger der kleine **Würger** war, der, während seine Gattinn ihre Eyer legte, ihr das erborgte Lied vorsang.

An seiner braunrothen **Platte** auf dem Hinterkopf und Nacken, dem schwarzbraunen Rücken, und dem gelblich weißen Unterleibe kenntlich, ist der **rothköpfige Würger**, (21), der auch Finkenbeisser, Neuntödter, Waldkatze heißt. Er ist ungefähr so groß als der Vorige, und macht in der Kühnheit und Raubbegierde seinem Geschlechte keine Unehre. Im Herbste sieht man diese Art Würger Familienweise aus Deutschland einem mildern Himmel zuziehen. Allein, unfähig große Strecken an Einem fort zu machen, gehts immer nur von einem Ruheplatze zum andern. Den Sommer über halten sich die **rothköpfigen Würger** auf Feldern, einzelnen Bäumen und Gebüschen, am Häufigsten aber da auf, wo Pferde Tag und Nacht weiden, und also ihre Lieblingsspeise Roß- und Mistkäfer sich in ergiebiger Menge findet. Erst wenn diese Art **Würger** wegzieht, begeben sich in die von ihr verlaßnen Ge-

genden die aschgrauen aus ihren Wäldern. Mit höchster Kunst und Reinlichkeit ist ihr **Nest** gebaut. Es ist ein wirkliches Gewebe aus Moos und Wolle, die mit biegsamen kleinen Wurzeln, zarten Zweigen und dünnen Grashalmen durchflochten sind. Fünf, auch mehr weißliche ins Grüne schillernde Eyer, mit braunen und röthlichen Flecken legt das Weibchen (22), das von einer weit blässern Farbe, und ohne rothe Glatze ist.

Unter allen Würgerarten soll nur diese ein schmackhaftes Fleisch haben. Im hohen Grade zänkisch und unverträglich ist der **rothköpfige Würger**, und beißt sich immer besonders mit den Finken herum, denen er vorzüglich gram ist. Auch er borgt, mehr, wie es scheint, zum Vergnügen, als aus heimtückischen Absichten, die Gesänge andrer Vögel, und weiß besonders die Nachtigall und die schwarzköpfige Grasmücke unübertrefflich nachzuahmen; doch erräth man aus dem, was er hie und da von seiner eignen Fabrike kreischend einmischt, den Kompilator sehr bald.

So groß wie eine Lerche ist der **Dorndreher** (Dorntreter, der kleine Neuntödter 23). Auch er hat das schwarze Band, das von den Nasenlöchern

durch

durch die Augen nach den Ohren zuläuft. Der Rücken ist rothbraun, Brust und Bauch röthlich überlaufen. Das Weibchen aber ist schmutzig rostbraun und hat an der Brust dunkelbraune, wellenförmige Querlinien; und wenn bey ihm die Schwung- und Schwanzfedern dunkelbraun sind, so sind sie dagegen bey dem Männchen weiß und schwarz.

Der **Dorndreher** richtet unter den Maykäfern, Feldgrillen, Heuschrecken u. d. große Verwüstungen an, und spießt den Vorrath, den er davon sammelt, auf die Dornen der Schwarz- und Weißdornstaude, was auch die Bergälster thun soll. So wird auch vom **Nengeta**, einer eignen Würgerart in Rußland, erzählt, daß er in der Gefangenschaft die Vögel, die man ihm als Futter gibt, immer erst an einen Spieß, den man in seinen Käfig legt, aufstecke, und so zerfleische. Eben dieser Nengeta wird oft in den unermeßlichen Wäldern von Guiana höchst wohlthätig, weil er durch sein Freudengeschrey beym Anblick eines Wassers, den durstigen Wandrer von der Nähe dieser Erquickung benachrichtiget. Der **Dorndreher** hat das Eigne, daß er nicht, wie die meisten andern Thiere, das, was ihm zur Beute wird, sogleich verzehrt, sondern bestimmte Mahlzeiten hält, und also

erst

erst sammelt, ehe er sich mit Gemächlichkeit zur Tafel setzt. Er schlägt seinem Raube zuerst den Kopf ab, und steckt das Uebrige an einen Dorn. In der Kunst, die Gesänge andrer Vögel nachzuahmen, wird ihms nicht leicht ein andrer zuvorthun. Es sey der Gesang der Lerche, der Nachtigall, der Grasmücke, kurz, welcher es immer wolle, er kopirt ihn vortrefflich, und wenn man ihn im Zimmer neben irgend einen Vogel hängt, so wird er sehr bald mit seinem Nachbar um den Preis kämpfen. Auch andere Töne, z. B. den Schall des Geldzählens ahmt er sehr gut nach. Man füttert ihn in der Gefangenschaft mit Fleisch und weißem in Milch geweichtem Brod. Ist ihm eine Speise nicht weich genug, so legt er sie selbst in sein Trinkgefäße. Wenn seine Brüder wandern, so fühlt er eine solche Lust mit fortzuziehen, daß er sich an der Decke seines Käfigs den Schedel zerschmettert, wenn sie nicht von Tuch ist. Sein Nest ist schön und künstlich gebaut. Erst kommt eine Lage von Wurzeln und Grasstengeln; dann eine von Moos und Wolle, und endlich ganz innen die feinsten Wurzelfasern. Gewöhnlich legt das Weibchen 6 weißliche Eyer, mit dunkeln, braunen Pünktchen. Mit dem Schlusse des Augusts

zieht

zieht die ganze Familie fort, ehe sich noch die Jungen gemausert haben. Daß die **Dorndreher** aber auf einem Fuße stehend, mit dem andern ihren Raub halten, und so ihrer Beute vor allen Dingen das Hirn aushacken sollen, scheint ohne Grund behauptet worden zu seyn.

Die jetzt näher beschriebnen **Würger** sind alle unsre Landsleute. Mit einem Paar Ausländer wollen wir doch unsere Leser noch bekannt machen, und dann diese Gattung beschließen.

Der **Tyrann** (24) ist von einer Kühnheit, so daß er, mit andern vereinigt, auf den Adler Jagd macht, und nicht eher ruht, bis er ihn in die Flucht gejagt hat. Es gibt ihrer in Virginien, Karolina, Domingo, Jamaika rc. mehrere Arten, die nur in Kleinigkeiten verschieden sind. Den Virginischen zeichnen ein schöner, orangefarber länglicher Flecken auf dem Scheitel, der aber nur dann recht sichtbar wird, wenn der Vogel die Federn etwas sträubt, ein schwärzlich brauner, an der Wurzel borstiger, kegelförmiger Schnabel, ein oben graubraunes, unten weißliches, und an der Brust aschfarbig spielendes Gefieder, ein schwarzer Kopf, brauner Schwanz und schwarzbraune Füße und Klauen aus. In der Brut-

zeit sind diese Tyrannen ganz besonders von allen Vögeln gefürchtet. Keiner würde es ungeahndet wagen dürfen, sich ihrem Neste zu nähern. Katesby sah einen, der sich einem Adler auf den Rücken setzte. Umsonst machte dieser tausend Wendungen, um seiner los zu werden. Es war am Ende kein andrer Rath für den Adler, als sich so lange auf einen Baum zu setzen, und ruhig zu warten, bis sein Quälgeist selbst seinen Rücken zu verlassen Lust bekäme.

Um seiner ungemein schönen Farben willen, verdient der **rothe senegalische Würger** (25) hier noch mit einigen Worten erwähnt zu werden. Ihn nennen die Neger Goloneck, was eben so viel, als Insektenfresser bedeutet. In Wuchs und Sitten hat er große Aehnlichkeit mit unserm einheimischen Würger. Sein bezauberndes Kolorit fällt aus der Abbildung in die Augen. Auch er hat den Katzenbart, der bey allen Würgern so karakteristisch ist. Es gibt noch mehrere **Würger**, die mehr durch den Reiz ihrer Farben, als durch Eigenheiten in Sitten und Lebensart sich auszeichnen. Z. B. der schwarzblaue in Mexiko, der goldfarbige singende u. a. Doch genug von der **Ordnung der Raubvögel**, die wir mit ihnen beschließen!

Tab. XII – XVI.

Der Papagey.

Psittacus, *le Perroquet.*

Der Cacadu mit weißer (26), der mit gelber Krone (27). Der graue Papagey (28). Der bunte (29). Der grüne (30). Der Lori-Noira (31). Der buntgeflügelte (32). Der Sittich mit gleichem (33), mit ungleichem (34), mit kurzem Schwanze (35). Der Aras (36). Der Amazonen-Papagey (37). Der Krik (38). Der braunkehlige Parkit (39). Der violette Papagey (40). Der kleinste Parkit mit kurzem Schwanze (41).

Gern nährt der Mensch den stolzen Gedanken, er sey der Mittelpunkt in der Schöpfung, und nur um seinetwillen habe alles, was ist, sein Daseyn empfangen. Dieser übermüthige Wahn äußert sich bey keiner Veranlassung unverkennbarer, als wenn er in seinen Betrachtungen über die Natur auf Dinge stößt, von denen er keinen beträchtlichen Nutzen

zieht, und auf deren Schmuck und Erhaltung der Schöpfer dennoch eine Sorgfalt gewendet zu haben scheint, die seine Eitelkeit beschämt. Gewohnt, den Werth aller Dinge nur nach dem Nutzen und Gebrauch zu schätzen, den er davon machen kann, ist es ihm unbegreiflich, warum ein ihm so unnützes Geschöpf, wie z. B. der Papagey, von dem er, außer einem leeren Geschwätze, einem bunten Kleide, und einem hie und da genießbaren Fleische, nichts zu rühmen weiß, so zahlreich sey, daß von demselben 155 für sich bestehende Arten gefunden werden; und er würde der Natur gern diese so bevölkerte Vogelgattung schenken, da die Dienste, die sie ihm leistet, von so gar keiner Bedeutung sind. Inzwischen, so wahr es ist, daß ein höchstgütiger Schöpfer alles zum Wohl und Gebrauch des Menschen eingerichtet habe; so ist doch, unsers Bedünkens, der Mensch ein stolzer Thor, der seinen Nutzen, seine Belustigung, für den ersten und einzigen Zweck des Daseyns der ganzen sichtbaren Schöpfung hält. Alle lebendigen Geschöpfe sind zunächst um ihrer selbst willen da. Sie sollten leben, sollten durch ihr Daseyn glücklich seyn, sollten in der großen Kette aller Wesen ein Glied ausmachen, und zur Vollkommenheit

des

des Ganzen mitwirken. Daß uns der Urheber unsers Daseyns ihren Gebrauch, ihre Benützung erlaubte, ist zwar Wohlthat für uns; aber deßwegen verdienen denn doch auch diejenigen, deren Nutzen uns nicht sogleich ins Auge fällt, unsre Bewunderung nicht minder, und wenn wir also gleich von einem so zahlreichen Geschlechte, wie das der **Papageyen**, keine Reihe von Nutzbarkeiten anzuführen wissen, so sind sie dennoch unsrer Aufmerksamkeit höchst würdig. Denn der, der ein allgemeines Wohlwollen gegen die ganze Schöpfung, von der der **Papagey**, so gut, wie er, ein Theil ist, in seiner Brust fühlt, wird sich des Daseyns und der kunstvollen Einrichtung auch der Geschöpfe von ganzem Herzen freuen, durch die ihm nicht der geringste Nutzen zuwächst.

Mit dem **Papagey** oder **Sittich**, eröffnen wir eine neue **Ordnung** von Vögeln (Levirostres), deren Karakter ein außerordentlich großer und dicker, aber sehr leichter Schnabel ist, und die bloß den heißen Erdstrichen angehören. Nur die Papageyen, Pfefferfraße und Nashornvögel gehören dieser **Ordnung** an, und es ist wohl kein Zweifel, daß diese großen Schnäbel mit zu den Luftbehältnissen gehören, durch die, in Verbindung mit dem übrigen

Körperbaue, die wundervolle Geschicklichkeit des Flugs erleichtert wird.

Da für den Menschen die Geschöpfe immer etwas mehr Interesse haben, die in irgend einer ihm eigenthümlichen Fertigkeit ihm nacheifern; so mußte der Papagey ihm unter den Vögeln, durch die geschickte Nachahmung der menschlichen Sprache, eben so wichtig, als der Affe unter den vierfüßigen Thieren, werden, der seine Gebehrden und Handlungen so glücklich kopirt; und es ist immer seltsam genug, daß diese beyden Thiere, Papageyen und Affen, durchaus eine Heimath haben. Die Papageyen sind an ihre Aufenthaltsörter so gebunden, daß man nie eine der alten Welt zugehörige Art, in der neuen einheimisch finden wird, ja einige derselben sind lediglich auf dieser oder jener kleinen Insul anzutreffen, und besuchen nie eine andere, wäre sie auch noch so sehr benachbart. So groß die Anzahl und Mannigfaltigkeit der Papageyen ist, so kannten dennoch die Griechen nur eine einzige Art derselben, nähmlich den großen mit der Halsbinde, der auf dem festen Lande von Indien wohnt. Ein Befehlshaber der Flotte Alexanders brachte den ersten nach Griechenland, und der, um die Naturgeschichte so verdiente

Aristoteles kannte ihn nur vom Hörensagen. Der römische Luxus wurde bald bekannter damit, und der strenge Sittenrichter Cato hält seinen Zeitgenossen eine derbe Strafpredigt darüber, daß Weiber Hunde auf ihrem Schoos ernährten, Männer Papageyen auf den Händen trügen, und sie um einen höhern Preis als Sklaven kauften, ja in Käfigen von Gold, Silber, Elfenbein und Schildpat sie hielten. Die größte Menge von Papageyen der alten Welt wurde von der Zeit an entdeckt, als die Portugiesen den Weg nach Indien um Afrika herum wagten, und dadurch die Küsten dieses Welttheils bekannter zu werden anfiengen. Jetzt fanden sie in Guinea, in den Insuln des Indischen Oceans, und auf dem festen Lande ihrer eine so ungeheure Menge, daß z. B. in Kalekut, Bengalen ꝛc. die Neger ihre Reis- und Maisfelder, zur Zeit der Reife, hüten mußten, um die zahllosen Schwärme von Papageyen zu verscheuchen oder zu fangen. An Einem Tage war es nicht schwer, ihrer 200 zu bekommen. Ihre große Menge gab auch einigen Insuln den Nahmen Papagey-Insuln. Die ersten lebendigen Wesen, die Colomb am Ziel seiner kühnen Reise fand, waren Papageyen; sie waren auch der erste Handlungsartikel aus der neu entdeckten Welt.

Was am **Papagey** zuerst in die Augen fällt, ist die bezaubernde Schönheit seines Gefieders. Hier ist der Fall, wo der Schriftsteller die Feder weglegen, und den Maler um Hülfe bitten muß. Und selbst dieser wird schwerlich den blendenden Glanz, das wundervolle Schillern, die bald sanften Uebergänge, bald scharfen Abschnitte, und das Volle, Saftreiche der Farben erreichen. Schon dieß gibt diesem Vogel einen Vorzug, von dem Aldrovand selbst im Nahmen **Papagey**, von Papagallus abgeleitet, einen deutlichen Wink findet, weil seine Schönheit und Fertigkeiten ihn zum Pabste unter den Vögeln machen sollen. Obgleich nun die Natur für seinen Anzug alles gethan zu haben schien, was sie nur immer vermochte, so hat doch die Kunst ihn noch zu verschönern gesucht. Die Wilden pflegen jungen **Papageyen** hie und da Federn auszureißen, und das Blut von einem sehr schönen amerikanischen Frosche in die Wunden zu lassen. An den zuvor gelben oder grünen Stellen erscheinen nun pomeranzenfarbige, rosenrothe und bunte Federn. Diese künstlich verschönerten **Papageyen** heißen Tapirès, und leicht kann durch sie der Reisende und der Naturforscher in den unangeneh=

nehmen Fall kommen, einen derselben als eine neu entdeckte Art zu beschreiben, der doch nichts weniger als das ist. Eben so viel, ja wohl noch mehr Bewunderung, als das Gefieder, verdient der Schnabel. Der obere Theil desselben ist stark, hackenförmig, eingelenkt und mit vielen Muskeln verbunden, die ihn äußerst beweglich machen. Der untere Theil ist rund, weit, scharf und kurz, und der Vogel kann ihn vor- und rückwärts ziehen. Dieser sehr zweckmäßige und trefflich eingerichtete Schnabel ist der dritte Fuß des **Papageys**. Er hält sich damit ein, haut, wie der Specht, in Baumstämme, um sich mit diesem Anker im Klettern hinaufzuhelfen, vertheidigt sich durch dieses Gewehr gegen seine Feinde, hängt sich zum Vergnügen an demselben an einem Baume auf, zermalmt damit die härteste Schale, die einen wohlschmeckenden Kern enthält, und bedient sich seiner auch zur Bildung seines Tones. Was die **Kunst zu reden** bey dem **Papagey** am Meisten befördert, ist, außer der Einrichtung des Gaumens und des Schlundes, die länglich runde, dicke und fleischige **Zunge**, die fast wie ein Melonenkern gestaltet ist. Zwar ist es immer nur verstandlose Nachahmung der menschlichen Sprache; indessen geschieht

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

dieß doch mit einer Deutlichkeit und Schärfe, ja mit so vieler Anwendung des Gedächtnisses, die Bewunderung verdienen. Allein nicht bloß Worte weiß er nachzusprechen, sondern fast jeden Ton faßt er auf: er gähnt, er schnarcht, er räuspert sich, er hustet, er nießt, er bellt wie ein Hund, myaut wie eine Katze, zwitschert wie ein Vogel, pfeift wie ein Mensch. Ja, selbst Arien ihn singen zu lehren, hat man nicht ohne Erfolg Versuche gemacht. In der Anwendung seiner Fertigkeiten ist er nicht selten so glücklich, daß man glauben könnte, er rede mit Verstand. Er lernt alle Leute nach und nach sehr gut kennen, und bekommt eine Anhänglichkeit an seine Freunde und Wohlthäter. So sah der Verfasser selbst einen, der außer der Unterhaltung, worin er unerschöpflich war, einigermassen zur Bequemlichkeit diente. Er saß gewöhnlich am Fenster, vor dem ein Spiegel angebracht war, in welchem man, ohne es zu öffnen, die an der Hausglocke Klingelnden sehen konnte. So wie nun Jemand, den er kannte, unter die Hausthüre trat, so rief er den Nahmen des Kommenden, und man konnte sicher öffnen. Wurde seine Besitzerinn krank, oder stellte sie sich bloß so, um andern das Schauspiel von der Zärtlichkeit ihres

Papageys zu geben, wer war geschäftiger, als dieser? Wie ein Beseßner rief er dem Geistlichen, dem Doktor, dem Chirurg, den Domestiken, und versprach tausendmal gut zu seyn, wenn seine Frau nur wieder gesund würde. War sie wieder heiter, so machte ihn die Freude eben so ausschweifend, als zuvor der Kummer. Mit hellem Gelächter flog er bald auf den Käfig, bald auf die Kommode, bald auf den Tisch, bald da, bald dorthin, und schien wie trunken vom Entzücken. Wenn mit Anbruch des Tages, die Nachbaren an ihre Fenster kamen, so both das freundliche Thier ihnen allen guten Morgen, und war Besuch da, so stahl er das Biscuit, ehe man sichs versah, von den Tellern, rief ein Mal über das andre: Papagey, Dieb, und schlug boshaft ein schallendes Gelächter auf. Sehr natürlich gewährt das nicht passende, eben so wohl, als das zuweilen genau treffende der Antworten eines Papagey viel Belustigung, und die trivialste Sentenz muß aus einem solchen Schnabel immer komisch genug lauten. So war einer, der, wenn man zu ihm sagte: Lache, Papagey, lache! laut auf lachte; aber gleich darauf mit possierlichem Ernste hinzufügte: O, über den großen Narren, der mich lachen macht! Und ein

Andrer, der mit seinem alten kranken Herrn die Beschwerden des Alters zu theilen anfieng, pflegte, wenn man ihn fragte: Wie gehts, Paperchen, wie gehts? sich wirklich krank scheinend hinzustrecken, und ganz kläglich zu sagen: Ich bin krank.

Der **Papagey** hat für und wider manche Menschen eine entschiedene Ab- oder Zuneigung. Er hat Launen, kindische Einfälle, Eigensinn, Hochmuth, gerade wie der Mensch, dem er demnach nicht bloß im Sprechen ähnelt. So war in Paris einer, der in unbändigen Zorn gerieth, und die Federn sträubte, so oft sein Herr sich ihm näherte. Vielleicht hatte ihn dieser einmal hart gezüchtiget, was er so leicht nicht zu vergessen pflegt! Kam aber ein Frauenzimmer, so war er voll Freundlichkeit, sang verschiedne Theater-Arien mit außerordentlicher Genauigkeit, und begleitete auch wohl das Harfenspiel seiner Gebietherinn. Ueberhaupt aber nehmen Papageyen an Freude und Leid eines Hauses warmen Antheil. Alle Seufzer und Thränen der Familie konnten einen grausamen Vater, der seinen Sohn zum Tode verurtheilt hatte, nicht rühren, nur das Gewimmer eines **Papageys** erweichte ihn. In allem, was er thut, ist etwas lebhaftes und drolliges. Er bewundert

dert sich, lobt sich, spricht mit sich selbst, wird eifersüchtig und liebt die Freyheit in seinen Bewegungen.

Die Papageyen haben einen runden Kopf, ziemlich große Augen, und oben und unten bewegliche Augenlieder. Seltsam ist die Bemerkung, daß, da bey allen todten Vögeln sich das untere Augenlied heraufzieht und das Auge bedeckt; nur bey Papageyen beyde sich nähern, und gleichviel zudecken. Ihre Hirnschale ist sehr hart, und enthält viel Gehirn. Die Nasenlöcher sind rund und nahe an der Wurzel des Schnabels; die Schenkel kurz, die Beine lang, die vier Finger oder Zehen derselben fleischig und mit starken Krallen versehen. Die Gelenke der Zehen sind so eingerichtet, daß der Papagey im Stehen und Sitzen zween vor- und zween rückwärts hält. Ein Umstand, den er mit dem Spechte gemein hat, und der, in Verbindung mit dem oben erwähnten Einhauen des Schnabels in die Baumrinden, ihm in den meisten Lehrbüchern seine Stelle unter den Spechtartigen Vögeln anweist. Diese Einrichtung der Zehen, wozu noch die ihm eignen Kniegelenke, um die Füße ein- und auswärts zu drehen, kommen, ist ein großer Vorzug des Papageyo. Er bedient sich des Fußes wie einer Hand, führt damit

alle Speisen zum Schnabel, und hilft sich im Auf- und Abklettern. Mehr zu den Körner- als Fleisch-fressenden Thieren müssen wir den Papagey zählen, obwohl er Fleisch und Fische fressen kann. Zu rathen ist es durchaus nicht, einen gefangnen mit Fleisch zu füttern. Die Folge davon ist gemeiniglich ein Heißhunger und eine fallende Sucht, von der er aber auch in der Freyheit nicht ganz frey ist. Alle Arten von Früchten, Hanfsaamen, Biscuit in Wasser oder Wein eingeweicht, sind ihm am zuträglichsten. Er verschlingt nicht große Bissen, wie andre Vögel, sondern kaut ordentlich, da ihm sein Schnabel, der andern bloß so viel, als eine Hand ist, um etwas herbeyzulangen, völlig als Maul dient. Nach den verschiednen Nahrungsmitteln, die jeder zu sich nimmt, schmeckt das Fleisch bald bitter, bald süß, bald gewürzhaft. Die Frucht des Oehlbaums berauscht sie, so daß sie ihrem Verfolger blindlings in die Hände taumeln; wilder Safran hingegen, der die Menschen purgirt, macht ihnen keine Unbequemlichkeit. Sie lieben den Wein, und werden, wenn sie zu tief ins Glas sehen, so närrisch, als der Betrunkne nur immer seyn kann, schwätzen unaufhörlich, und machen tausend Possen.

Ihr

Ihr ewiges Herumflattern von einer Pflanze zur andern, macht es sehr schwer, sie zu schießen. Da sie immer in sehr großen Gesellschaften fliegen, und sich einträchtig zusammenhalten, so entsteht, wenn einer vom Pfeile getroffen wird, unter den Uebrigen ein entsetzliches Geheul. Die Brasilianischen Wilden schießen sie mit langen Pfeilen, deren Spitze mit Baumwolle umwickelt ist. Hiedurch werden sie mehr betäubt, als verletzt, Fleisch und Federn aber vollkommen geschont, sie mögen nun zu ewiger Gefangenschaft oder zur Speise bestimmt seyn. Die, welche zum Abrichten gefangen werden, sucht man ganz jung aus den Nestern zu nehmen. Weil aber die Bäume, woran diese hängen, sehr hoch und glatt sind, so haut man sie um, wodurch freylich viele im Falle des Baumes zerschmettert werden. Die Karaiben pflegen durch den Rauch eines Harzes und anderer Dinge sie so zu betäuben, daß sie von den Bäumen herunterstürzen. Die Indianer fangen sie mit Schlingen. In Surinam wird ihrer eine ungeheure Menge erlegt. Um die Zeit der Kaffeeernte kommen sie in zahllosen Schwärmen, und stehlen die Frucht des Kaffeebaumes, fressen aber nur die rothe Kapsel, die uns so werthe Bohne hingegen lassen sie

herab-

herabfallen. Es muß ein Zug solcher Vögel, vorzüglich im Sonnenscheine, ein bezauberndes Schauspiel geben. Zuweilen nisten die Papageyen in die Löcher der Bäume, in welchen, das Jahr vorher, eine Spechtart, mit Nahmen Zimmermann, Junge ausgebrütet hat; oder sie machen sich selbst neue Löcher, reißen einen Zweig ab und hauen nun mit ihrem Schnabel sehr geschickt in die Rinde und das Holz. Oefters aber hängen sie ihr Nest an einem schwachen Aste auf. Man will bemerkt haben, daß die in etwas gemäßigtern Gegenden wohnen, in Baumlöchern, die unter einem brennend heißen Himmel hingegen, in aufgehängten Nestern brüten. Es wäre dieß ein schöner Wink vom Instinkt dieser Thiere. Da, wo die Hitze fürchterlich ist, würde es in Baumlöchern zu schwül seyn. Die schwankende Bewegung eines hängenden Nestes und die damit spielende Luft, kühlt doch jene Hitze einigermassen ab. Wo aber die Wärme gelinder ist, erspart sich der Vogel eine Mühe, ohne daß er erstickende Hitze zu besorgen hätte. Außerdem können nun Schlangen und Raubthiere auf dem schwachen, schwankenden Zweige weder den Jungen noch den Eltern nachschleichen, und der Papagey, dem es ohnehin eine

Wol-

Wollust zu seyn scheint, sich zu schauckeln, kann, neben diesen Vortheilen und der Erfüllung seiner elterlichen Pflichten, auch diesen Genuß haben. Die aufgehängten Nester bilden ein sackförmiges Gewebe von Binsen, sehr dünnen Zweigen und feinen Wurzeln, mit einem kleinen Eingange, und haben eine Dichtigkeit, daß die Nässe nicht im Geringsten hineindringen kann. Um den Jungen ein weiches Lager zu bereiten, reißen sich die guten Alten einige Federn aus. Die Eyer sind so groß, wie Taubeneyer und punktirt, wie die von Rebhühnern. Ihrer sind, nach der verschiednen Größe und Fruchtbarkeit dieser Thiere, 3—7, und abwechslend brütet auch das Männchen und das Weibchen, die überhaupt in einer friedlichen Ehe leben und sich immer treu bleiben. Nicht gar häufig pflanzen sie sich außer ihrer Heimath fort. In Marmanda, in Frankreich, besaß Jemand ein Paar, von dem er alle Frühlinge 4 Eyer erhielt. Eins war darunter immer unfruchtbar. Zur Brutzeit ließ sie ihr Besitzer alleine, und gab ihnen ein Faß mit Einem Boden zur Lagerstätte. Wollte man ins Zimmer, wo sie ihre Eyer und Junge hatten, so mußte man Stiefel anhaben, wenn man nicht von dem eifersüchtigen Wächter seiner Kleinen,

dem Männchen, einige Wunden im Fuße erhalten wollte.

Die **Papageyen** bringen auch in der Gefangenschaft ihr **Alter** sehr hoch. Man erzählt von einigen, die 100—130 Jahre erreicht, und sich vom Vater auf Söhne und Enkel vererbt haben sollen. Sie sind dem Podagra, der fallenden Sucht, und, besonders durch Fleischfressen, einem unnatürlichen Heißhunger unterworfen, der so weit geht, daß sie sich selbst in die Flügel beißen, und die Federn, die sie sich ausreissen, zerkauen. Sie abzurichten, kostet, nach ihrer mehr oder mindern Gelehrigkeit, auch mehr oder weniger Mühe. Immer werden Hunger und einige Ruthenhiebe die besten Mittel dazu seyn.

Auch bey der flüchtigsten Uebersicht dieser großen **Thiergattung**, zeigen sich in Absicht der Größe, der Bildung des Schnabels und dem Maaße des Schwanzes in die Augen fallende Verschiedenheiten. Die einen haben die Größe eines Huhns — andere die eines Sperlings; die einen sehr lange, andere kurze Schwänze; die einen glatte Scheitel, und andre prangen mit Federkronen. Aus dieser Menge von **Papageyen der alten und neuen Welt** einige

der

der Vorzüglichsten unsern Lesern bekannt zu machen, ist jetzt unsere Absicht. Büffon theilt die Papageyen der alten Welt in sechs Hauptarten ab: in Cacadus, eigentliche Papageyen, Loris, in Sittiche mit gleichen, ungleichen und kurzen Schwänzen.

Vorzüglich schöne Thiere sind die Cacadus, denen das öftere Ausrufen dieses Wortes ihren Nahmen gab. Die Federkrone auf dem unter ihr ganz nackten Scheitel, die sie nach Gefallen sinken lassen und emporrichten können, unterscheidet sie hinlänglich von andern Papageyen. Sie bleiben zeitlebens Schreyer, und lernen nur wenig und schlecht reden. Aber zähmen lassen sie sich leicht. Sie sind auf alles aufmerksam, gehorchen willig, und nehmen in ihrem Betragen eine einschmeichelnde Anmuth an, die ihre Schönheit noch mehr erhebt. In Paris sah man im J. 1775 zween vollkommen abgerichtete. Sie grüßten, nickten, schüttelten mit dem Kopfe, deuteten die Zahl der gegenwärtigen Personen, die Farben der Kleider u. d. m. Ja sie küßten einander so herzlich, als man es mit Schnäbeln nur immer kann. In ihren Bewegungen sind die Cacadus überhaupt leicht, und können drollige Sprünge machen.

So groß wie ein Huhn ist der **Cacadu mit der weißen Haube** (Psittacus albus cristatus, *le Kakatoës à hupe blanche* 26). Er ist blendend weiß, nur unter den Flügeln und Seitenfedern des Schwanzes etwas gelb überlaufen, und wenn er im Eifer, oder in irgend einer leidenschaftlichen Bewegung seinen Kopfputz aufrichtet, so schimmert das rothe Unterfutter desselben hervor. Schnabel und Füße sind schwarz. Die einen Fächer bildenden zwo Federreihen auf dem Kopfe sind keine weichen Federn, sondern Schwungfedern mit breiten Fahnen. Seine, so wie der andern Cacaduarten Heimath ist das mittägliche Indien und die Insuln des indischen Oceans. Nicht weit von Sumatra ist die **Cacadu-Insul**, die ihren Nahmen von der Menge der so schönen Geschöpfe trägt, die sich daselbst aufhält. Zahllos ist sie in Amadabat, der Hauptstadt von Guzurate, und in den umliegenden Gegenden auf 150 deutsche Meilen hin. In Ternate sind sie wirklich Hausthiere, die, wie bey uns die Schwalben, haufenweise auf den Dächern nisten. Von dem noch schönern **Cacadu mit gelber Haube** (Psf. cristatus, crista plicatili flava, *le Kakatoës à hupe jaune* 27) gibt es eine größere und kleinere Rasse. Die citron-

citrongelbe Federkrone und das Gelb an den Flügeln, die feurigen Augen in einem bleyfarben Kreise, die schwarzen Füße und Klauen machen eine schöne Wirkung. Man kann sich kein zuthätigeres freundlicheres Geschöpf denken. Durch Knarren mit dem Schnabel und lebhafte Bewegungen des Kopfs und der Haube gibt er seine Freude zu erkennen; er küßt, liebkost und läßt sich ungemein gern streicheln. Er scheint dabey eine Wollust zu empfinden und zeigt ordentlich die nackten Stellen unter der Haube und den Flügeln, daß man ihm an denselben kratze. Auf jeden Wink gehorcht er, kommt freudig herbey, oder entfernt sich betrübt, und der Käfig scheint ihm nur darum unerträglich, weil er ihn von seinem lieben Herrn trennt. Er ist reinlich, und liebt Obst, Hülsenfrüchte und alles was süß ist, ohne zu sehr überzuckert zu seyn. Seltner als dieser ist der mit der rothen Haube, und so kostbar, daß der Markgraf von Anspach einen mit 100 Carolins bezahlte. Auch die so schönen, weißen Cacadus haben ihre Neger unter sich. Es sind dieses die schwarzen Cacadus, die eine blaulich schwarze Farbe und an den Backen unter den Augen eine nackte, rothe, runzliche Haut und einen längern Schwanz als die übrigen haben.

Unter den eigentlichen Papageyen der alten Welt hat sich, mehr durch Gelehrigkeit und sanfte Sitten, als durch den Reiz mannigfaltiger Farben, der aschgraue Papagey (Jako, Ps. cinereus, erithacus, *le Perroquet grand* 28) in Europa beliebt gemacht. Ein oben dunkleres, unten helleres Grau, ein mit einer nackten, weißen Haut umgebnes, funkelndes Auge, ein scharlachrother kurzer Schwanz zeichnen diesen afrikanischen Vogel, der aus Guinea, Congo, Angola zu uns kommt, hinlänglich aus. Auf Isle de France und Bourbon, wohin man mehrere gebracht hat, pflanzen sie sich auch fort. Sie lernen außerordentlich gut reden, und scheinen eine wahre Lust dazu zu haben. Sorgfältig merken sie auf, wiederhohlen das Vorgesagte tausend Male und überschreyen Jedermann. Am Liebsten lassen sie sich von Kindern unterrichten, deren weicherer Ton ihnen weniger Mühe macht, als die schärfere Aussprache der ältern Personen. Sonst sind sie den Kindern eben nicht hold, vielleicht darum, weil diese oft die Liebkosungen der Erwachsenen, an die ihre Eifersucht allein Ansprüche macht, mit ihnen theilen. Selbst im Schlafe plaudern sie, wenigstens that dieß Markgrafs seiner zum öftern.

Sie

Sie gewöhnen sich genau an den Ton und die Redensart dessen, der sie unterrichtet. Ein alter, mit Heiserkeit und Husten geplagter Seemann richtete einen ab, und zeitlebens sprach der Papagey heißer und hustete beständig, als müßte es so seyn. Jung sind sie am gelehrigsten und ihr Gedächtniß kann außerordentlich viel fassen. Ein Cardinal kaufte einen um 100 Kronenthaler, weil er ohne Anstoß das apostolische Glaubensbekenntniß hersagte, und eben so orthodox und gelehrt als dieser war ein anderer grauer Papagey, der auf einem Schiffe den Matrosen den Rosenkranz und andere Gebethe sehr oft vorsagte, und sie an ihre Pflicht erinnerte. Wenn der Papagey satt ist, so merkt er bey seinen Lektionen am Besten auf; ganz gegen das alte Sprichwort: Plenus venter &c. Der, von dessen Erziehung und Sitten hier einige Züge folgen, fürchtete die Peitsche außerordentlich und gehorchte ihr nie, ohne sich zu erärgern. Kindern war er feind und gefährlich. Oft hielt er eine Unterredung mit sich selbst, forderte sich ein Pfötchen ab, gab sichs, fragte sich und antwortete pünktlich. Manche Menschen konnte er durchaus nicht leiden, in die Küchenmagd hingegen war er sterblich verliebt. Sie hatte einen bösen

Fin-

Finger. Niemand konnte zärtlichern Antheil daran nehmen, als unser Papagey. Blieb sie etwas lange aus dem Zimmer, so war die Bewillkommung die freundschaftlichste von der Welt. Sie empfieng mit dem frühesten Morgen die ersten Beweise seiner Liebe, und, wo sie gieng und stand, wollte er sie begleiten. Doch schien alle diese herzliche Liebe mehr der Küche, als der Person zu gelten. Denn, so wie eine neue Köchinn einstand, so war er ihr vom ersten Tage an eben so herzlich zugethan, als der Vorigen. Im Winter liebte er die Wärme des Kamins ungemein, und im Sommer konnte er stundenlang mit Vergnügen einen warmen Regen sich durchnässen lassen. Er pfiff stark, gähnte, wenn er Langeweile hatte, und war nie geschwätziger, als wenn im Nebenzimmer Geräusch war. Am Tage floh er seinen Käfig. Abends suchte er ihn selbst auf, und schlief gewöhnlich auf einem Fuße stehend, den andern eingezogen, oder am Drath des Bauers eingeklammert und mit unter die Flügel gestecktem Kopfe.

Ein vorzüglich schöner Vogel, mit einem Falkenkopfe, ist der **bunte Papagey** (Ps. accipitrinus, *le Papagai maillè* 29), der so groß wie eine Taube ist. Purpurfarbige, blau eingefaßte Federn, die

er

er im Zorn sträubt, bedecken den Hals, und braun und weiß gestreifte den Kopf, ein grünliches Gefieder aber den Leib. Man findet zwar auch in Amerika welche, doch behauptet Büffon, sie seyen bloß dahin gebracht worden, nicht aber einheimisch daselbst.

So groß wie eine Henne ist der **grüne Papagey**, (Pf. sinensis viridis, *le Perroquet de la Chine ou vert* 30). Ein lebhaft glänzendes Grün am Leibe, blaue Schwungfedern, und schimmernd rothe unter und neben den Flügelgelenken, ein rother Ober- und schwarzer Unterschnabel, machen diesen seltnen Vogel ungemein schön. Er bewohnt einen Theil von China, die molukischen Insuln und Neuguinea. Gerühmt wird von den **grünen Papageyen** eine große eheliche Zärtlichkeit. Ist das Weibchen schwach und unvermögend, Körner zu zermalmen, so erweicht der treue Gatte in seinem Kropfe erst die härtern Speisen, und steckt ihr dann dieselben in den Schnabel.

Eine Menge von verschiednen **Papageyen** auf den Moluken und in Neuguinea führt den Nahmen **Lori's**, welches Wort sie beständig im Schnabel führen. Sie zeichnen sich durch einen etwas weniger gebognen und spitzigern Schnabel und durch

große Behendigkeit aus. In Rücksicht ihres Aufenthalts sind sie sehr zärtlich. Daher sie auch, sey die Insul, die sie bewohnen, noch so klein, nie ihren Aufenthalt verwechseln, und jede Insul ihre bestimmte Art zu haben scheint, wie dieß auch bey den amerikanischen Insuln der Fall ist. Sehr leicht lernen sie reden, und sagen alles, was man ihnen vorspricht, sogleich nach. Mit Bewunderung sprechen die Reisenden von ihrer Geschicklichkeit. Roth ist die Hauptfarbe derselben. Ungemein schön unter ihnen ist der Loira-Noira (Pſ. garrulus moluccensis, *le Lori des Moluques* 31), in Ternate, Ceram und Java. Lange hat man umsonst versucht, einen nach Europa zu bringen, bis es endlich gelang. Er ist in Indien sehr gesucht und theuer. Eine sehr schöne Mischung von rothen, grünen, gelben und blauen Federn empfiehlt ihn eben so sehr, als seine Anhänglichkeit und Liebe zu seinem Herrn, in deren Aeußerungen er sich nicht ungeahndet von einem Fremden stören läßt.

Groß ist die Familie der Sittiche der alten Welt, die dadurch von selbst in drey Hauptarten zerfallen, daß die einen gleich gestufte, die andern ungleich gestufte, und noch eine Art ganz kurze Schwänze haben. Ein vorzüglich schönes Thier

unter

unter den Sittichen mit gleichgestuften Schwänzen ist der Lori-Sittich (Psittacus ornatus, *la Perruche Lori* 33), so nennt ihn Edwards und mit ihm Büffon, weil er viel Roth, den Karakter der Loris, hat. Kleine, braune Wellen sind in der hochrothen Kehle; blaulich ist die Scheitel, Schmaragdgrün der Hals, Flügel und Bauch; orangegelbe Flecken prangen an den Seiten des Halses und der Flügel; der grüne Schwanz, an dem man von innen die allmähliche, regelmäßige Abstufung der Federn sehr deutlich sieht, ist grün, gelb und röthlich gefüttert.

Noch schöner als dieser, in Absicht auf die Mannigfaltigkeit der Farben, ist der kleine Sittich, mit rosenrothem Kopfe und den langen ungleichen Schwanzfedern, (Ps. erythrocephalus bengalensis, *la petite Perruche à tête couleur de rose à longs brins* 34). Er ist zwar, wie der Vorige, sehr klein, aber der Reiz seiner Farben ersetzt, was ihm an Größe abgeht. Der Schwanz ist von ungeheurer Länge, und hat acht Zoll, da der Körper nur vier hat. Der oben gelbliche und unten schwärzliche Schnabel, die rosenrothen Flecken, die die gelben Regenbogen des Auges umgeben, das

Blau, worin sich jenes Rosenroth allmählich verliert, die schwarze Kehle, der grüne Rücken, die dunkelrothen Flecken auf den grünlich gelben Flügeln, die blauen ungleich abgestuften Schwanzfedern, alles vereinigt sich, diesem kleinen, liebenswürdigen Vogel seinen Rang unter den schönsten seines Geschlechtes anzuweisen. Er ist noch zu selten beschrieben, noch seltner abgebildet worden, als daß man von seinen Sitten viel wissen könnte. Lebendig ist wohl noch keiner nach Europa gekommen. Seine Heimath ist Bengalen, daher er auch den Nahmen, das **Bengalerpapageychen**, führt.

Von den **Sittichen mit ganz kurzen Schwänzen** wimmelt das mittägige Asien und Afrika. Sie sind da fast so häufig, als bey uns Sperlinge und Finken. Merkwürdig ist die Gewohnheit dieser kleinen niedlichen Vögel, mit den Füßen in einen Baum eingeklammert und unterwärts gekehrtem Kopfe zu schlafen. Wahrscheinlich thun sie das, um von den Raubvögeln, die sie auf den Zweigen suchen, weniger bemerkt zu werden.

Ein ungemein niedliches Thier ist unter den **Sittichen mit kurzen Schwänzen** der **guineische Sperling** (Ps. pullarius, *le Moineau de Guinée* 35), der

der aber nie reden lernt. Ein unangenehmes Geschrey ist alles, was man von ihm hört. In Guinea kann man wohl ein Dutzend für einen Thaler haben. Allein ihre Zärtlichkeit, und die große Sterblichkeit, die auf der Reise von zehn kaum einen übrig läßt, macht sie doch in Holland sehr theuer. Sind sie aber einmahl in Europa an Ort und Stelle, so leben sie sehr lange. Doch müssen immer zween in einem Käfig gehalten werden. Trennt man sie, oder löst der Tod die innigen Bande, die ein Paar an einander fesseln, auf; so grämt sich der Ueberlebende zu Tode, verweigert jede Nahrung, und folgt bald seinem Geliebten nach. Diese Anhänglichkeit hat ihnen den Nahmen die **Unzertrennlichen** erworben. Liebe und Zärtlichkeit erleichtert ihnen das Unangenehme der Gefangenschaft, und oft hohlt das Männchen von dem, was es in seinem Kropfe aufgespart hat, hervor, und äzt sein Weibchen damit. Ihr Körper ist grün, die Scheitel feuerroth, die Kehle hochgelb. Auf dem Bürzel befindet sich ein schöner blauer Fleck. Der bräunliche Schnabel ist nicht sehr stark gebogen und der Schwanz ist kurz. Sie thun den Feldfrüchten beträchtlichen Schaden, und sind in Aethiopien, Guinea, in Ostindien und Java verbreitet.

Von Brown mit unübertrefflicher Schönheit abgebildet ist ein anderer Sittich mit kurzem Schwanze, den er den schwarzen, Büffon den mit bunten Flügeln nennt (Pf. melanopterus, *la Perruche aux ailes variées* 32). Ein dunkelgrauer Schnabel, ein gelbgrüner Kopf und Stirn, mit einer blaugrünen Stelle, welche Farbe auch Brust und Bauch schmückt, würden ihn schon schön machen. Aber die Flügel sind erst seine größte Zierde. Die ersten Schwungfedern sind sammtschwarz, die andern hellgelb mit blauen Säumen. Sein Schwanz ist lilla, seine Füße sind graubraun. Er kommt aus Batavia und von der Insul Lucon. Seine Größe beträgt nicht über fünf Zoll, obgleich er, seiner schönen Zeichnung wegen, eine, gegen andere unverhältnißmäßige Größe in der Abbildung erhalten hat. Ohnehin ists in einem Buche dieser Art, wo der vorgeschriebne Raum den besten Willen oft gebietherisch beherrscht, unmöglich, in der Abbildung der Vögel ihren Verhältnissen gegen einander ganz treu zu bleiben, und oft muß die Treue der Deutlichkeit weichen, was der einsichtsvolle Leser nie mißbilligen wird, da die wahre Größe ohnehin bestimmt angezeigt wird.

Auch die neue Welt ist mit diesen schönen Thieren bevölkert, und es mußte immer für die unternehmenden Männer, die, um neue Welten zu suchen, allen nur erdenklichen Gefahren Trotz bothen, ein sehr gutes Vorbedeutungszeichen von den Früchten ihrer Unternehmung seyn, da sie Vögel erblickten, deren Farben und Goldglanz im Sonnenschimmer ihnen das schönste Schauspiel gaben. Auch von ihnen kann man sechs Hauptarten annehmen, deren Geschlechtsnahme ist: der Aras, der Amazonen-Papagey, der Krik, der eigentliche Papagey, der Sittich mit langem, und der mit kurzem Schwanze. Sie fassen wieder eine Menge von Arten in sich.

Ein über alle Beschreibung reizendes Thier ist der Aras (Indianischer Rabe, Macao), zu dessen Putz die Natur ihre ausgesuchtesten Farben genommen zu haben scheint. Gold, Purpur und Himmelblau scheinen auf seinem Gefieder um den Vorzug zu streiten. Eine stolze Miene, ein zuversichtlicher Blick, ein edler Gang und Anstand verkünden ein gewisses Selbstgefühl seiner Vorzüge, und seine Gemüthsart stimmt mit der Pracht seines Anzugs überein. Er ist gesellig, liebt seinen Wohlthäter, wird sein Hausgenosse, ohne sich zu seinem

Sklaven

Sklaven zu erniedrigen, und faßt eine so redliche Zuneigung gegen seinen Ernåhrer und das Haus, in dem er sein Brod findet, daß man ihn von Zeit zu Zeit einen Besuch bey seinen Brůdern im Walde machen lassen kann, ohne besorgen zu důrfen, er werde nicht von freyen Stůcken wieder zurůckkehren. Die Arase verschönern die Einsamkeit jener ungeheuren Wålder und romantisch schönen Gegenden in Amerika. Da Anson und seine Officiere diese besichtigten, schwung sich schnell eine Schaar Arase in die Luft, und machte ůber ihren Håuptern tausend Schwenkungen und Wendungen, recht als wollten sie die ganze Pracht ihrer Federn zeigen. Kein Zuschauer blieb bey diesem einzigen Schauspiele in seiner Art kalt. Ueberhaupt soll es kaum einen schönern Anblick in der Natur geben, als eine Anzahl solcher Vögel auf einem der ohnehin zum Theil so schönen, amerikanischen Båume zu sehen. Schon in Absicht der Größe, woran die Arase alle Papageyen der alten und neuen Welt ůbertreffen, zeichnen sie sich zu ihrem Vortheile aus. Ausserdem sind noch die ausserordentlich langen Schwanzfedern, die nackte, schmutzig weiße Haut, die die Augen umgibt, und bis an den Schnabelwinkel sich erstreckt, und

das

das beständige Ara, Ara=Rufen, karakteristische Kennzeichen dieser Hauptart. Ihrer gibts verschiedene Arten; den rothen, blauen, grünen und schwarzen. Nur den **rothen** (Psittacus macao, erythroxantus, *l'Ara rouge* 36), dessen Abbildung nach Edwards ist, können wir hier etwas näher beschreiben. Die Heimath der **rothen** Arase sind die heißen Gegenden von Amerika, Mexiko, Guiana, Brasilien, die Antillen rc. Doch vermindert sich ihre Anzahl in eben dem Maaße, als sich die Menschen verbreiten. An einigen Orten, wo die Thätigkeit des Menschen Wälder ausgehauen und Berge mit Hütten und Häusern besäet hat, sind sie, so häufig sie auch sonst waren, fast ganz verschwunden. Dieß ist besonders auf den Antillen der Fall. Ein Zinnoberrother Hals, und eine eben solche Brust, goldgelbe Deckfedern der Flügel, türkisblaue Schwung- und Schwanzfedern, unter denen die vier mittelsten und längsten roth sind, ein an den kleinsten Federn der Flügel, wie auf der feinsten Schmelzarbeit, in einander fließendes Blau und Grün, und ein kupferrothes Unterfutter der Flügel, thun im Ganzen eine vortreffliche Wirkung. Unmöglich aber ist es, die verschiednen Abstufungen dieser Farben mit Worten

deutlich genug zu beschreiben. Der rothe Aras hat einen großen, stark gebognen, oben schmutzig weißgrauen, und unten schwarzen Schnabel, der nach Schrebers Bemerkung, fast wie eine Feile, gezähnelt ist; eine Einrichtung, die den Mangel der Zähne ersetzt. Der gelbe Regenbogen im Auge liegt in einer nackten, fleischigen Haut; die Füße und Klauen sind schwärzlich. Er bewohnt die Gehölze feuchter Gegenden und liebt besonders die Frucht der Fächerpalmen. Paar und Paar halten sich immer zusammen. Zuweilen versammeln sich viele und schreyen entsetzlich. Ihr Flug ist unter allen Papageyen der leichteste und schnellste. Sie sind vertraulich und kommen dem Menschen ohne Furcht nahe, vorzüglich, wenn er durch Schießgewehr und Schlingen seine Herrschaft über sie noch nicht gezeigt hat. Ueberhaupt haben die Thiere größtentheils keine natürliche Furcht vor dem Menschen. Hat er in ihren Gegenden noch nie Mordthaten verübt, so nähern sie sich ihm zutraulich, und scheinen sogar seinen Schutz gegen andre zu suchen. Dieß erfuhren viele Reisende an unbewohnten Inseln, wo sie die Vögel, die noch nie Menschen gesehen hatten, mit der Hand fangen konnten. Allmählich erst fängt

das

das Thierreich an, den Menschen allenthalben als seinen gefährlichsten Feind kennen zu lernen, und unsre so wichtigen Entdeckungsreisen haben schon gar vielen diese Bekanntschaft verschafft. Auch die rothen Arase sind nicht mehr so vertraulich, als sie sonst waren. Durch ihr Geschrey sollen sie einmal die nichts besorgenden Indianer vor einem feindlichen Ueberfalle gewarnt, und dadurch ihren Landsleuten einen sehr großen Dienst gethan haben. Sie nisten zweymal im Jahre, in die Löcher verfaulter Bäume, die zu erweitern ihnen ihr Schnabel die besten Dienste thut, und legen 2 Eyer, ganz wie die obenbeschriebnen. In den Nasenlöchern und in einer Beule am Kopfe haben die Jungen, wie dieß bey allen amerikanischen Papageyen der Fall ist, Würmer, die man Macacwürmer nennt, die aber sterben, sobald die Federn kommen. Zuweilen sollen sie sogar ins Fleisch der Menschen dringen, und Geschwüre hervorbringen, die sehr schwer zu heilen sind. Die Last des Brütens und Aezens theilen die Eltern ehelich miteinander. Die Jungen sind leicht zahm zu machen. Reden lernen sie aber nie so gut, als die eigentlichen Papageyen. Obgleich das Fleisch der Arase hart und schwarz ist, so wird es doch

sehr gern gegessen und gibt kräftige Suppen. In Cayenne sind sie das gemeinste Wildprett. Die fallende Sucht rafft ihrer eine Menge dahin. Die Wilden haben ein simples Mittel dagegen, das auf der Stelle hilft. Sie ritzen den kranken Vogel an einem Zehen, bis ein Tropfen Blut herauskommt. Auch bey andern Vögeln ist dieses Mittel bewährt, ja die Natur selbst scheint bey einigen das zu thun, was hier die Kunst leistet. Wenn der Aras Speise nimmt, so zieht er sie mit dem Hacken des Oberschnabels herbey, hilft mit der Zunge, die überhaupt bey ihm und andern Papageyen weit beweglicher ist, als bey andern Vögeln, nach, und zermalmt den Bissen mit der untern Hälfte des Schnabels, die eigentlich sein Messer ist. Zucker, oder sonst einen harten Körper, faßt er recht geschickt mit seinen Zehen, und bedient sich auch einer von den beyden Hintern dazu. Seine Federn dienen dem amerikanischen Wilden zum Kopfputze und anderer Bedeckung, ja er stickt sich wohl besonders schöne in die Ohren, Nase und Backen. Einerley Wohnörter und Sitten und Nahrung mit dem rothen hat der blaue Aras, und der Glanz seines Gelbs und Blaues scheint den Indianern noch besser zu gefallen, als der rothe Schmuck

des

des Vorigen. Wenigstens enden sie ihre Lieblingslieder immer mit dem Ausruf: gelber Vogel, gelber Vogel, wie du so schön bist! Ungemein schön, aber selten ist der grüne Aras, der auf die Gunst seines Herrn im höchsten Grade eifersüchtig ist; und noch seltner, als er, ist der schwarze Aras, der, seinem Traueranzuge gemäß, seine Wohnung, fern von Menschen, in unwirthbaren Felsengegenden wählt.

Ursprünglich aus dem Amazonenlande sind die **Amazonen-Papageyen**, deren Karakter ein schönes Roth auf den Flügelgelenken ist. Sie sind alle vom blendendsten Grün, und ein schimmerndes Gelb bedeckt ihren Kopf. Ihre ausnehmende Schönheit macht sie selten und gesucht. Sie lieben die Früchte der Palmen, des elastischen Gummibaums und die Bananen, nisten um die Regenzeit in Baumhöhlen und legen zwey Eyer, die sie, wider die Gewohnheit der meisten Vögel, auch dann ausbrüten, wenn Menschenhände sie betastet haben. Um die Paarungszeit sind sie in zahlreicher Menge beysamen, und machen den ganzen Tag über ein entsetzliches Gelärm. Durch oftmaliges Berauschen mit Tabaksrauch, kann man den Wildesten und Starrsinnigsten unter ihnen zähmen. Ein sehr gutes Mittel auch bey an-

dern Arten. Selbst auch ihr unerträgliches Can=canschreyen und ihr um sich Beissen, ohne gereizt zu seyn, gewöhnt man ihnen dadurch ab. So wie man bey uns ein Haus, ein Bergwerk ꝛc. als Eigenthum besitzt, und den Seinigen zurückeläßt, so ists mit den Bäumen, auf denen diese Papageyen nisten, bey den Wilden. Sie sind ein Eigenthum, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Nur **Einen von den Amazonen=Papageyen**, dessen eigentlicher Nahme **Ajurucurau** (Psittacus æstivus, *l'Aouroucouracou* 37) ist, führen wir von dieser Art an. Er wohnt in Brasilien und Guiana, hat eine blaue Maske auf seinem gelben Kopfe, ein goldgelbes Auge, schwärzlichen Schnabel, einen hellgrünen Leib, blaue, schwarzgefranzte Schwungfedern, sein rothes Zeichen auf den Flügelgelenken und aschfarbige Füße.

Kleiner, und etwas blässer von Farbe sind die **Kriks**, die kein Roth auf den Gelenken, sondern auf den Flügeln selbst tragen. Sie haben in ihren Sitten viel mit den Amazonen gemein, halten sich oft zu ihnen, sind aber häufiger. Ein angenehmer Vogel ist der **Krik mit gelbem Kopfe und mit gelber Kehle**, (Psittacus ochropterus, *le Crik à tête*

tête & gorge jaune 38). Er macht, wenn auch nicht an Kraft, doch in der Mannigfaltigkeit der Farben, seiner schönen Nachbarinn der Amazoninn den Rang streitig. Gelb, grün, roth, bunt, violett, sind sehr schön vertheilt. Von den Sitten eines Kriks hat ein scharfsinniger Beobachter desselben, Herr Bougot, Kapuziner Guardian in Semür, folgende Bemerkungen an seinem eignen gemacht. Er liebte seinen Herrn immer eigennützig, und liebkoste ihn nie, als wenn er ihm darin zuvorkam. Empfindlich, wenn er vernachläßigt, und rachsüchtig, wenn er beleidigt wurde, biß er wild um sich, und lachte schadenfroh, sobald ihms gelang, Jemand zu verwunden. Schläge erbitterten, nur Sanftmuth und Güte besänftigten ihn. Alles, alles, was ihm in den Wurf kam, zerriß, zernagte, zerbrach er, und kaum hatte man ihn auf eine Stelle gebracht, wo man ihn wünschte, so führte ihn der Geist des Widerspruchs wieder an seine Vorige zurück. Er sprach leicht und fertig, im Winter weniger, als im Sommer, wo er vor lauter Schwätzen sein Fressen vergaß. An heitern Tagen kam ihn oft die Laune an, freundlich zu seyn; aber weils Laune war, gieng sie auch bald wieder vorüber.

Kin-

Kinder, die die meisten Papageyen hassen, liebte dieser, und jammerte, wenn sie ihn verließen. In der Mauserzeit, die drey Monate währte, schien er zu kränkeln. Hanf, Nüsse, Früchte, in Wein getunktes Brod war seine Speise. Fleisch, das er sehr liebte, wurde ihm versagt, weil er dumm davon wurde und die Federn verlor. Oft versteckte er einen Vorrath von Essen, wie der Affe, in seinen Backentaschen.

Unter den eigentlichen **Papageyen** der neuen Welt, nennen wir den **violetten Papagey**, (Psittacus purpureus, *le Perroquet violet* 40). Sein gewöhnlichster Aufenthalt ist Guiana. Er ist nicht größer, als eine Taube. Sein orangefarbiger Schnabel fällt nach vorne zu ins Schwärzliche. Ein Kreis von rothen Federn umgibt die Nasenlöcher. Der Kopf ist schwarz, ins Blaue schillernd, die Augen liegen in einer hellen, nackten Fläche; am Halse ist eine hellbraune Stelle mit sehr dunkeln Flecken; von hier fängt das schöne, bald hellere, bald dunklere Violett an, das den ganzen Körper bedeckt. Die Schwungfedern sind sehr schönes Blau, die Füße schwärzlich. Er wird, so schön er ist, doch wegen seiner Ungelehrigkeit, nicht sehr gesucht. Nie lernt er gut reden; worin es hingegen ein andres Mitglied

dieser Familie, der **Tavua**, ein äußerst boshaftes Thier, unserm **aschgrauen** beynahe zuvor thut.

Auch in der neuen Welt gibt es, wie bey den Sittichen der alten, die Verschiedenheit in den Schwänzen. Dieß ist der Fall bey den **Parkiten**, die theils sehr lange und gleich gestufte, theils sehr kurze haben. Zu der ersten Art gehört unser **braunkehliger Parkit** (Psittacus æruginosus, *la Perruche à gorge brun* 39) mit der blauen Scheitel, dem grünen Gefieder, dem braungrauen Halse, und den blauen Schwungfedern mit schwärzlicher Einfassung. Die regelmäßige Stufenfolge der Schwanzfedern kann wohl keine Abbildung treuer darstellen, als die Edwards'sche, der wir bey der Unsrigen gefolgt sind. Martinique ist sein Wohnort. Aeusserst niedlich ist endlich der **kleinste Parkit mit kurzem Schwanze**, (der Sperlingsparkit, der Tui-ete, Psittacus Passerinus, *l'Eté ou Toui eté* 41), der am Leibe grün, und auf dem Bürzel und den Flügeln blau ist. Sein Schnabel und seine Füße sind gelb.

Ungern trennen wir uns von dieser schönen **Vogelgattung**, bey der die Natur den Reichthum ihrer Farben, obgleich noch nicht im höchsten Grade, dessen sie fähig ist, so sehr gezeigt hat, und die noch so

viel schöne Geschöpfe enthält, deren wir keine Erwähnung thun konnten, wenn wir nicht den Vorwurf der Weitläuftigkeit ohne Noth, wirklich verdienen wollten.

Tab. XVII.

Der Pfefferfraß.

Ramphastos, *le Toucan.* (42)

Unmöglich kann für den, der Mannigfaltigkeit und Abwechslung liebt, ein ergiebigeres Feld gefunden werden, als die Natur. Selbst die unerschöpflichste Einbildungskraft könnte sich die tausend und aber tausend Veränderungen, deren ein so simpel gebauter Körper, als der eines Vogels, fähig ist, unmöglich sonderbarer und auffallender denken, als sie die Natur wirklich aufstellt, und wenn auch die tausend Gattungen und Arten der Vögel in manchen Dingen große Aehnlichkeit haben; so ist doch immer gewiß Eins, das sie von allen unterscheidet, und uns als etwas Neues, etwas, wenigstens in dieser Verbindung, Ungewöhnliches erscheint.

Schon für den ersten Anblick überraschend ist die Gattung von Vögeln, die den Nahmen Pfefferfraß

fraß führt. Ihr ungeheurer, leichter Schnabel weist ihnen ihre Stelle unter der Ordnung an, deren Karakter ein großer, leichter Schnabel ist. Man sollte glauben, es sey ein bloßes Spiel der Natur, die zuweilen etwas ganz regelloses, gegen alle Verhältnisse streitendes hervorbringt. Jedoch ist dieß hier der Fall nicht, sondern der unverhältnißmäßige Schnabel ist ein sich fortpflanzendes Eigenthum aller der 16 Arten, die diese Gattung in sich faßt.

Die Größe der Pfefferfraße ist ungefähr die einer Taube. Ihr Schnabel ist dicker und länger, als der ganze Vogel ist, zwo Händebreiten lang, und eine breit. Er ist ungemein leicht, pergamentähnlich, hohl, sägeförmig ausgezackt und so weich, daß er dem geringsten Drucke des Fingers nachgibt. Seine Farbe ist, nach den verschiednen Arten der Pfefferfraße, verschieden, immer aber schön glänzend. Die Zunge, dem derselbe zur Scheide dient, ist nur eine halbe Spanne lang, sehr dünn, hornartig, an der Wurzel kaum eine Linie lang, und an den Seiten nach vorn zu gezasert. Die Nasenlöcher sind sehr klein, und bey mehrern Arten so unter Federn versteckt, daß sich die fast allgemeine Behauptung: sie fehlen diesen

Vögeln ganz leicht erklären läßt. Sie haben **Kletterfüße**, so daß sie zween Zehen nach vorn und zween nach hinten zu halten. Bloß Südamerika ist ihr **Vaterland**, wo sie so zahm sind, daß man sie unter dem Hausgeflügel sieht, mit dem sie in Eintracht auf einem Hofe leben. Die große Liebe zum Pfeffer hat ihnen ihren Nahmen gegeben. Man behauptet, die nicht eckelhaften Einwohner der Gegenden, wo sie zu Hause sind, sammeln den von diesen Vögeln abgehenden Pfeffer wieder, der im Magen derselben seine allzugroße Schärfe verloren haben soll. Doch können wir hier nicht verschweigen, daß in Südamerika kein eigentlicher Pfeffer wachse, und also die Liebhaberey der **Pfefferfraße**, wenn sie anders gegründet ist, nur vom langen, oder dem spanischen Pfeffer, gelten könne. Ihre **Nahrung** in der Freyheit besteht vorzüglich in Früchten. Besonders lieben sie alle Palmenarten. Da sie diesen zu Gefallen sich gern an feuchten Gegenden aufhalten, so hat man vermuthet, sie fressen Fische. Doch ist dieses unerweislich. Im zahmen Zustande hingegen fressen sie alles, Fische, Fleisch, Brod. Sie haben die sonderbare Gewohnheit, das, was man ihnen gibt, immer erst in die Höhe zu werfen, und dann

es in der Luft aufzuschnappen. Ihre Nester haben sie in hohlen Bäumen. Sie bedienen sich dazu solcher, die die Spechte verlassen haben. Denn ihr Schnabel ist viel zu weich, als daß sie neue hauen könnten. Nur zwey Eyer legt das Weibchen, und man muß, aus der großen Anzahl von Pfefferfraßen, vermuthen, daß sie öfter als einmal im Jahre brüten. Daß die Mutter ihren Schnabel zur Baumhöhle herausstrecke, und damit vorwitzige und boshafte Affen züchtige, möchte die Weiche des Schnabels sehr unglaublich machen. Sie lieben das gesellschaftliche Leben. Man trifft immer mehrere beysammen an. Allein sie sind keine Zugvögel, sondern begeben sich nur bald nord- bald südwärts, je nachdem die Früchte reifen. Ihr Fleisch ist dunkel violettblau und schmeckt gewürzhaft.

Unter den verschiednen Arten verdient der **Toucan von Brasilien** (Brasilianischer Poliphem, Ramphastos piscivorus 42), um der Schönheit seiner Farben willen, eine nähere Beschreibung. Den größern, unförmlichen Kopf ausgenommen, hat er die Größe einer Haustaube. Schon der Schnabel enthält eine große Mannigfaltigkeit von Farben. Diese sind ein blasses ins Grünliche fallendes Gelb,

mit kleinen dunklen Querstrichen und einer orange-farben Spielung am obern Theil des Schnabels; und ein schönes, gegen den Kopf blässeres und gegen Vorne zu höheres, Blau am untern. Die Spitzen sind oben und unten schön scharlachroth. Die beyden flachen Seitenwände des Schnabels bilden oben einen scharfen Winkel. Der Augenstern ist nußfarben, mit einer nackten, grünlich gelben Haut umgeben. Der obere Theil vom Kopfe, Hals und Rücken, so wie die Flügel und der Schwanz, sind schwarz. Nur schillern die Flügel etwas. Die Brust ist weißgelb, und hat einen schön rothen Halbmond.

Da nach dem Tode dieser Vögel der Schnabel etwas zusammenfällt, und die Farben sich einigermaßen ändern, so verdient diejenige Abbildung Edwards, bey der er das Glück hatte, einen lebendigen abzuzeichnen, für eine der treuesten angesehen zu werden, die man von diesem Vogel finden kann. Nach ihr ist diejenige kopirt, die unsern Versuchen einverleibt worden ist. Von den Sitten, der Nahrung u. d. dieses Vogels haben wir nicht nöthig, hier etwas noch hinzuzufügen, weil es bey der Beschreibung der ganzen Pfefferfraß-Gattung überhaupt, bereits hinlänglich geschehen ist.

Tab. XVII.

Der Nashornvogel.

Buceros Rhinoceros, *le Calao.* (43)

Hatte der Pfefferfraß bloß einen ungeheuer großen, so hat der Nashornvogel hingegen einen abenteuerlichen und mißgestalten Schnabel. Die obere Kinnlade ist mit einem starken Auswuchse bedeckt, der bald wie ein auf dem Schnabel sitzender Helm, bald wie ein rückwärts gekrümmtes Horn aussieht, und überhaupt nach den verschiedenen Arten auch sehr verschieden ist. Sehr kleine und runde Nasenlöcher stehen hinter der Schnabelwurzel. Die Zunge ist sehr kurz. Von den 4 Zehen stehen 3 vor- und eine hinterwärts. Sie sind zum Theil mit einander verbunden. Eben die wärmern Gegenden der alten Welt, die die Pfefferfraße in der neuen bewohnen, sind der Aufenthalt der Calaos oder Nashornvögel. Auf Ostindien und Afrika sind die 16 bisher entdeckten Arten eingeschränkt. Früchte und Aas sind ihre gewöhnliche Speise. Vom Genuß des Letztern sollen sie einen höchst widerlichen Geruch bekommen. Man behauptet, sie begleiten von Ferne die Jäger, um die Eingeweide der Vögel, die diese

gleich

gleich auf der Stelle ausweiden, zu bekommen. Marsden bemerkte bey denen, die er in Sumatra fand, und die dort Engang heißen, daß sie gesottnes Fleisch und weiche Fleischspeisen liebten. An dem Weibchen konnte er keine Spur von dem Auswuchse des Schnabels, den das Männchen hatte, wahrnehmen. Da die Farbe dieser Thiere, so wie die Form des Schnabels sich mit dem Alter verändert, so ist es sehr möglich, daß unter den bisher entdeckten Arten mancher keine eigne Art ausmachen, sondern nur ein Vogel von verschiednem Alter dafür gehalten worden seyn möge. So lang sie jung sind, sind sie zahm und possierlich, aber so dumm, daß man ihnen das Futter ins Maul stecken muß, wenn sie nicht verhungern sollen. In Absicht auf die Kälte sind sie sehr empfindlich. In gemäßigtern Ländern werden sie den Winter nicht leicht überleben. Büffon besaß einen Sommer über einen Nashornvogel, der aus Pondichery herstammte. Dieser gieng nie, sondern hüpfte vor= und seitwärts mit beyden Füßen zugleich, wie eine Aelster. Im Ganzen war er sehr dumm; nur zuweilen schien er mit Aufmerksamkeit etwas zu betrachten, das ihm neu war. Er fraß rohes Fleisch, Ratten, Mäuse, Vögel

gel ꝛc. und ließ verschiedne Stimmen von sich hören: zuweilen gluckte er wie eine Truthenne. Mit sichtbarer Behaglichkeit wärmte er sich an den Sonnenstrahlen. Er zitterte, sobald es kühl wurde, und starb, da der Winter sich näherte.

Einen gelblichen, hinten etwas röthlichen Schnabel, mit einem großen, helmähnlichen, nach vorn zu schwarzen Auswuchse, einen langen Hals, einen rothen Augenkreis, worunter ein nackter weißer Fleck ist, eine schwarze Farbe am ganzen Leibe, nur den Bauch, die Schenkel und die äußersten Schwanzfedern ausgenommen, die weiß sind, und bläuliche Füße hat der **malabarische Nashornvogel** (43), von dem es manche Spielarten geben mag, die in der Größe, der Farbe, der Form des Schnabels ꝛc. von einander abweichen. Da dieser Vogel noch lange nicht so beobachtet worden ist, um von seinen Sitten, seiner Vermehrung, seinem Neste ꝛc. unsern Lesern ausführliche Nachricht geben zu können, so begnügen wir uns, ihnen denselben als ein sehr seltsames und der Betrachtung immer würdiges Geschöpf bekannt gemacht zu haben.

Tab. XVIII.

Der Specht.

Picus, *le Pic.*

Der große Buntspecht.

P. Major, *le Pic varié.* (44)

Der Schwarzspecht.

P. Martius, *le Pic noir.* (45)

Der Grünspecht.

P. Viridis, *le Pic verd.* (46)

So wie der Bau aller Vögel ihrer Bestimmung ganz angemessen ist, so fällt dieß vorzüglich bey den spechtartigen **Vögeln**, einer neuen **Ordnung**, die wir jetzt anfangen, in die Augen. Kurze Füße, schmale Schnäbel von mittelmäßiger Länge, und eine meistens fadenförmige Zunge sind der auszeichnende Karakter dieser **Vögel-Ordnung**. Sie faßt mehrere **Gattungen** in sich: die eigentlichen Spechte, die Wendehälse, Eisvögel, Baumläufer, Kolibris ꝛc. von denen wir jetzt einige der Vorzüglichsten näher beschreiben wollen.

Aeusserst merkwürdig ist die Einrichtung der **eigentlichen Spechte**, deren bisher 53 Arten entdeckt

deckt sind. Schon ihr gerader, eckiger Schnabel, mit einer keilförmigen, bald mehr, bald weniger, scharfen Spitze, ist zu ihrem Berufe, Löcher in die Baumstämme und Rinden zu hauen, und die versteckten Insekten aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuhohlen, unentbehrlich. Ihre Zunge ist lang, hat eine knöcherne Spitze, die mit rückwärts liegenden Stacheln und Borsten, und in ihrer Scheide mit einer klebrigen Feuchtigkeit versehen ist, die beym Insektenfange als Vogelleim dient. Ihr Zungenbein endigt sich in zween Knorpel, die unter der Haut, von hinten nach vorn und von oben bis unten, über den ganzen Hirnschädel, fortlaufen, und an der Stirn, nahe bey der Schnabelwurzel, festsitzen. Diese zween Knorpel sind gleichsam elastische Federn, durch deren Dienste die Spechte ihre fadenförmige Zunge, vermittelst zweyer Paare Nerven, wie ein Stilet herausschnellen und Insekten spießen können. Ueberdas haben die Spechte Kletterfüße, so daß von den vier Zehen zween vor- und zween rückwärts gehen. Diese sowohl, als auch das muskulose Dickbein, die starken, sehnigen Schenkel, die langen Zehen und die scharfen Klauen erleichtern ihnen das Auf- und Abklettern an den Bäumen ungemein.

Hiezu kommt noch ein steifer, elastischer Schwanz. Die zehen Federn desselben haben starke Schäfte, die wie Stahlfedern sich krümmen, und durch ihre Schnellkraft im Anstemmen und Unterstützen des Körpers sehr brauchbar sind. Er ist dann eine unentbehrliche Stütze, wenn die Spechte mit den Füßen gerade auf klettern und also leicht zurückfallen könnten. Auch die Borsten ähnlichen Federn, die die eyrunden Nasenlöcher bedecken, verwehren den kleinen Würmchen, dem Holzmehl ꝛc. das Eindringen in so empfindliche Theile.

Wer in dieser kunstreichen Einrichtung eines so wenig geachteten Vogels, als der Specht ist, nicht den Finger des Wesens findet, das allen Geschöpfen höchst weise und wohlthätig das schenkte, was sie zu ihrem Unterhalte und Fortkommen bedürfen; dem würde auch die wortreichste Darstellung die Augen nicht öffnen.

Ueberall ist diese **Vogelgattung** zu Hause, auch wandern sie da, wo sie einmal ansäßig sind, nie wieder weg. Unter sich leben die Spechte ungesellig, und nie hält sich mehr als ein Paar zusammen. Sie hauen in Bäume zirkelrunde Löcher, worin sie nisten. Listig genug stecken sie oft ihren

Schna-

Schnabel in Baumhöhlen, und schreyen dabey. Furcht und Neugierde treibt nun die Holzwürmer und Insekten hervor, und ehe sie ihrem Feinde wieder entfliehen können, sind sie schon verschlungen. Durch Schlagen des Schnabels an die Bäume locken sich die beyden Geschlechter, und nicht selten hacken sie so stark in den Baum, daß man wirklich in der Ferne einen Holzhacker im Walde vermuthet; ein Nahme, den der Specht daher nicht mit Unrecht führt. Die Brutzeit derselben ist frühe, und man kann beym Spechte, so wenig als bey andern Vögeln, die weise Sorgfalt der Natur verkennen, die diesen Trieb gerade dann erweckt, wenn für die verschiednen Arten auch der meiste Vorrath von Futter vorhanden ist. Da die ersten warmen Sonnenstrahlen des Frühlings die Holzwürmer aus den faulenden Bäumen hervorlocken, so findet auch um diese Zeit der Specht am Leichtesten hinlänglich Futter nicht nur für sich, sondern auch für eine Familie. Die Italiäner lieben das Fleisch des Spechtes ungemein. Bey den Römern war er ein Glücksbothe, wenn er seinen Flug gegen Mittag richtete, und von der rechten Seite kam. So betrübt Horaz über die Abreise seiner Galate war, so wünschte er ihr doch, daß

sie keinen Specht, auf der linken Seite fliegend, und keine Krähe antreffen möge.

Gar nicht selten und von der Größe einer Singdrossel ist der große Buntspecht (44). Seine Stirn ist gelblich braun. Die schwarze Scheitel umgibt eine schöne, rothe Binde, die einige bloß dem Männchen, andere aber dem Weibchen zuschreiben. Den Buntspecht machen ein schwarzer Rücken, weiße Schultern, schwarz und weiß gestreifte Flügel und Schwanzfedern, die hie und da etwas gelb überlaufen, und unten wie gefranzt sind, ein röthlicher schmutzig weißer Unterleib und ein karmoisinrother After, neben seinen übrigen Eigenthümlichkeiten, die er als ein Specht besitzt, kenntlich genug.

So gefräßig er ist, so kann man ihm seine große Nutzbarkeit doch nicht absprechen. Indem er eine ungemeine Menge Holzwürmer, Puppen und Maden vertilgt; löst er zugleich, um sie aufzusuchen, von den Obstbäumen die alte Schale, und das ohnehin nur schmarozende Moos ab. Laubwälder, Feldhölzer und Gärten sind sein Aufenthalt. Hier nährt er sich nicht bloß mit Insekten, sondern auch mit dem Saamen der Fichten und Kiefern, Bucheckern, Eicheln und Haselnüssen. Um aus der har-

ten

ten Schale der Letztern, in deren Genuß er unersättlich ist, den Kern, und aus den Fichten-Zapfen den Saamen herauszuhohlen, sucht er eine Baumspalte, klemmt die Nuß oder den Zapfen hinein, und haut frisch darauf los, um den Kern oder Saamen herauszukriegen. Auf zusammen getragnes Genist legt das Weibchen 3—6 weißliche Eyer in hohle Bäume. Die Junge sehen mit ihren langen Schnäbeln und Zungen, bey ihrer übrigen Kleinheit und mit ihren rothen Kappen niedlich und sonderbar aus.

Das Fleisch des großen Buntspechts ist besonders um die Zeit, wenn die Haselnüsse reif sind sehr gut und fett.

Größer als dieser, zumal, wenn er gestreckt an einem Baume in seinem Beruf zu kleben scheint, und ungefähr wie eine Dohle, ist der **Schwarzspecht** (45), der auch den Nahmen Spechtkrähe und Hohlkrähe führt. Die Hauptfarbe ist schwärzlich braun. Die Scheitel hat hochrothe Federn, die das Männchen etwas aufrichten kann; auch ist diese rothe Kappe bey ihm von stärkerer Farbe, als bey dem Weibchen, dem sie zuweilen ganz fehlt. Der Schnabel und die Füße sind bläulich grau. Jener ist stark, hart und dreyeckig, und vom häufigen Gebrauche bey den mei-

meisten stumpf. Die mittelste Schwanzfeder ist die längste. Alle aber sind etwas spitzig und gleichfalls vom Gebrauche abgeschliffen.

Das ganze gemäßigte Europa ist die Heimath des Schwarzspechts. Im Sommer sind die Wälder, im Winter Gärten sein Aufenthalt. Er weiß mit seiner Zunge, wie mit einer Lanzette, sogar aus Strohdächern, Insekten und Insektenlarven hervorzuhohlen. Die schwarzen, großen Roßameisen in alten Baumstämmen sind sein Lieblingsgerichte.

Ohne große Anstrengung macht er in Weißbuchen u. a. Bäume, mit seiner Hacke ein ziemlich beträchtliches Loch, wozu er kaum einen Tag braucht. Dieß ist sein Nest, worein seine Gattinn ihre 4—6 glänzend weiße Eyer auf Holzmehl legt. Auch muß es im Regenwetter zum Obdach dienen. Durch diese Arbeit leisten die Spechte den kleinen gefiederten und vierfüßigen Waldbewohnern einen wesentlichen Dienst, die nun sich der Baumhöhlen als Zufluchtsörter gegen Raubthiere bedienen. Mit verstellter Höflichkeit klopft der Schwarzspecht an allen hohltönenden Baumrinden, oder öffnet sich die Thüren mit Gewalt, um ihren Bewohnern einen sehr lästigen Besuch zu machen. Mit seinem Schnabel

bel stößt er in die Ameisenrepublik. Auf dem Wege, den sich dieser öffnete, schlängelt sich die klebrige Zunge hin und her. Jetzt wagen die Republikaner mit vereinten Kräften einen Ausfall. Aber schon die Vorposten bleiben an der gefährlichen Leimruthe, der Zunge, hängen, und werden nun verschlungen. Im Winter ist das die vorzüglichste Nahrung des Schwarzspechts. Sein Fleisch soll nicht übel schmecken.

Etwas dicker als er ist der **Grünspecht** (46), der einer Taube gleichkommt. Sein Oberkopf ist glänzend roth und etwas gefleckt. Ein schwarzer Strich lauft an den Seiten des Halses herab. Der Leib ist oben glänzend olivengrün, am Bürzel gelblich, und unten schmutzig weißgrün. Der Schnabel ist schwarzbraun. Das Weibchen hat ein weniger lebhaftes Roth.

Den Sommer über lebt er in Wäldern. Im Winter zieht er sich etwas mehr in die Nähe unsrer Wohnungen. Die Löcher, die er in faulen, anbrüchigen Bäumen findet, erweitert sein Schnabel, und haut sie tief genug aus. Seine Geschicklichkeit im Bohren und Hauen hat ihm den Nahmen Zimmermann nicht ohne Grund erworben. Ungerecht ist die Beschuldigung, er pflege gesunde Bäume zu be-

hauen, und er leidet nicht selten den Tod deßwegen unverdient. Ein Schicksal, das die Unwissenheit der Menschen gar vielen Thieren, die nichts weniger, als verderblich sind, bereitet. Wenn er an einem Loche arbeitet, so läuft er alle 8—12 Hiebe sehr geschäftig um den Baum herum, und sieht die Stelle, wo er haut, von hinten an. Dieß geschieht aber nicht, um zu sehen, ob das Loch hinten durchgehe, wie man fälschlich glaubte. Denn durch und durch zu hauen ist seine Absicht gar nicht. Sondern weil er weiß, daß Würmer und Maden auf das Pochen hervorkriechen, so sieht er nun so fleißig nach, was auf sein Pochen auf der andern Seite des Baumes zum Vorschein gekommen ist. Ausser den Holzwürmern und Insekten frißt er auch Wespen, und ihre Larven, rothe Ameisen, von denen er sich die Zunge, wie der Ameisenfresser, voll laufen läßt, und Bienen, bey deren Stöcken er sich oft einfindet, und sehr schädlich wird. Doch werden die bey Ameisenhaufen aufgestellten Schlingen diesen Besuchen bald ein Ende machen. Ohne ein Nest zu verfertigen, legt das Weibchen auf faules Holz 3—4 grünliche, schwarzgefleckte Eyer. Hie und da wird das Fleisch der Grünspechte auch in Deutschland nicht ungern gegessen.

Von

Von ausländischen Spechten begnügen wir uns den schwarzen amerikanischen und den dreyzehigen zu nennen, weil sie beyde etwas vorzügliches haben. Jener besitzt eine rothe Federkrone, einen weißen Knebelbart, und ist ein so geschickter Bohrer, daß er binnen einer Stunde soviel Spähne macht, als in einen ziemlichen Korb gehen; und dieser hat nur drey Zehen an jedem Fuße und verirrt sich aus dem nördlichen Europa und aus den Alpen nur selten nach Deutschland.

Tab. XIX.

Der Drehhals.

Jynx torquilla, *le Torcol.* (47)

Zwar hat der Drehhals (Natterhals, Natterwindel, Wendehals, Halswindel 47), der eine eigne Gattung der Spechtartigen Vögel ausmacht, manches mit den Spechten gemein. Auch er kann seine Zunge wie einen Wurfspieß hervorschießen, und auch er besitzt ihre Kletterfüße. Allein die Form des Schnabels, die nackten Nasenlöcher, der weichere Schwanz, die Gewohnheit auszuwandern, und be-

sonders die außerordentliche Beweglichkeit des Kopfs, machen die Drehhälse, deren es nur zwo Arten gibt, zu einer eignen Gattung. Die Art, die den Sommer über in Deutschland wohnt, hat die Größe einer Feldlerche. Die Farbe dieses Drehhalses ist eine angenehme Mischung und Abwechslung von aschgrau, schwarz, weiß, gelblich und rostfarbig. Der Kopf ist aschfarbig und marmorirt, Schnabel und Füße blaulich; die bräunlichen Flügel haben schwarze Wellen. Ueberhaupt ist er ein niedliches Thier, das, wenn es in Eifer geräth, die Federn der Scheitel in die Höhe sträubt. Er ist über und über mit kleinen Fleckchen, wie mit Schuppen, bedeckt. Was das Seltsamste an ihm ist, sind die komischen Bewegungen und Wendungen, die er, wenn man ihn in der Hand hält, mit dem Kopfe macht, als wenn er sich vertheidigen wollte. Bald verlängert er neugierig seinen Hals, bald verkürzt er ihn. Seinen Schwanz breitet er gern aus. Wie Floret-Seide so weich sind seine Federn.

Nicht tief im Walde, sondern lieber in Vorhölzern brütet das Ehepaar, abwechselnd, auf den 6—8 kleinen, fast ganz runden, weißen Eyern, die das Weibchen in hohle Bäume auf Holzmehl gelegt hat.

hat. Sie klettern nicht häufig an den Bäumen herum, sondern hüpfen lieber auf ebner Erde. Ihre Stimme lassen sie nur dann oft hören, wenn sie, nach langer Abwesenheit, die gewohnten Gegenden wieder begrüßen und auf Nachkommenschaft bedacht sind. Und wer könnte ihnen die Freude bey der glücklichen Zurückkunft verdenken, da so furchtbare Räuberbanden, wenigstens für Vögel, die Reisen in der Luft unsichrer machen, als auf der Erde? Sie kommen mit dem May zu uns und verlassen uns mit dem Eintritt des Septembers. Insekten, Larven und Ameisen sind ihre Nahrung. Sie spießen mit der Zunge ihren Raub, und schlingen ihn hinter, ohne daß er den Schnabel berührte. Ihr Fleisch ist schmackhaft aber selten.

Tab. XIX.

Die Spechtmeise.

Sitta, *la Sittelle.* (48)

Weder zu den Spechten, noch zu den Meisen gehört die Spechtmeise, obgleich ihr Nahme eins von beyden vermuthen ließe. Sie macht vielmehr

mit ihren 8 Arten, von denen nur Eine in Deutschland wohnt, eine eigne Gattung von Vögeln aus, die sich durch einen pfriemenförmigen, geraden, fast runden Schnabel, dessen obere Hälfte etwas länger ist, eine getheilte Zunge, mit Borsten bedeckte Nasenlöcher und ordentliche Gangfüße, mit denen sie aber doch auch klettern können, auszeichnen. Es würde unsre Leser ermüden, wenn wir alle Nahmen, die man den Spechtmeisen gab, anführen wollten, unter denen Blauspecht und Nußhacker die bezeichnendsten sind. Zwar hat die Spechtmeise Aehnlichkeit mit der Meise; aber ihr Schnabel trennt sie von dieser: und sie hat Aehnlichkeit mit dem Spechte; allein Zunge und Schwanz sind anders beschaffen, als jene sie zu haben pflegen.

Nicht gemeine Stärke hat die Spechtmeise in ihrem Schnabel. Wenn sie Nüsse findet, so macht sie ein Loch in die Baumrinde, steckt die Nuß hinein, und haut so den Kern heraus. Daher man oft leere Nußschalen in Bäumen stecken sieht. In der Gefangenschaft hackt sie gegen die Wände ihres Käfigs, ja sie zerschlägt wohl zuweilen Spiegel und Fensterscheiben. Wenn sie im Käfig schläft, so sitzt sie nicht auf den Sprossen, sondern am Boden, und

steckt den Kopf unter die Flügel. Oft klammert sie sich an den Seitenwänden, wie an einem Baume an, und es ist seltsam genug, daß sie es zum öftern mit dem Kopfe nach unten zu, auch in die Quere, thut. Ihr Flug ist leise, ihr Gang hüpfend, und nach allen Richtungen klettert sie am Baume sehr fertig auf und ab. Zuweilen soll sie bis zum Sitze des Adlers hinaufklettern und seine Eyer zerhacken. Dieß soll der Grund seyn, warum der Adler die Spechtmeise verschlingt. Doch scheint der Raubvogel, um den Schwächern zu verschlingen, keinen andern Grund nöthig zu haben, als daß er der Stärkere ist. Im Walde lebt die Spechtmeise einsam; in der Gefangenschaft wird sie bald mit jedem Vogel vertraut. Ihre Stimme ist der erste Bothe des wiederkehrenden Frühlings, ehe noch die Bäume ausschlagen. Oft ruft alsdann das Männchen **Guiric**, bis sich das etwas spröde Weibchen seinen Wünschen ergibt. Nun aber gehts mit vereinten Kräften über den Bau des Nestes her, wozu ein altes Baumloch gewählt wird. Findet sich kein schickliches, so haut das einträchtige Ehepaar ein Neues an einer Stelle, wo die Holzwürmer bereits vorgearbeitet haben. Ist das Loch, das die Spechtmeise sonst zu

ihrer Wochenstube brauchbar findet, zu weit, so wird der Eingang mit fetter Erde, Koth u. d. enger gemacht, und, trotz dem geschicktesten Töpfer, wissen diese Thierchen die Masse durchzukneten, und die Vormauer, in der ein äußerst kleiner Eingang ist, mit Steinchen zu befestigen. Ist nun alles bereitet und das Lager von Moos und Holzmehl fertig, so legt das Weibchen 5—7 schmutzig weiße, rothbraun punktirte Eyer. Auf diesen brütet es 10—15 Tage so emsig, daß es sich eher die Federn ausrupfen, als von der Stelle bringen läßt. Brächte ihm der treue Gatte nicht die nöthige Nahrung, so würde es lieber verhungern, als die Eyer verlassen, und es zischt wie eine Schlange, wenn man es mit einem Reis in seinem mütterlichen Geschäfte zu stören leichtsinnig genug ist. Raupen-, Käfer und andre Insekten, Nüsse, Eicheln ꝛc. lieben sie ungemein.

Die Art Spechtmeise, die in Deutschland gefunden wird, und die gemeine (Sitta europæa 48) oder auch der Kleiber heißt, hat eine blauliche Stirn, einen blaulich grauen Oberleib, und eben solche Flügel-Deckfedern, eine dunkel citrongelbe Brust und Bauch, und, was sie hauptsächlich kenntlich macht, schwarze Schwungfedern, von denen die vier äußer-

sten

sten unter der Spitze weiß sind. Ein schwarzer Streif lauft vom Schnabel nach den Ohren zu. Die Füße sind kurz, gelblich; drey Zehen gehen nach vorne, und eine nach hinten zu, und haben sehr spitzige Klauen. Sie hat die Größe einer Lerche. Auch im Winter sieht man sie hie und da. Ihr Fleisch soll wohlschmeckend seyn. Doch versichert Gmelin, die Tungusen und Jakuten pflegen mit dem Fleisch und Blut der Spechtmeise die Pfeile zu vergiften, womit sie Raubthiere erlegen: ja, die Letztern sagten ihm sogar, daß ein auf diese Art verwundetes Thier plötzlich todt zur Erde falle.

Tab. XIX.

Der Eisvogel.

Alcedo, *le Martin pêcheur*. (49)

Alle die 44 Arten von Vögeln, die zu einer Gattung gehören, und den gemeinschaftlichen Nahmen Eisvögel führen, haben einen starken, langen, sehr spitzigen, dreykantigen und gerade ausgehenden Schnabel, eine fleischige, sehr kurze Zunge, und Schreitfüße mit vier Zehen, wovon aber, außer der

ohnehin hinterwärts stehenden, noch eine einer willkürlichen Bewegung nach hinten, wie bey den Eulen, fähig ist, so daß sie im Gehen, Schreitfüße, im Steigen, Kletterfüße haben. Sie suchen ihre Nahrung, die in Fischen und andern Wasserthieren besteht, im Wasser, auf dem Eise und unter Eisschollen.

Der gemeine **Eisvogel** (Alcedo ispida, 49) ist einer der vorzüglichen deutschen Vögel. Seine Scheitel ist das schönste, ins Gold spielende Schwarzgrün, mit dunklern Schuppen. Ein orangegelber Streif lauft über dem Schnabel gegen die Augen zu und vereinigt sich hinter den Ohren. Ein blendendes Hellblau, ins Grüne schimmernd, am Rücken dunkel gewellt, herrscht vom Halse bis zum Schwanze, und weiß, orangegelb und dunkel braunroth an der Brust, dem Bauche und den Seiten. Der Schnabel ist schwärzlich, die Füße sind mennigroth. Die Größe ist die einer Lerche. Hals und Schwanz sind sehr kurz, die Schenkel bis an die Klauen befiedert, die Klauen spitzig. An Teichen, Flüssen und Seen wohnt er in der ganzen alten Welt, und frißt Fische, deren Gräthe er in ganz artigen, vollkommen runden Kügelchen von sich gibt. Sobald die kältere

Jahrs-

Jahrszeit eintritt, so eilt er von Bach zu Bach, und lauert an Stellen, wo das Eis durchbrochen ist, oder von einem überhängenden Busche herab, auf die sorglos vorüberschwimmenden Fische und Insekten. In die Löcher der Teich- und Flußufer legt das Weibchen mit dem Frühlinge 6—9 weiße, glatte Eyer. Fischgräthe und Schuppen ohne Ordnung durcheinander geworfen, machen die unterste Lage des Nestes aus. Es ist mit Wolle, Federn und Schlamm gefüttert, und sieht aus wie ein Beutel, an dem zu oberst der Aus- und Eingang angebracht ist. Lächerlich genug hat man behauptet, es schwimme auf den Meereswellen, und dennoch kämen die Junge glücklich aus. Eben so grundlos ist der vortreffliche Geruch, so wie die Unverweslichkeit, die man dem Eisvogel zuschrieb. In den ersten Tagen nach seinem Tode sollen aus seinem Leibe einige stinkende Tropfen hervordringen; dann aber soll er wie Holz werden. Inzwischen erfuhr doch Valmont selbst, wie bald die Käfermotten diese vorgebliche Unsterblichkeit benagen, und wie sehr sich diejenigen täuschen, die einen Eisvogel als ein sicheres Mittel gegen alle schädliche Insekten in ihrem Schranke aufbewahren. Eben so gewiß mag er auch

der fallenden Sucht wehren, gegen die man ihn Kindern in einem Säckchen anhängt.

Die Stimme des Eisvogels lautet Giek, Giek, und ist so unmelodisch, daß man nicht begreifen kann, wie man ihn zu den Singvögeln rechnen konnte. Wahrscheinlich hat bey der Beurtheilung dieses schönen Vogels der Sinn des Gesichts, den des Gehörs bestochen. Er behauptet sein Revier an einem Wasser gegen andere Eisvögel muthig genug, und lebt mit seiner Gattinn in einer friedlichen Ehe. Wenn das Brütungsgeschäfte sie auszugehen verhindert, so bringt er ihr sicher die besten Fische, die er nur finden kann. Ehe er seinen Jungen kleine Fische zur Aezung hinreicht, erweicht er sie zuvor etwas. Jungen Forellen scheinen die Eisvögel den Vorzug zu geben, und werden eben dadurch, daß sie soviel und mit solcher Geschicklichkeit Fische fangen, sehr schädlich. Wenn man sie in der Gefangenschaft mit Schmerlen oder Gründlingen füttert, so fassen sie sie mitten um den Leib, schlagen ihnen den Kopf wider die Stäbe ihres Bauers, bis sie todt sind, und schlingen dann zuerst den Kopf hinab, so daß der Schwanz eine gute Weile zum aufgesperrten Schnabel heraussieht; bis das allmählich verdauende Kopfstück auch dem Schwanzstücke Platz macht.

Tab. XIX.

Der Immenwolf.

Merops, *le Gûepier*. (50)

Die ungeheure Menge von Insekten, die die so fruchtbare Natur erzeugt, machte auch eine Menge von Vögeln und andern Thieren nöthig, die ihrer allzugroßen Ausbreitung Gränzen setzten, und dem Schaden vorbeugten, welchen die zahllosen Schwärme derselben stiften würden. Diese wichtige Bestimmung hat auch die **Vogelgattung** der **Immenwölfe** oder **Bienenfresser** erhalten, von deren 57 **Arten** nur selten eine nach Deutschland verschlagen wird. In andern, besonders südlichen Ländern, sind sie schon häufiger. Ein etwas sichelförmiger Schnabel, der unten scharf gerändert ist, eine vorn gefaserte Zunge und Schreitfüße sind ihr gemeinschaftlicher Karakter.

In der Schönheit des Gefieders kann der **gemeine Immenwolf** oder **Bienenfresser** (M. apiaster 50) mit dem Papagey wetteifern. Die grünliche Stirn, der schwarze Seitenfleck an den Augen, die goldgelbe Kehle, der rothbraune Hinterkopf, der roth und gelbe Rücken, die grünlich blaue

Farbe der Schwung- und Schwanzfedern und der grüne Schwanz machen ein angenehmes Ganzes. Der Letztere ist sehr lang, und die zwo mittelsten Federn ragen noch über die andern hervor. Er hat die Größe einer Amsel. Merkwürdig ist die Einrichtung der Füße. Die äußerste Zehe hängt mit 3 Knöcheln an der mittlern, die innerste aber nur mit zween. Seine Stimme ist stark, und sein Geschrey soll ein zischendes Grulgruruururul seyn. Truppweise fliegen die Immenwölfe und fressen Bienen, Wespen, Bremen, Heuschrecken ꝛc. Mit den letztern, an Angeln fest gemacht, fängt man sie. Aber auch aus dem Pflanzenreiche hohlt der Immenwolf seine Nahrung, wenn er keine Insekten hat, und es ist eine sehr weise Einrichtung der Natur, daß mehrere Vögel Fleisch- und Körnerfressend zugleich sind. Würde nicht eine Menge derselben, zumahl von denen, die bey uns überwintern, in der Jahrszeit, wo es an Insekten mangelt, verschmachten, wenn nicht der sonst zärtliche Vogel, sich auch mit rauher Kost behelfen könnte? Aber nun findet er immer noch Buchecken, Gesäme, späte Wachholderbeere u. d. womit er sich zur Noth behelfen kann. Sein Nest baut der Immenwolf in tiefen Erdhöhlen, und sein Fleisch soll schmackhaft seyn.

In Bengalen wohnt der aschfarbige Immenwolf. Der in Brasilien hat einen spitzigen, sichelförmigen Schnabel; der in Madagaskar ein goldgrünes Halsband, und der auf den Philippinen und in Angola ein ungemein schönes und mannigfaltiges Gefieder.

Tab. XX.

Der Wiedehopf.

Upupa, *la Hupe.*

Der gemeine. (51)

Der struppige. (52)

Der Karakter der 18 **Wiedehopfarten**, von denen nur eine unser Vaterland besucht, ist ein erhaben gebogner, etwas zusammen gedrückter, sehr dünner und meistens spitziger Schnabel, eine stumpfe, dreyeckige und ungetheilte Zunge und Gangfüße. Die Haube, die einige Arten besitzen, macht sie zu den europäischen Cacadus.

Nicht größer, als eine Singdrossel ist der **gemeine Wiedehopf** (U. epops 51), dem seine schmutzige Lebensart den Nahmen Kothhahn, Dreckkrämer,

krämer, auch Gänsehirt erworben hat. Doch scheint die letztere Benennung daher entstanden zu seyn, weil er gern um Gänseherden ist, und dabey Huthut, Huthut ruft. Erst im May kommt er kurz vor oder mit dem Kukuk bey uns an, und wird daher von den Jägern der Kukuks-Lakey genannt. Im August nimmt er schon wieder seinen Abschied. Ihn zeichnet ein hoher Federbusch von schmutzig orangegelben Federn mit schwarzen Enden aus. Er besteht aus zwo Reihen Federn, die Aldrovand in einem künstlichen Muskel festgemacht fand. Zog man diesen gegen die Stirn, so richtete sich der Federbusch auf; zog man ihn aber gegen den Rücken, so legte er sich. Ist der **Wiedehopf** in einer leidenschaftlichen Bewegung so thut er jenes; ist er aber in Ruhe, so geschieht dieses. Sein Hals und seine Brust sind röthlich braun, die Brust etwas heller, der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind gelblich schwarz und weiß. Er ist schmächtig und mager. Seine Füße sind kurz und schwärzlich. Der weichen Federn wegen ist sein Flug ohne alles Geräusch.

Die **Nahrung** des Wiedehopfs besteht in Regenwürmern, Ackerwerren, Aas und Mistkäfern. Wo Koth ist, da untersucht er mit seinem Schnabel

sorg=

sorgfältig, um Insekten zu finden, und nicht ohne großen Nutzen ist ihm die Spitze desselben, um die Erde aufzugraben, und die Würmer aus ihren Minen hervorzuziehen. Wenn er Ameiseneyer, oder vielmehr Puppen, frißt, so faßt er sie erst mit dem Schnabel, schleudert sie etwas seitwärts, und schnappt sie dann auf. Seine Unreinlichkeit und die Gewohnheit, im Koth sein Brod zu suchen, machen, daß er gemeiniglich sehr übel riecht. Doch verliert sich dieser Gestank, wenn man ihn im Hause hat. Er wird da so zahm, daß er aus der Hand sein Futter hohlt. Lustig ist der **Wiedehopf** anzusehen, wenn er auf der Erde fortlauft, was er sehr schnell kann. Er berührt dann beständig mit dem Schnabel und den Flügeln die Erde, scheint viele Verbeugungen zu machen, und ruft beständig **Hophophop**. Sein **Nest** macht er in eine Baumhöhle auf eine Grundlage von Menschen- und anderm Koth, wozu Stroh und andere Materialien kommen; und legt 4 aschgraue, etwas gefleckte **Eyer**. Weil dieses unsaubere Thier sich die Mühe nicht nimmt, den Koth seiner Jungen aus dem ohnehin stinkenden Neste wegzuschaffen, so ist sehr begreiflich, daß diese von Kindheit an abscheulich riechen müssen. Inzwischen ist diese Abstumpfung ihrer Ge-

Geruchsnerven eine ganz gute Vorbereitung zu ihrem künftigen Berufe. Etwas abgelegene, große Wälder und Viehtriften sind sein liebster Aufenthalt. So ein trefflicher Läufer er ist, so kann er dennoch auch sehr gut klettern. Er ist nicht scheu, und läßt sich, wenn er auf Wiesen seinem Futter nachgeht, ziemlich nahe kommen. In Italien wird er, Trotz seinem abscheulichen Geruche, als Speise auf Märkten verkauft. Man fängt ihn mit Vogelleim. Gegen die Kolik wird die Brühe von seinem Fleische sehr empfohlen.

Ein äußerst prächtiges Thier ist der **struppige Wiedehopf** (U. magna, *le grand Promerops à parements frisés* 52). Er hat von der Spitze des gebognen Schnabels bis zum Ende des Schwanzes 4 Fuß, obgleich sein Körper nicht größer als der einer Taube ist. An seinen Schultern stehen rückwärts gekrümmte, purpurschwarze Federn, deren Fahnen auf einer Seite des Schaftes sehr kurz, und auf der andern sehr lang und mit prächtigen goldgrünen Spitzen versehen sind. Eben dieses schimmernde Goldgrün ist am Kopfe und der Brust sichtbar. Unter den Flügeln hängt ein Fischgräthenähnliches Federngewebe herunter; einige grüne, etwas

etwas weniger als die Schulterfedern gekrümmte Federn stehen nach der Richtung des langen, stahlblauen und gestuften Schwanzes hin. Diese Farbe, nur etwas dunkler, bemerkt man auch am Halse und den Flügeln. Neuguinea ist die Heimath dieses seltsamen Vogels, von dem wir unentschieden lassen müssen, ob nicht die Kunst zu seiner ganz eignen Frisur etwas beygetragen habe; eine Vermuthung, die das Verfahren der Wilden mit manchen von Naturforschern gesuchten Merkwürdigkeiten nur zu sehr rechtfertiget.

In der Schweiz ist eine Art **Wiedehöpfe** sehr zahlreich, die den Nahmen Schweizereremiten, Steinrappen führen. Sie sind größer als die gemeinen, und kommen einer Taube gleich. Ihr Federbusch glänzt sehr schön, und ihr Rücken ist dunkelgrün mit Purpur. Sie bewohnen baufälliges Gemäuer, und nähren sich wie die Unsrigen. Wenn man in der Schweiz ein Nest ausnimmt, so läßt man immer ein Junges darin, um dieses nützliche Geschlecht nicht ganz zu vertilgen. Ueberhaupt wäre eine Einschränkung des Muthwillens, der oft ganz zwecklos Nester zerstört, zu wünschen. Es ist in der That abscheulich, die Nachkommenschaft nützlicher, wenigstens

unschädlicher Vögel zu zernichten. Nicht zu gedenken der Leiden, die man dadurch ihren armen Eltern, ohne irgend einen vernünftigen Zweck, bereitet, so ist es wahre Frechheit, irgend einem Geschöpfe, ohne den geringsten Nutzen für uns und andere, den Eintritt ins Leben zu verbiethen. Durch die vernunftlosen Grausamkeiten gegen unschuldige Thiere, die man der Jugend zur Unterhaltung erlaubt, gewöhnt sie sich ohne Zweck wehe zu thun, und Seufzer ohne Rührung zu hören. Freylich liegt die Sache nicht im Gebiethe der Polizey; obgleich diese sonst Wege genug hat, das Erlegen eines die Aecker umwühlenden Schweines, oder eines Falken und Reigers zu verhindern, weil — wie es in einem alten Forstmandate heißt, „wir sie zu unsrer fürstlichen Lust und Ergötzlichkeit geschont wissen wollen." Doch sollte eine vernünftige Erziehung, da, wo die Gesetze schweigen, nützliche Vögel und ihre Nester in Schutz nehmen; und sicher würde eine rührende Darstellung unsrer Pflichten auch gegen Thiere im Unterrichte weit nützlicher, als das Hersagen dunkler und unverständlicher Dinge seyn. Man darf eben kein empfindsamer Schwärmer seyn, um das Verhalten Vieler gegen Thiere roh und unmenschlich zu finden.

Tab.

Tab. XXI.

Der Baumläufer.

Certhia, *le Grimpereau.*

Der gemeine. (53)

Der Mauerspecht. (54)

Der O-Waihische. (55)

Ein dünner, sich allmählich in eine scharfe Spitze verlierender, etwas dreyeckiger, gebogner Schnabel, eine spitzige Zunge und Gangfüße sind das gemeinschaftliche Eigenthum der Baumläufer-Gattung, von der bereis über 60 Arten entdeckt sind. Die Fertigkeit dieser Vögel, an Bäumen und Balken behende auf- und abzulaufen, hat ihnen ihren Nahmen erworben. Sie haben, besonders die Ausländischen, mit den Colibris manches gemein, sind aber doch in vielen Stücken, wie wir bald sehen werden, von ihnen verschieden. Ihrer gibts eine große Menge, allein, dem Zweck ihres Daseyns gemäß, in warmen Ländern, wo es von Insekten wimmelt, eine weit größere, als in gemäßigten. Wie oft ein Thier dem andern vorarbeite, und zu seiner Nahrung verhelfe, gibt der Baumläufer einen Beweis. Viel zu schwach, wie der Specht zum Insektenfange, Rinden auf-

aufzuhacken, führt ein wohlthätiger Instinkt den Baumläufer dem Holzbicker auf dem Fuße nach: und indem dieser aufhaut, so hascht jener die hervorkriechenden Insekten, und behilft sich so mit dem, was dieser von seinem Ueberflusse wohl entbehren kann, und, um der Kleinheit willen, von jenem vielleicht gar nicht geachtet wird. Indem der Baumläufer die Eyer des den Obstbäumen so verderblichen Blütenwicklers, und des dem Nadelholze eben so schädlichen Borkenkäfers aufsucht, wird er ein Wohlthäter der Menschheit, und verdient die Schonung, die jeder Gutdenkende nützlichen Geschöpfen schuldig ist. Besser und reiner wird kein Gärtner die Raupennester wegschaffen, als unser Baumläufer, und es ist immer noch eine Frage, ob nicht der Mensch manches jetzt verachtete Geschöpf, wenn er es an einem Orte ganz anzugewöhnen verstünde, als einen sehr nützlichen Tagelöhner brauchen, und manche saure Mühe sich erleichtern könnte.

Fast so klein, wie der Zaunkönig, und wie dieser in einer beständigen Bewegung ist der gemeine Baumläufer (Baumkletterer, Baumrutscher, C. familiaris grisea 53), der im nördlichen Deutschland sehr häufig ist. Obgleich Wälder sein gewöhnlichster

lichster Aufenthalt sind, so kommt er doch im Winter unsern Wohnungen näher, und klettert denn auch wohl, wie der Mauerspecht, an den Häusern auf und ab. Seine Kehle und Brust sind weiß, zuweilen mit einem röthlichen Anstriche nach der Brust zu. Der Oberleib ist wie mit grauen und röthlich gelben Blättchen oder Schuppen belegt; die Flügelfedern sind braun, vorne mit einem röthlich braunen Striche, und hinten mit weißlichen Punkten bezeichnet. Der sichelförmige Schnabel ist oben braun, unten weißlich. Er ist ziemlich lang, die Zunge kürzer als er, mit einem knorpeligen Ende. Lang, krumm, und zum Klettern geschickt sind die Krallen. Der Schwanz hat zwölf spitzige, steife Ruderfedern, auf die sich der Baumläufer im Klettern stützen kann. Sie sind ihm um desto nöthiger, weil er oft länger an einem Platze auf Nahrung harren muß, und ohne diese Stütze leicht müde werden würde.

Gern bleibt er an Einem Orte, und sucht da auf Rinden und Moos Insekten. Das Weibchen legt ihre 4—7 Eyer in ein niedliches Nest, das aus Moos, Gras, Federn und Thierhaaren ungemein artig gebaut ist. Die Eyer sind gelblich grau mit ganz kleinen Pünktchen. Die Schale ist hart.

Da dieser Vogel gern hinter den abstehenden Rinden, oder Schindeln der Bäume brütet, so heißt er auch der Schindelkriecher.

Wie dieser an Bäumen, eben so lebt der **Mauerspecht** (C. Muraria, *le Pic de muraille* 54) an Felsen und Mauern, daher er auch in Italien der Bergspecht heißt. Er ist etwas größer und steht zwischen der Amsel und dem Sperling mitten inne. Unstreitig gehört er unter die schönsten Vögel unsers Welttheils, und bewohnt Europa, besonders Italien. Das Männchen zeichnet sich durch einen dunkeln Flecken an der Kehle von dem Weibchen aus. Uebrigens haben beyde einen bräunlichen Vorderkopf, einen hell aschgrauen Oberleib, einen etwas dunklern Bauch, rothe Deck- und schwärzlich und weißgefleckte Schwungfedern der Flügel. Der Schwanz ist schwarz mit hellem Aschgrau eingefaßt. Füße und Schnabel sind schwarz.

Sie sind höchst unruhig und lebhaft. Fliegen, Ameisen, Spinnen sind ihre **Nahrung**. Nie wandern sie. Im Winter kommen sie unsern Wohnungen näher. Immer Ein Paar hält sich zusammen. In Felsen, Mauerhöhlen und hohen Thürmen bauen sie ihre **Nester**. Doch sind sie auch zum öftern schon

angetroffen worden, daß sie auf Kirchhöfen und Beinhäusern in Menschenschedel nisteten, und so Tod und Leben recht schön zu vereinigen wußten.

Unter den ausländischen Baumläufern gibt es viele von unbeschreiblicher Schönheit. Die Natur hat ihre kostbarsten Farben, Blau, Roth, Purpur, Gelb genommen, und ihnen einen solchen Glanz gegeben, daß sie wie Edelsteine schimmern. Schon an todten, getrockneten Vögeln bezaubert ihre Schönheit, um wie viel mehr würde sie es, wenn wir diese niedlichen, lebhaften Thierchen im Glanz der Sonne herumschwärmen sähen, und immer neue Spielungen und Schattierungen entdeckten. Die in Asien und Afrika faßt Büffon unter dem Nahmen Souimangas, und die in Amerika unter dem Nahmen Guit-Guits zusammen. So nennen sie ihre Landsleute. Merkwürdig ists, daß diese schönen Geschöpfe erst mehrere Jahre alt werden, bis sie ihre höchste Schönheit erreichen.

Nur eines Einzigen erlauben uns die Gränzen unserer Versuche ausführlicher zu gedenken, und es ist, wir gestehen es aufrichtig, Dankbarkeit gegen den Mann, dessen kühnen Reisen die Naturgeschichte jetzt und künftig so viel zu danken hat, daß wir gerade

rade den O-Waihischen (carmesinrothen, C. Coccinea 55) dazu wählen. Denn wer ergreift nicht gern jede Gelegenheit, einem so unsterblich verdienten Manne, wie Cook war, einen Tribut der Verehrung zu entrichten; sollte er auch immer so unbedeutend seyn, als der Verfasser fühlt, daß der gegenwärtige ist. Der Schnabelrücken des O-Waihischen Baumläufers ist nicht eckig, sondern konvex, und im Ganzen gekrümmter, als bey andern Baumläufern. Er ist wie die ziemlich starken Füße von gelblicher Fleischfarbe, und die obere Hälfte ist etwas breiter, als die untere; die Nasenlöcher sind länglich rund und ziemlich groß. Ein brennendes Roth, zwischen Zinnober und Scharlach, ist die herrschende Farbe am Leibe. Die Flügel und Schwanzfedern sind schwarz, die Deckfedern roth. Er ist so groß wie der Dompfaffe. Seine Speise ist wahrscheinlich Honigsaft aus den Blumen. Die Insul Waihi ist seine Heimath, die unter den Sandwichs-Insuln immer die Denkwürdigste bleiben wird, weil hier der Weltumsegler Cook, auf die unglücklichste Art von der Welt, seine ehrenvolle Laufbahn beschloß. Der wehrteste Putz der Männer und Weiber in jenen Gegenden ist von den rothen Federn dieser

Baumläufer. Man besetzt damit Mäntel, und trägt sie als Halsschmuck und Diademe bey feyerlichen Tänzen.

Um noch mit wenigen Worten ein Paar Ausländer von dieser Gattung nahmhaft zu machen, führen wir die langgeschwänzten an, aus deren Schwanz zwo sehr lange Federn hervorragen; und den blauen surinamischen, der sein Nest, in Gestalt einer Retorte, außen von Stroh und Wurzeln und inwendig von weichern Materialien, verfertigt, und es an einem schwachen, beweglichen Aste aufhängt, so daß der Hals dieser Retorte nach der Erde gekehrt ist, und den Eingang abgibt. Hiedurch verwahrt er sich und seine Junge gegen Spinnen und Eidechsen, die manchem schönen Baumläufer nach dem Leben trachten, nun aber in dem durch Wurzelfasern unwegsamen Eingange sich verwickeln. Zu dieser Gattung gehören auch die Zuckerfresser, die ihre Schnäbel in die Zuckerrohre stecken, und den Saft aussaugen. Vorzüglich gute Sänger sollen einige ausländische Baumläufer seyn.

Tab. XXII. XXIII.

Der Colibri.

Trochilus, *le Colibri, l'Oiseau mouche.*

Der kleinste. (56) Der gemeine. (57)
Der Juwelen-colibri. (58) Der Hauben-colibri. (59)
Der mit der Granatkehle. (60) Der Gabelschwanz. (61)

Wir haben in der Ordnung der spechtartigen Vögel schon manchen, den die prächtigsten Farben schmückten, unsern Lesern bekannt zu machen das Vergnügen gehabt. Aber sicher enthält die Gattung der Colibris, womit wir jetzt jene Ordnung beschließen, die allerschönsten unter den belebten Wesen. Man muß von den Edelsteinen und den edeln Metallen die Nahmen borgen, um nur einigermaßen das Colorit dieser Thierchen zu beschreiben; aber auch diese erreichen ihre auserlesene Schönheit und ihren blendenden Reiz bey Weitem nicht. Nicht übel drücken die Nahmen Sonnenhaare, Sonnenstrahlen, die ihnen die Indianer geben, ihren Glanz aus, und eher zu wenig, als zu viel sagen

gen die, welche sie, wenn sie in der Luft schweben, mit funkelnden Sternen vergleichen. Fast bey jeder Art dieses Geschlechts muß der Schriftsteller die Bilder vom Golde, der Sonne, den Sternen, den Edelsteinen wiederhohlen, und lieber wollen wir gleich im Anfange das freymüthige Bekenntniß ablegen, daß die Pinsel unsrer Maler und unsere Schilderungen nichts als Schattenrisse von der Schönheit entwerfen können, die diese kleinen Naturwunder wirklich besitzen.

Zwar versagte die Natur dem **Colibri** (Honigsauger, Blumenspecht) die Größe, ja machte ihn vielmehr zum kleinsten Mitgliede der ganzen Vogelklasse; aber sie gab ihm dafür Anmuth, Leichtigkeit, Reinlichkeit und Pracht des Gefieders. Nie beschmutzt ihn der Staub der Erde; denn auf ihrer Oberfläche hat er nichts zu thun, weil er fast immer in der Luft über Blumen schwebt. Nur, wo ein milder Himmel einen ewigen Frühling erhält, wo keine Jahrszeit ohne ihre eignen Blumen ist, da mag er wohnen. Kommt er auch in gemäßigtere Gegenden, so verläßt er sie doch wieder, sobald der Herbst die Blumen abstreift, und die Kelche, aus denen er oft seine Nahrung hohlte, verwelken. Sein

Flug ist etwas rauschend und macht ein Gesumme, das dem gleichkommt, das man von Wespen rc. zu hören gewohnt ist, jedoch angenehmer; und so außerordentlich schnell schlägt er dabey mit den Flügeln, daß man die Bewegung gar nicht wahrnimmt, und den Vogel für ganz unthätig und unbeweglich halten könnte. Man hört ihn eher, als man ihn sieht. Da man unter der ganzen Gattung Colibris, die aus 67 Arten besteht, bemerkt hat, daß einige gerade ausgehende, andere sichelförmig-gekrümmte Schnäbel haben; so fanden mehrere Lehrer der Naturgeschichte für gut, sie als zwo verschiedne Gattungen zu betrachten, und die erstern Fliegenvögel, die andern eigentliche Colibris zu nennen. Da aber Sitten, Nahrung, Aufenthalt, Glanz der Farben rc. bey allen ganz dieselben sind, so würde diese Trennung so nahe verwandter Arten nur eine unnöthige Zerstücklung einer und derselben Gattung seyn.

Der Körper des Colibris hat, außer daß er der kleinste aller Vögel ist, nichts Auszeichnendes. Der Hals und Leib sind von den gewöhnlichen Verhältnissen, die Schenkel und Füße sehr kurz. Sie bedurften aber auch von der immer zweckmäßig han-

deln-

delnden Natur keiner längern. Denn sie haben nur wenig zu gehen und zu hüpfen. Einen Sumpfvogel hingegen, der in morastigen Stellen sein Stück Brod suchen muß, wußte diese gütige Mutter schon mit längern zu versehen, so wie sie für den Vogel, der seine Nahrung packen und festhalten muß, auch stärkere Zehen und Krallen in Bereitschaft hatte. Man kann denken, wie klein und zart diese bey den Colibris seyn müssen. Drey Zehen stehen vor- und eine hinterwärts. Mit Screp, Screprufen begrüßen die Colibris die Morgenröthe. Sobald die Sonne aufgeht, zerstreuen sie sich in den Feldern. Außer dieser Stimme lassen sie auch noch, wenn sie Händel untereinander haben, ein Zwitschern von sich hören: aber das ist auch all ihr Singen; denn mit dem Nachtigallengesang, den einige der oder jener Art so freygebig zugeschrieben haben, liegt wohl ein Mißverstand zu Grunde. Sie leben vom Honigsaft der Pflanzen, flattern von einer Blume pfeilschnell zur andern, aber ihre Ernährung kostet dem Reiche der Natur auch nicht eine Blume. Denn keine derselben wird davon welk. Auch setzen sie sich gewöhnlich nicht darauf, sondern immer schwebend, stecken sie ihre gespaltne Zunge tief in den Kelch.

Zuwei-

Zuweilen aber vertiefen sie sich selbst in der Blume so sehr, daß man sie darin fangen kann. Vortreflich ist zu dieser Art, sich zu nähren, das Werkzeug ihrer Zunge, die eine ganz besondere Einrichtung hat. Sie ist ein wahrer Saugrüßel, der aus zwo hohlen Fibern, die eine kleine Röhre bilden, besteht. Ungemein weit können sie diese Zunge hervorstrecken, weil auch sie die knorpeligen Federn des Spechtes besitzen. Der Schnabel, der, wie gesagt, bey einigen gerade ausgehend, bey andern sichelförmig ist, bildet vorn eine kleine Röhre, indem der obere Theil desselben den untern etwas umfaßt. Er ist bloß das Futteral der Zunge, und thut zur Nahrung nichts, als daß er etwa den Weg ins Herz der Blumen bahnt. Im Magen des Colibris findet man nichts, als Blumen=Staub und Saft.

Die Lebhaftigkeit, Kühnheit und Entschlossenheit dieser so kleinen Geschöpfe ist in der That bewunderungswürdig. Zwanzigmal größere Vögel, als sie selbst sind, verfolgen sie, picken unbarmherzig auf sie los, quälen sie besonders an den empfindlichern Theilen unter den Flügeln, oder setzen sich auf ihren Rücken, und bedienen sich ihrer als natürlicher Aerostaten. Besonders ist eine Art Kern-

beisser

beisser diesen Verfolgungen ausgesetzt, weil sie ihren Jungen gefährlich ist. Unter sich haben sie oft heftige Händel und die Galle läuft diesen kleinen Thieren so bald über, daß, wenn sie eine welke, saftleere Blume finden, sie ihren Verdruß dadurch auslassen, daß sie mit zornmüthiger Geschäftigkeit die Blätter ausreissen. Gewöhnlich leben sie einsam. Nur Ein Paar vereinigt die Liebe, und erhält es ungetrennt, so leicht es auch bey der Kleinheit und dem ewigen Herumschwärmen sich von einander verirren könnte. Niedlich ist das Nest, das etwa wie eine halbe Aprikose oder wie eine Wallnuß ist. Das Weibchen baut und das Männchen schafft die Materialien herbey. Diese sind Baumwolle, Flocken von Seidenpflanzen, Flachs, Hanf, Haare, und die feinsten Fasern von Citronen- Pomeranzen- und Lorberblättern. Zwischen zwey Blättern von diesen Bäumen oder auch an einem schwachen Zweige, wohl gar an einer Dachschindel, ist es befestiget. Es ist dicht gewebt, und von aussen mit Rinde vom Gummibaume, oder auch mit Moos bekleidet, um es zu verwahren. Man kann sich kaum ein angenehmeres Schauspiel denken, als die Geschäftigkeit, mit der diese lieben, kleinen Geschöpfe die Materialien aus-

wählen, umwenden, befestigen, und wie sorgfältig sie die Ränder mit der Kehle, und das Innere mit dem Schwanze glätten, damit ja nichts die zarten Kleinen verletze. Wechselsweise **brüten** die Alten auf den zwey einer Erbse großen, weißlichen Eyern zwölf Tage. Bey etwas größern Arten mögen sie auch etwas größer seyn. Man kann sich vorstellen, daß die Jungen im Anfange nicht anders, als wie kleine Fliegen sind. Sie zu vertheidigen hat die Mutter Muth und List genug. Wenn Jemand auf den Baum, wo sie ihre Nester haben, hinaufsteigt, so flattern sie ihm ins Gesicht, und schlagen ihm mit den Flügelchen so oft und so unglaublich geschwind in die Augen, daß er gern wieder hinabsteigt. Statt der mütterlichen Brust läßt sie ihre Junge an der mit Honigsaft bedeckten Zunge saugen. Aber eben diese Art der Aezung, so wie die Nahrung der **Colibris** überhaupt, macht es ungemein schwer, ja unmöglich, sie aufzuziehen und lange Zeit zu erhalten. Man hat es zwar mit Zuckerwasser, und mit feinem Syrup versucht: aber wie grob und rauh ist dieses Futter, gegen den Staub und Saft, die unmittelbar aus der Werkstätte der Natur kommen. Und doch erdachte der Witz des Menschen etwas, um den

Co=

Colibri seiner Freyheit, deren Verlust, er sonst nur wenige Stunden überlebt, vergessen zu machen, und die Anstalten der Natur für sein Futter nachzuahmen. Capitän Davies machte mit Papier röhrenförmige Blumen genau nach, bemalte sie, füllte ihren Grund mit einer Mischung von braunem Zucker und Wasser, befestigte sie an einer Tobackspfeife, und stellte sie nun in einer der Natur gemäßen Ordnung in den Käfig. Jetzt hatte er das Vergnügen, mehrere dieser kleinen Thierchen aufs genaueste in ihren Sitten beobachten zu können. Denn sie wurden ganz zutraulich, so wie sie überhaupt nicht scheu sind, und auch in der Freyheit sich Menschen wohl 6 Schritte nahe kommen lassen. Vier Monate erhielt er sie so. Noch länger gelang dieß dem P. Montdidier, der zu gleicher Zeit eine sehr rührende Erfahrung von der Zärtlichkeit der Eltern gegen ihre Junge machen konnte. Er nahm ein Nest mit Jungen von etwa 15 Tagen, das auf einem Schoppen nahe am Hause gefunden worden war, zu sich, und setzte es in einem Bauer vor das Fenster seines Zimmers. Von nun an kamen die Alten dahin, um ihre Jungen zu füttern, und die Liebe gegen diese ließ sie jede Gefahr gefangen zu werden vergessen. Endlich wurden Alte und Junge so zahm,

daß sie sich der Erlaubniß, aus dem Zimmer zu fliegen, gar nicht mehr bedienten, und sich alle vier auf ihres Pflegevaters Finger, wie auf einen Baumzweig, setzten. Ihre Nahrung war ein feiner dünner Teig von Zwieback, spanischem Wein und Zucker, worein sie ihren Schnabel steckten. Sie strichen immer herum, kamen auf den Ruf ihres Herrn herbey, und waren so fünf bis sechs Monate seine Haus- und Tischgenossen. Schon hoffte man, sie sich fortpflanzen zu sehen, als eines Abends Montdidier den Bauer aufzuziehen vergaß. In dieser unglücklichen Nacht wurden alle diese liebenswürdigen Thierchen einer Ratte zum Raube.

Ihre Heimath sind vorzüglich die heissern Gegenden von Amerika, Californien und, neuern Entdeckungen zufolge, auch das Vorgebirg der guten Hoffnung. Sie sind in manchen Gegenden so häufig, daß ein Jäger ihrer wohl 60 an einem Tage bekommen kann. Man schießt sie gewöhnlich mit Sand, und mit Blasröhren. Aber manche sind so zart, daß man sie bloß durch Besprützung mit Wasser aus der Luft niederschlägt, weil Sand und die feinsten Schrote ihren Körper und ihr Gefieder beschädigen würden. Oder man berührt die Vögelchen, die einen blühenden

den Busch umschwärmen, mit einer Ruthe, die mit klebrigem Gummi überzogen ist. Gemeiniglich tödtet sie Gram und Mangel bald nach ihrer Gefangenschaft. Aber erst nach ihrem Tode bedient sich der Luxus ihrer zum Schmucke. Die Indianerinnen tragen sie als Ohrengehänge, und man muß gestehen, daß die Natur bey dieser Art von Juwelen die Kunst weit hinter sich zurückeläßt. Um sie auszutrocknen, damit sie nicht in Fäulniß übergehen, steckt man ein Stäbchen durch den Schnabel in ihren Leib, wendet es um, und zieht so die Eingeweide heraus. Hierauf hängt man sie, in Papier gewickelt, in einen Kamin oder einen andern sehr warmen Ort. Aus den Federn wissen die Peruvianer ganze Gemälde, in einer Art von mosaischer Arbeit, zusammen zu setzen, die eine unbeschreiblich schöne Wirkung thun. So erfanden also Wilde die Kunst, die Bonavita Plank in Würzburg in unsern Tagen mit bewunderungswürdiger Einsicht und Geschmack ausübt, aus Moosen, Vogelfedern und Flügelstaub der Schmetterlinge die bezauberndsten Gemälde darzustellen. Die Priester in Surinam dürfen keine andre Vögel, als Colibris essen, und eine malabarische Kolonie verehrt sie göttlich. Ihre größten Feinde sind gewisse Buschspinnen, die ihre

Nester beschleichen und Junge und Alte ermorden, die in ihrem Gewebe oft hängen bleiben. Gern bauen daher die listigen Eltern in die Nähe von gewissen Vögeln, die diese Spinnen vertilgen, ihre Nester, unter deren großmüthigem Schutze sie nun ganz sicher leben können.

Es konnte nicht fehlen, daß die Geschichte dieser kleinen Wunderthiere auch fabelhafte Zusätze erhielt. So schrieb ihnen der Eine einen Bisamgeruch zu, ein Anderer ließ sie von Fliegen abstammen. Ja, ein Jesuiten Provinzial war kühn genug, zu behaupten, er sey Augenzeuge dieser Verwandlung gewesen. Der Eine ließ sie mit den Blumen sterben und wieder aufleben, und ein Andrer die ganze schlechte Jahrszeit über in einer todtähnlichen Erstarrung an einem Baume hängen.

Da die Kleinheit der Gestalt eins der auffallendsten Unterscheidungszeichen der Colibris ist, so machen wir bey der kurzen Beschreibung einiger Arten mit dem **kleinsten aller Colibris** (T. minimus, *le plus petit Oiseau mouche* 56) den Anfang. Männchen und Weibchen erscheint auf der Abbildung in der wahren Größe. Er ist offenbar kleiner, als eine Viehbremse; vom Schnabel bis zum Schwanze hat

er

er nicht ganz anderthalb Zoll, wovon man ohnehin fast die Hälfte auf den Schnabel und Schwanz rechnen muß, so daß der Körper selbst im Grunde weniger als eine große Fliege beträgt. Das Männchen hat oben auf dem Kopf und Rücken ein schimmerndes Goldgrün mit braun und röthlichem Schiller, der Unterleib ist weißgrau, die braunen Flügel spielen ins Violette; der Schwanz hat 10 Ruderfedern und ist wie angelaufner Stahl. Der Schnabel, die Füße und Klauen sind schwärzlich. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, und hat einen schmutzig braunen Oberleib, mit einem kaum merklichen grünen Glanze, und einen schmutzig weißen Unterleib. Ihre Heimath ist Südamerika, besonders die angränzenden Insuln. Das unten liegende längliche und weiße Ey ist in seiner wahren Größe vorgestellt.

Mehr als noch einmal so groß ist der **gemeine Colibri** (der Rubin, T. Colubris, *le Rubis*, 57). Kopf und Rücken ist goldgrün mit einem Kupferglanze. Die Kehle und Brust des Männchens hat den Glanz und das Feuer des Rubins, und das prächtige Roth scheint mit Gold vermischt. Bey dem Weibchen sind diese Stellen weiß, mit einem leichten,

brau-

braunen Anstriche. Beyde haben, die grünen Mittelfedern ausgenommen, einen purpurfarben Schwanz und einen weißen Bauch. Die Flügel haben die den meisten Colibris eigne Violettfarbe. Ihre Form wird einer türkischen Säbelklinge verglichen. Wenn der Vogel im Fluge ist, bilden die beyden Flügel beynahe einen gespannten Bogen, auf dem der kleine Leib wie ein Pfeil aufliegt. Carolina ist die Heimath des gemeinen Colibri. Er ist unter seinem ganzen Geschlechte der, der am nördlichsten kommt, denn selbst in Canada ist er gesehen worden. Sein Nest baut er immer in die Mitte eines Baumzweiges und nicht, wie so viele andre Vögel, wo zween Zweige eine Art von Gabel bilden. **Edwards** fand es innen von Wolle und andern weichen Materialien, und die äussere Moos-Bekleidung so fest angemacht, daß man auch wohl daran hin und her streifen kann, ohne daß sie losgeht.

Unläugbar der schönste und niedlichste, aber auch durch Worte und Pinsel unerreichbarste ist der Juwelen-Colibri (der rubin-köpfige, hälsige, C. Mosquitus, *le Rubis-Topaze* 58). Der obere Theil seines Kopfs und Halses ist so glänzend roth, wie der kostbarste Rubin; der untere Theil hingegen, die

Kehle

Kehle und Brust, schimmert wie gelber Topas aus Brasilien, auch je nachdem man ihn betrachtet wie mattes Gold, und etwas tiefer ist er olivengrün. Der Nacken und Rücken sind sammtschwarz mit olivengrünlichem Schiller. Die Flügel sind violettbraun, die Schwanzfedern glänzend gelbbraun, schwärzlich eingefaßt, und die Deckfedern etwas dunkler; die Füße und der Schnabel, woran man bey einigen Colibris Borsten bemerkt, sind schwarz. Dieser treffliche Vogel ist nicht selten und fast allen Naturalienkabinetten gemein. Er ist ziemlich groß und kommt dem Goldhänchen sehr nahe. Sonderbar ists, daß das Weibchen bloß einen Topasfarbigen Streif auf der Brust hat, und überhaupt nicht so vorzüglich schön als das Männchen ist. Brasilien, Guiana, Surinam sind die Gegenden, wo die Juwelencolibris leben. Auch in Curaçao sollen sie häufig gesehen worden seyn.

Auch mit Hauben schmückte die Natur einige dieser Vögel. So hat der dem gemeinen an Größe fast gleiche Haubencolibri (T. Cristatus, *l' Oiseau mouche huppé*, 59) eine schimmernde Schmaragd-Haube, die sich in schönes Blau endigt. Die obern Theile des Körpers sind dunkel goldgrün, die un-

tern schmutzig weiß. Flügel und Schwanz sind dunkel violett, nur haben die mittelsten Federn des letztern die Farbe des Rückens. Die in Ruhe liegenden Flügel reichen fast bis über den Schwanz hinaus. Unter dem Schnabel ist ein schmutzig weißer Fleck. Die übrigen Farben sind meist ziemlich dunkel. Das Nest fand **Edwards** von zwey wollenartigen Materialien, deren das eine röthlich, das andere weißgelb war. Genau zu sagen, was es wäre, war er selbst nicht im Stande. Es war gerade so auf Zweigen, wie es die Abbildung zeigt. Cayenne ist die Heimath des Haubencolibris. Dem Weibchen soll der Federbusch fehlen.

Einen sehr stark gebogenen Schnabel hat der **Colibri mit der Granatkehle** (T. auratus, *le Grenat.* 60.) Kopf und Rücken sind dunkelgrün, mit Gold hie und da besprützt; die Kehle ist wie mit Granaten besetzt, die Schwungfedern der Flügel und der Unterleib sind sammtschwarz. Er gehört zu den größern Arten. Seine Flügel kreuzen sich, wenn er in Ruhe ist, über einander.

Um auch von den **Colibris** mit langen Schwänzen unsern Lesern einen bekannt zu machen, führen wir den **Gabelschwanz** (T. forficatus,

l'Oiseau

l'Oiseau-mouche à longue queue, 61) an. Seine beyden langen Ruderfedern miteingerechnet ist er sieben Zoll lang. Eine blaue Scheitel, ein prächtig grüner, schimmernder Leib, ein weißlicher Unterleib, ein goldgrüner, gabelförmiger Schwanz, der ins schönste Blau schillert, und violett-braune Schwungfedern zeichnen diesen Vogel, der in Jamaika wohnt, hinlänglich aus.

Wir könnten noch manche vorzüglich schöne Thierchen aus dieser Gattung anführen. Allein das, was uns die Gränzen unsers Werks von diesen Meisterstücken der Schöpfung anzuführen erlaubten, wird hinreichend seyn, uns zu beweisen, wie groß die Natur auch im Kleinen sey.

Tab. XXIV.

Der Schwan.

Anas Cygnus, Olor, *le Cygne.* (62)

Die Schwanengans.

A. Cygnoides, *l'Oye de Chine.* (63)

Zwar enthalten die drey Ordnungen von Vögeln, die wir bisher beschrieben haben, sehr nützliche und

der Betrachtung würdige Geschöpfe. Die Raubvögel vermindern eine Menge von Thieren, deren Uebermaaß Schaden stiften würde; die mit leichten Schnäbeln sind um ihrer Sonderbarkeit, und die spechtartigen um ihrer kunstvollen Einrichtung und der Vertilgung von Millionen Insekten willen, immer merkwürdig genug. Inzwischen haben sie darum für uns etwas weniger Interesse, weil ihr Nutzen entfernter liegt, und weil sie, wenigstens nicht gewöhnlich und allgemein, weder zur Speise noch sonst zu einem nützlichen Gebrauche dienen. Jetzt aber haben wir das Vergnügen, unsre Leser auf eine neue Ordnung, die Schwimmvögel (anseres) aufmerksam zu machen, deren Mitglieder, wenn auch gleich nicht alle durch Klugheit, doch durch ausgebreitete Nutzbarkeit sich auszeichnen. Ihnen verdankt fast die ganze Welt einige ihrer liebsten Speisen; sie liefern die Betten, worin Millionen so sanft ruhen, und auch die Feder, womit der Verfasser diese Blätter schreibt, ist ein Geschenk dieser nützlichen Thiere.

Durch ihre nach hintenzu sitzenden Schwimmfüße sind die Schwimmvögel kenntlich genug. Alle haben mit einer Schwimmhaut verbundene Zehen, aber

aber freylich ist diese Verbindung nicht bey allen eine und dieselbe. Bey einigen sind alle Zehen, bey andern nur einige, bey einigen sind sie ganz, bey andern nur halb, oder ein wenig verbunden: einige haben ordentliche Schwimmhäute, andere runde Lappen und Fransen. Da Schwimmen der Hauptberuf dieser Vögel ist, so sind sie desto schlechtere Läufer und ihr Gang ist ein unbehülfliches Watscheln. Bey den meisten endigt sich der stumpfe Oberschnabel in ein kurzes Häckchen, und ist, wie der untere, mit einer zähen Haut überzogen. Bey einigen ist der Schnabel gezähnelt, bey andern nicht. Ihre Zunge ist fleischig, ihr Gaumen rauh und stachlig, und eine knorpelige Kapsel ist bey den Meisten vorn an der Luftröhre angebracht. Ihr dichtes Gefieder hat eine Glätte, daß es kein Wasser annimmt, und schließt so gut, daß sogar bey manchen Arten Schrotschüsse abprallen. Ihr Bau und ihre Bedürfnisse weisen ihnen ihren Aufenthalt im Wasser, an Meeren, Seen, Teichen, Flüssen, auf Klippen und im Schilfe an. Sie lieben die Vielweiberey, und es ist eine unverkennbar weise Einrichtung der Natur, daß bey Vögeln, deren Vermehrung in gewissen Schranken bleiben soll, das Männchen sich nur zu

einer Gattinn hält, und von keiner vorzüglichern Stärke ist, als das Weibchen. Bey denen hingegen, die um ihrer großen Nutzbarkeit willen nie zu häufig seyn können, erlaubte die Natur die Vielweiberey. Dafür wurde aber auch das Männchen mit mehr Kraft und Muth ausgerüstet; wie denn wirklich der Gänserich, der Haushahn, stärker und wilder sind, als ihre sanfteren Weibchen. Ziemlich viele Eyer legen die Schwimmvögel. Ihre Junge aber sind so hülflos nicht. als die aus andern Ordnungen. Sie schwimmen sehr bald unter Anführung ihrer guten Mutter, die sie zwar warnt und schützt, aber nicht füttert.

Die für uns nutzbarste Gattung in dieser **Ordnung** ist die **Entengattung**: Doch darf uns dieser Nahme nicht verleiten, bloß an die Wasservögel, die wir im gemeinen Leben unter diesem Nahmen kennen, zu denken. Denn alle Schwäne, Gänse und eigentliche Enten faßt sie in sich, deren gemeinschaftlicher Karakter ein stumpfer, erhabner Schnabel, mit blätterigen Zähnen, und eine stumpfe, an der Seite fransige, Zunge ist.

Mit Recht nimmt der **Schwan** (62), dessen uralter Nahme Elbsch vielleicht von Albus herstammt,

den

den ersten Rang in dieser Gattung ein. Seine beträchtliche Größe, sein blendend weißes Gefieder, die Würde und der sichtbare Stolz, womit er schwimt, die Tapferkeit, die zwar keinen Kampf sucht, aber auch keinen scheut, und selbst dem Adler Widerstand thut; und der Friede, den er mit der ganzen Natur hält, zeichnen ihn zu seinem Vortheile aus. Sein langer Hals, den er, auf und ab rudernd, wie ein S gebogen, horchend aber gestreckt hält, hat 28 Wirbel. Ihn miteingerechnet hat er 4 $\frac{1}{2}$ Fuß in die Länge, mißt mit ausgespannten Flügeln 7 $\frac{1}{2}$ Fuß, und sein Gewicht steigt von 15 bis zu 30 Pfund. Da er auf dem Grunde des Wassers oft seine Nahrung sucht, und kein vorzüglicher Taucher ist, so hat dieser lange Hals für ihn einen großen Nutzen. Sein Schnabel ist rothgelb, hat vorn einen schwarzen nach unten zugekrümmten Hacken, hinten aber, an der Wurzel der Kinnlade, einen großen schwarzen Wulst, mit dem eine schwarze, nackte Haut, die wie ein Dreyeck nach dem Auge zu steht, verbunden ist. Nicht umsonst ist der Schnabel so breit, damit der Schwan etwas mehr Schlamm auf einmal fassen kann. Die Füße sind im ersten Jahre seines Lebens schwarz, im zweyten bleyfarben, und dann werden sie roth. Das schönste

Weiß

Weiß deckt das Gefieder des ausgewachsenen Schwanes. Sein Jugendkleid ist grau. In ganz Europa, vorzüglich häufig aber in Siberien, ist der zahme und wilde Schwan. Will man ihn aber an einem Orte festhalten, so muß man diesem die Freyheit über alles liebenden Geschöpfe in der Jugend das erste Gelenke der Flügel abschneiden, oder zerknicken, sonst zieht er im Herbst als ein Zug- und Strichvogel weg. Wenn die Schwäne in großen Zügen fliegen, so soll jeder den Schnabel auf dem Schwanze seines Vormannes auflegen. Sobald der Anführer des Zuges müde ist, schließt er sich hinten an, um nun eben dieser Bequemlichkeit zu genießen. In den kalten Wintern von 1709 und 1740 sah man ganze Schwärme aus der noch kältern mitternächtlichen Gegend in die Unsrige kommen. Wasserkräuter, Insekten, Wasserkäfer sind die Nahrung des Schwanes. Im Winter gibt man ihm Getreide. Das Weibchen macht ein großes Nest von Schilf, Binsen und Stengeln, füttert es mit Federn, die es sich an der Brust ausrupft, und legt 6—8 grünlich weiße Eyer, über denen es 5 Wochen sehr emsig brütet. Jetzt hält der Mann treue Wache. Mit sichtbarem Eifer rudert er auf alles los, was sich dem Neste nähern will.

Seine

Seine Stärke in den Flügeln ist so groß, daß er einem Menschen Arme und Beine abschlagen könnte. So außerordentlich reinlich die Schwäne sind, und so sorgfältig sie sich immer putzen und reinigen; so unterläßt das die Mutter, wenn sie Junge hat. Sie zu pflegen und zu streicheln, ist ihr eine theurere Angelegenheit, als für ihren Putz zu sorgen. Sehr hoch ist das Alter, das die Schwäne erreichen. Man will wissen, daß es einige auf hundert Jahre gebracht haben. Ihres ausgebreiteten Nutzens wegen verdienten sie in größerer Menge gehalten zu werden, als es gewöhnlich geschieht. Ohnehin fordern sie weder großen Aufwand noch mühsame Pflege zu ihrer Erhaltung. An vielen Orten werden nur einige Paare zur Verschönerung der Wassergraben, Teiche und Bassins gehalten. Im Brandenburgischen wußte man einen Zweig der Industrie daraus zu machen. Auf der Spree und der Havel lebt eine Menge gezähmter Schwäne. Man treibt diese in die Enge, wirft Netze über sie, und rupft ihnen Federn aus. So sehr sie anfangs toben, so still und niedergeschlagen sind sie, wenn sie gefangen und gerupft sind. Viele Centner Federn kommen aus Pohlen, Litthauen und Preußen auf die Messe nach Frankfurt an der Oder.

Man versteht die Kunst, die Haut mit den Flaumfedern zu gärben, und zu einem kostbaren Pelzwerke zu bereiten. Die Schwungfedern dienen zum schreiben, die übrigen, besonders der Flaum, zu vortrefflichen Betten, in denen Vornehme eben nicht süßer schlummern, als der Bauer auf seiner Bank und Streu, wenn er nur sonst ein ruhiges Herz und einen gesunden, von Arbeit ermüdeten Körper darauf legt. Das Fleisch junger Schwäne soll zart und schmackhaft seyn. Das von Alten ist aber hart und unverdaulich. Die erste Idee zum Schiffbaue soll der Schwan gegeben haben. Sein Hals und seine Brust führte die erfinderischen Menschen auf den Bau des Vordertheiles und des Kiels. Der Bauch auf das Hintertheil, der Schwanz auf das Steuerruder, die Füße auf die Seitenruder, und die Flügel auf die Segel. Es ist in der That ein bezaubernder Anblick, eine etwas ansehnliche Anzahl Schwäne, die alle ihre Flügel, wie angeschwellte Segel, auf dem Rücken halten, einherrudern, und diese gefiederte Flotte unter einem günstigen Winde mit großer Geschwindigkeit vorübereilen zu sehen.

Es würde eine Lücke seyn, wenn wir hier von dem berühmten Schwanengesange, womit dieses

sonst nur zischende und zärtlich lispelnde Thier von der Erde Abschied nehmen soll, keine Erwähnung thäten. Es wäre doch traurig, wenn alle die geistreichen Redner, die sich so schön auszudrücken glaubten, indem sie die letzten Reden eines Jakobs, Simeons, Luthers rc. einen Schwanengesang nannten, eine Lächerlichkeit gesagt hätten. Zwar von unsern zahmen Schwänen ists in der That eine Solche. Denn schon der Bau ihrer Luftröhre scheint ihnen das Singen zu verbiethen. Auch hat wohl noch Niemand von ihnen ein Abschiedslied gehört. Allein der **wilde Schwan** oder **Singschwan**, eine merklich kleinere Schwanart im nördlichen Europa, reißt jene Redner einigermassen aus der Verlegenheit. Dieser Singschwan hat einen schwarzen Schnabel, der nach der Wurzel zu gelb ist. Seine Luftröhre hat die Beugung einer Trompete und gibt einen scharfen Ton, den die Isländer mit dem Klange einer Violine vergleichen. Wenn daher in Olaffens Reise nach Island von einem Gesange, den die Schwäne in Winternächten fliegend und schwimmend ertönen lassen, die Rede ist, oder wenn der dänische Naturforscher **Müller** selbst als Augen- und Ohrenzeuge versichert, sehr liebliche Gesänge von Schwänen

gehört zu haben, so gilt dieß zuverläßig von dem Singschwane. Auch dieser wird seines Fleisches und seiner Federn wegen sehr häufig gejagt und gefangen. Ob derselbe aber gerade seinem Tode nahe noch einmal singe, oder ob die Angst, wenn er in die Enge getrieben wird, ihm melodische Töne erpresse, was sonst auch bey Singvögeln eben nicht der Fall zu seyn pflegt, können wir nicht entscheiden. Eine sinnreiche aber grausame Art diese wilden Schwäne zu fangen ist folgende. Man wirft irgend eine Frucht, in der eine an einer Schnur befestigte Angel verborgen ist, in das Wasser, so daß sie schwimmt. An der Schnur ist ein Stein fest gemacht, den man auf einen Pfahl legt, der im Wasser so eingerammelt ist, daß er gerade bis an die Wasserfläche reicht. So wie nun das arme Thier das Obst verschluckt, fällt der Stein an den Grund des Wassers, und zieht es hinab, so daß es ersticken muß. Eine Todesart, die um desto grausamer ist, da der gütige Schöpfer gerade darum diesem Schwane die trompetenartige Beugung der Luftröhre gegeben zu haben scheint, damit er, ohne Gefahr zu ersticken, etwas länger unter dem Wasser aushalten und seine Nahrung suchen könne. Wenn werden doch die Menschen

lernen, auf die kürzeste und leichteste Art Thiere zu tödten, und sie nicht unnöthiger Weise zu martern?

Etwas Schwanen- und etwas Gansartiges hat die deßwegen sogenannte Schwanengans (der Trompeter, die spanische auch sinesische Gans 63), die in Guinea, am Kap, in Siberien, Schina, auch, wie es scheint, auf den Sandwichs-Insuln angetroffen wird. Sie wird zuweilen, unter dem Nahmen **türkische Gans**, was sie so eigentlich nicht ist, in europäischen Hühnerhöfen gehalten, wo sie sich so friedlich mit andern Gänsen beträgt, daß sie sich sogar mit ihnen begattet. Der Schnabel ist bey einigen schwarz, bey andern roth und hat an der Wurzel einen Wulst, oder eine kugelförmige Erhöhung. Die Farbe ist ein leichtes Braun, graulich schattirt. Der Bauch ist heller, die Füße sind schwarzgrau. Der unter dem Kopfe hängende Lappen ist nicht schwammig, sondern fest, und scheint, da diese Thiere gern einander beissen, zum Schutz der Kehle, als der gefährlichsten Stelle, zu dienen. Der Wulst auf dem Kopfe hingegen beschützt die Augen, wenn diese Thiere, ihrer Nahrung wegen, sich tief in dichtes Schilf hinein arbeiten. Boshaft, muthig und wachsam war die Schwanengans, die Frisch auf seinem

Hofe hielt. Rührte sich bey Nacht etwas, so erhub sie ein durchdringendes Geschrey, und meldete auch bey Tage alle Kommenden. Wie ein Hund lief sie nicht selten den Menschen nach, und biß sie, heftig genug, in die Beine.

Tab. XXV. XXVI.

Die Gans.

A. Anser, l'Oye.

Die zahme. (64) Die wilde. (65)

Die Kapische. (66) Die Baumgans (67)

Die Eidergans. (68)

Gewiß eins der nützlichsten und wohlthätigsten Geschöpfe der ganzen Vogelklasse ist die Gans, wir mögen nun auf ihre mannigfaltige Benutzung, oder auf ihre fast allgemeine Verbreitung sehen. Ihre Gestalt ist zu bekannt, als daß sie einer weitläuftigen Beschreibung bedürfte. Ihr Hals ist kürzer als der des Schwanes, und wird lange nicht mit dem Anstande von ihr getragen. Der Schnabel ist oben etwas gewölbt, unten flach, an den Seiten wie eine Feile gezähnelt, und vorn mit einem in die untere

Kinnlade eingreifenden Häckchen versehen. Bey den Zahmen wechselt die Farbe wie bey allen Hausthieren, doch ist, in unsern Gegenden wenigstens, Weiß die gewöhnlichste, obgleich es an braunen und graulichen eben nicht fehlt. Seltner sind Weibchen ganz weiß; aber immer schneeweiß ist der Gänserich. Der Schnabel und die Füße sind bey den Erwachsnen mennigroth, bey den Jungen aber gelb. Der Schwanz besteht aus 18 und jeder Flügel aus 27 großen Federn. In der Schwere kann ihr Gewicht durch Mästen auf zehn und mehrere Pfund getrieben werden. Die Gans ist weder so dumm noch so indolent, als sie aussieht. Ihr leiser Schlaf macht sie zu einem sehr wachsamen Hausthiere, und sie erhebt bey jedem Geräusche ein gewaltiges Schnattern. Dieß rettete einst das Capitolium vor dem Ueberfalle der Gallier. Am Gedächtnißtage dieses Vorganges mußte daher der Censor alle Jahre eine Summe zu ihrem Unterhalte auswerfen; und an eben dem Tage bekamen die Hunde Geiselhiebe. Ja sogar abzurichten hat man Gänse versucht, wenigstens sah Lemery eine, die einen Bratenwender, der vermittelst eines Rades in Bewegung gesetzt werden konnte, sehr ordentlich im Gange erhielt, und so Handlangers Dienste in der Küche verrich-

richtete. Wahr ists freylich, unter anderm Geflügel spielt die Gans eine armselige, alberne Rolle. Wirft man dem gemischten Haufen von Federvieh etwas vor, so wird jedes von den andern wohl zehn Bissen erhalten, bis sie Einen bekömmt. Schon ihr unbehülfliches Herbeywatscheln und ihr unnützes Geschwätz und Geschnatter gibt den Uebrigen einen beträchtlichen Vorsprung. Auch wird der rüstige Haushahn einer Menge Gänsen kühnen Widerstand thun, obgleich es ihnen sonst, zumal den Gänserichen, eben nicht an Muth und Verwegenheit fehlt, den Leuten nachzulaufen und sie in die Füße zu beissen. Höchst neugierig streckt die **Gans** allem, was vorgeht, den Hals entgegen und schreyt es an. Im Zorn zischt sie wie eine Schlange, und läßt besonders ihrem Neste nicht zu nahe kommen. Man hat merkwürdige Beyspiele von der zärtlichsten Anhänglichkeit an Menschen, deren sie fähig ist. Sie bringt ihr Alter, wenn nicht ein gewaltsamer Tod ihr Lebensziel verkürzt, ziemlich hoch; wenn wir aber von 80 jährigen Greisen unter ihnen hören, so steigen natürlich einige kleine Zweifel dagegen auf. Kräuter, Körner, und was sie sonst noch von allerley weggeworfnem Zeuge finden können, ist ihre **Nahrung.**

Sie

Sie fliegen nicht häufig und wacklen, wenn sie gehen. In der Nähe von Flüssen, Teichen, Seen und Bächen kommen sie am Besten fort. Ihr Koth soll das Gras verbrennen und also den Wiesen sehr schädlich seyn. Auch in Gärten sind sie keine nützlichen Gäste. Sie treten alles nieder und reißen mehreres ab.

Vom zweyten bis zum vierten Jahre sind sie zur **Fortpflanzung** ihres Geschlechtes am tüchtigsten, wozu man Einem Gänseriche 4—6 Weibchen gibt. Die Begattungszeit ist im Dezember und Jänner, um welche Zeit sie etwas besseres Futter erhalten. Im März legen die Weibchen 12—14 **Eyer**. Vielleicht bringt keine Vogelart so viele Mißgeburten zur Welt, als die Gänse. Die Bauern glauben es den Eyern ansehen zu können und legen sie beyseite. Wenn der Trieb zu brüten in der weiblichen Gans erwacht, so rauft sie sich Federn aus der Brust, und legt sie in ihr Nest. Jetzt gibt man ihr 12 Eyer; denn mehr kann sie nicht wohl bedecken. Doch haben wir nichts dagegen, wenn es nur eilfe sind, weil, wenigstens in unsern Gegenden, das weibliche Geschlecht seinen Glauben an die Wunderkraft der ungeraden Zahl in Eyer-Angelegenheiten um keinen Preis aufgeben würde. Nach 26—30 Tagen verlassen die Jungen

die Eyhülle. Noch einen Tag läßt man sie im Neste, damit sie, wie man sich ausdrückt, nestreif werden. Jetzt werden sie mit Brodkrumen, gesottnen Eyern, worunter gehackte Nesseln gemischt werden, gefüttert, wobey der Gänserich, wenn er seine Junge zum ersten Male fressen sieht, seine Freude auf eine höchst komische Weise bezeugt. Sie suchen und finden bald das Wassergefäß, das man in ihre Nähe stellt. Hierauf erhalten sie Weizenkleyen mit Nesseln, auch Gersten- und Haferschrot, die in Wasser oder Milch eingeweicht werden. Sobald die Witterung schön ist, läßt man sie mit ihrer Mutter auf den Rasen. Artig ist der Anblick, wenn die Junge familienweise ihren Müttern nachschwimmen, und der Gänserich, stolz auf seine Nachkommenschaft, den Zug anführt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß von den Jungen die gelbwolligen weiß, die grüngelben schwarzbunt werden. Zu Anfang des Sommers sind die jungen Gänse der Sterblichkeit sehr unterworfen. Das Schieben der Flügelfedern schwächt sie so sehr, daß man sie mit reichlicherm Futter versehen muß. Ueberhaupt bedrohen sie manche Uebel, die ein kluger Landwirth bey Zeiten abzuwenden suchen wird. Bald bekommen sie die Läusesucht, wogegen man ihnen etwas flüssi-

ges

ges mit Quecksilber vermischtes Schmer am Halse einreibt; bald setzen sich ihnen Mücken und Fliegen in die Ohren und quälen die armen Thiere todt, wenn man ihnen nicht durch Bestreichen mit Baumöhl Linderung verschafft; bald verschlucken sie Insekten, die ihnen schädlich sind. Um wenigstens von den empfindlichern Theilen, der Nase und den Ohren, jene Plaggeister zu entfernen, ist folgendes Mittel erprobt. Man setzt den Gänsen, wenn sie von den Feldern zurückkommen ein Gefäße mit klarem Wasser hin, worin am Grunde die ihnen so wehrte Gerste liegt. Indem sie nun, um diese herauszuhohlen, den Kopf tief ins Wasser stecken müssen, fliehen die Insekten an die trocknen, weniger empfindlichen Stellen. Wird das zum öftern wiederhohlt, so verlassen diese endlich jenen unsichern Platz ganz, und die armen Thiere bekommen Ruhe. So muß hier der Mensch durch eine List das erreichen, was den von Flöhen gequälten Fuchs sein Instinkt und seine List lehrt. Aber freylich ist jenes auch nur eine Gans. Gegen manche andere Krankheiten junger Gänse ist Salz und Tobakasche unter das Futter gestreut ein sehr gutes Verwahrungsmittel. Im Sommer treibt man sie auf die Brachfelder und auf Rasenplätze; nach der

Ernte in die Stoppeln. Dieß ist die Vorbereitung zur künftigen Mast. Während dieser bekommen sie Nudeln von schlechtem Mehle, Gerstenschrot, Hafer, gelbe Rüben u. d. m. In ihr Getränke mischt man, um die Verdauung zu befördern, Kies. Sie müssen aber dabey, ziemlich eng eingeschlossen, an einem finstern, kühlen und stillen Orte gehalten werden, damit sie keine Gelegenheit haben, durch ihr lärmendes Geschrey sich zu schwächen. In England hat man eine noch andre Art sie fett zu machen, die etwas grausam scheint. Man hängt sie an einem breiten Gurte schwebend auf, verbindet ihnen die Augen, verstopft mit Wachs die Ohren, damit sie recht abgeschieden von allem seyn, was sie beunruhigen könnte. Sie werden dadurch so fett, daß sie in 14 Tagen 20 Pfund bekommen. Durch den öftern Genuß des Salzes wird ihre Leber bis auf 4 Pfund schwer. In Metz, Strasburg u. a. O. wo die Gansleberpasteten einen großen Ruf erlangt haben, weiß man grausame Künste genug, um die Leber dieses armen Thieres zu vergrößern, und der Schlecker Apicius kannte diese Mittel schon. Doch die Kunst, diese armen Thiere in ihrem Fett ersticken zu machen, ja sogar sie lebendig zu braten, und die Glieder, wäh-

rend

rend das Herz noch schlägt, zu essen, war unserm barbarischen Zeitalter aufbehalten. So sehr wir den Menschen als Nutzniesser der mannigfaltigen Geschöpfe Gottes erkennen, so nachdrücklich müssen wir uns dagegen erklären, daß er ihr Peiniger werde, bloß um einem verwöhnten Gaumen einen neuen Reitz, oder einem kindischen Dünkel etwas, das Wenige geniessen können, zu verschaffen. Man sage, was man wolle, es sind Barbareyen, die auch der angenehmste Geschmack nie rechtfertigen kann.

Unglaublich ists, wie viele Gänse dazu gehören, um eine beträchtliche Anzahl von Menschen mit Betten zu versorgen. Die brauchbaren Federn von 4 gemästeten Gänsen geben ein Pfund Bettfedern, und 16 solcher Gänse ein Pfund Flaumfedern. Doch sind diejenigen, die man von gemästeten Gänsen erhält, lange nicht so gut, als die, die man ihnen gewöhnlich jährlich zwey = hie und da auch viermal ausrauft. Der Habsüchtige, der ihnen aber zu viel von ihrer wärmenden Hülle nimmt, muß sie zuweilen erfrieren sehen. Nur zu einem einschläfrigen Bette müssen wenigstens 200 Gänse ihre Federn hergeben. Nehmen wir auf jeden Bewohner einer auch nur mittelmäßig bevölkerten Stadt, wie z. B. Augsburg ist, Ein Bet-

te an. Zwar mag es daselbst wohl einige Dürftigen geben, die dieses nothwendigen Lagers entbehren, obgleich dieß immer noch das Letzte bleibt, wenn der Arme alles Uebrige wegzugeben genöthiget ist. Indessen ersetzen das, was etwa abgehen möchte, die Menge von Gastbetten in den Häusern wohlhabender Familien und in den Gasthöfen. Offenbar sind also für die ungefähr 36000 Bewohner dieser Stadt 36000 Betten nicht zu viel angenommen. Um diese zu füllen, sind sieben Millionen und 200000 Gänse erfordert worden. Man schließe daraus auf die ungeheure Menge von Gänsen und ihre Vermehrung. Auch die Gänsespulen, die wir als Schreibfedern gebrauchen, sind ein wichtiges Stück ihres Nutzens. Unläugbar taugen sie unter allem, was man etwa ausdenken könnte, am Besten zu diesem Geschäfte. Nicht gering ist der Handel, der damit getrieben wird. Die schlechtern haben die Bestimmung zu Flederwischen, Feuerwedeln u. d. erhalten. Das Fleisch wird theils frisch, theils gesalzen, theils geräuchert gespeist. Für einen wahren Leckerbissen hält man eine geräucherte Pommerische Gans. Auch die Eyer werden gegessen. Ein wichtiges Stück zum Schmelzen ist das Gänsefett, wovon sich die vorsich-

tige

tige Hausfrau gern einen Vorrath sammelt, um ihre Gemüse damit zu bereiten. Auch die Wollenarbeiter sollen es hie und da zum Tuchmachen anwenden. Sehr wichtig ist die Gans für die Jüdische Nation. Bey ihr vertritt Gänsefett die Stelle des Butters, den ihr Gesetz verbiethet. Die Juden kochen fast alles damit. Was in Palästina das Baumöhl leistete, das muß jetzt das Gänsefett thun; obgleich der große Kenner der mosaischen Gesetze, Michaelis, sehr geneigt ist, die Gänse unter die verbothnen oder unreinen Thiere zu rechnen. Inzwischen könnte nur ein Unvernünftiger der Nation eine Abweichung von einem Gesetze verdenken, das sich nur auf Palästina bezog, wo das vortrefflichste Baumöhl im Ueberfluße war, an dessen Stelle in einem damit nicht versehnen Lande ein anderes Fett zu setzen, sie eine eiserne Nothwendigkeit zwang. Sie pflegen die Gänse mit ausgestochnen Augen in einem Tuche aufzuhängen. Mit den medizinischen Kräften der Gänse wollen wir unsre Leser nicht belästigen. Nur eins wollen wir anführen, daß man in Frankreich das Fett für ein gutes Mittel hält, um zu verhindern, daß die Pockennarben nicht zu tief eindringen. Abscheulich aber ist der Gebrauch dieser nützlichen Thiere bey Gänserennen

nen und Fischerstechen; eine Belustigung, an der *nur* rohe, nichtsdenkende Menschen Freude finden können.

Sehr ähnlich der zahmen **Gans**, aber kleiner ist die **wilde** (65). Ihre Abstammung von einander ist nicht zu verkennen; ja, die Natur scheint zuweilen auch unter denen, die als Hausthiere leben, zu ihrer ursprünglichen Beschaffenheit zurückzukehren, so daß Gänse zum Vorschein kommen, die man für wilde halten könnte. Hals und Flügel der letztern sind etwas länger. Ihre Farbe ist braun, an der Brust rostgelb gewölkt, am Rande der Flügel blaulich, an ihren Spitzen schwarz. Der Schnabel ist schwarz mit einer rothgelben Stelle; die Füße sind ziegelroth. Sie fliegen zu großen Scharen in der besten Ordnung, und bilden dann einen Winkel. Der Anführer durchschneidet die Luft, und die beyden Kolonnen folgen auf der Strasse, die er gleichsam bahnt. Ihr Geschrey ist durchdringend. An sumpfigen Orten machen sie zwischen Schilf ihr korbförmiges Nest, und zwar so, daß es mit dem steigenden Wasser gleichfalls in die Höhe steigt und vor dem Winde durch das Schilf geschützt wird. Sie sind sichre Vorbothen eines bald fallenden Schnees und heißen auch darum Schneegänse. Da sie immer die

Oerter

Oerter verlassen, wo die Samenfelder und Teiche ihre Schnee- und Eisdecke erhalten, so kommen sie überall hin, ehe Schnee und Kälte eintreffen. Das Fleisch der Jungen ist vortrefflich, die Federn werden wie von den zahmen benützt. Da sie aber schlau genug sind, da, wo der Zug sich lagert, Schildwachen auszustellen, so sind sie sehr schwer zu fangen. Tausend Kunstgriffe brauchen die Jäger, die das höchst feine Gehör dieser Thiere doch oft vereitelt.

Eine der schönsten Gänse in Absicht auf die Mannigfaltigkeit der Farben ist die **Kapische** (A. Capensis 66), die auch die **Nilgans** heißt, und ob sie gleich an das heiße Afrika gewöhnt ist, auch in Europäischen Hühnerhöfen ihren Besitzer schon zum öftern mit Nachkommenschaft erfreut hat.

In den kältesten Ländern der nordlichen Erde, Island, Neu-Zembla rc. wohnt die **Baumgans**, (A. Bernicla, *le Cravant* 67), von wo sie zuweilen nach Schottland, Holland, wohl auch nach Deutschland, um zu überwintern, kommt. Ihr Geschrey hat ihr den Nahmen **Rothgans**, und ihr Halsband den Nahmen **Ringelgans** erworben. Sie ist kleiner und nicht so wohl gestaltet als die gemeine Gans. Schwärzlich ist fast der ganze Leib; nur bemerkt man am Halse einen

weißen Ring, am Bauche aber und hinten am Leibe eine weißliche Farbe. Der Schnabel ist kurz, schwarz, gezähnt, die schwarzen Füße scheinen auffallend weit hinten zu stehen. Die Alten ließen sichs nicht nehmen, die Baumgans wachse auf einem Baume, nur waren sie darüber nicht einig, ob sie als Knospe ins Wasser falle und da sich entwickle, oder, wie eine Frucht, mit dem Schnabel an den Zweigen hänge und, sobald sie die Federn bekommt, abfalle. Der alte **Münster** schreibt mit voller Ueberzeugung davon, und citirt einen noch ältern Kosmographen, „daß du, wie er sagt, nicht denkest, es sey ein Tand von den Neuern erdichtet." Man war dessen so gewiß, daß man einen Entenbaum in die Botanik aufnahm. Da die Baumgans sich von dem Einwohner der fast eyförmigen Entenmuschel nährt, so ist auch die Sage entstanden, sie entstehe nicht aus einem Eye, sondern aus einer Muschel. Daher findet man treffliche naturhistorische Kupfer, auf denen man an Bäumen Muscheln hängen sieht, aus welchen bald ein Entenkopf, bald ein Entenfuß hervorguckt. Sie soll an einigen Orten während der Fastenzeit zu essen erlaubt seyn, und daher Klostergans heißen. Wenn man ihre Junge rauben will, so

stellt

stellt sie sich, als wollte sie sich selbst fangen lassen, bloß um jenen Zeit zur Flucht zu verschaffen.

Wie die eben beschriebne im rauhesten Norden von Europa, Asien und Amerika einheimisch, ist die berühmte **Eidergans** (A. mollissima, *l'Oye à duvet* 68), die sich nur selten im Winter bis nach Deutschland verirrt. Sie ist kleiner als eine Gans, aber größer als die Ente. Die Hauptfarbe des Männchens ist schwarz und weiß, die des Weibchens rostfarben mit weißen Flecken. Ein breites, schwarzes Band lauft beym erstern von dem schwärzlichen, walzenförmigen Schnabel über die Augen hin, bis an die blasgrüne Stelle des Oberhalses. Dunkelschwarz ist der Unterleib; schmutzigschwarz aber sind die Schwung-Schwanzfedern und Füße. Alles übrige ist weiß. An der Wurzel des Schnabels ist die runzlige Wachshaut getheilt, so daß zween mit wolligen Federn bedeckte, spitzige Winkel sich in den Schnabel hinein erstrecken.

Fische, Muscheln, Meergras ꝛc. sind ihre **Nahrung**, die zu erhalten sie sehr tief untertauchen müssen. Im Winter nur gehen sie weit in die See hinein; die übrigen Jahrszeiten halten sie sich an den Küsten auf. Ihre Friedfertigkeit macht ihre Ge-

sellschaft auch von andern Seevögeln gesucht. Zum Bau ihrer Nester wählen sie gern solche Plätze, die vor Westwinden sicher sind, es sey nun auf Klippen und wüsten Landspitzen, oder unter Gesträuchen rc. Gras und Moos ist die Grundlage derselben; eine große Menge ausgeraufter Dunen macht das Futter aus. Ein hoher Wall von Federn umgibt jedes Nest so, daß die Mutter, vollkommen hinter demselben verborgen, ihre 5 blaßgrünen Eyer ausbrüten kann. Diejenigen Federn, die sich die Eidergänse selbst ausrupfen, sind eigentlich die berühmten Eiderdunen, die man unter tausend Lebensgefahren, oft an den steilsten Klippen sammelt. Drey= bis viermal lassen sie sich dieselben aus dem Neste nehmen und ersetzen sie immer wieder mit andern. Nur diese haben die Feinheit und Elasticität, die sie so wehrt macht, und sie sind so leicht, daß 5 Pfund ein Bette füllen. Die von todten Vögeln sind ungleich schlechter und weniger elastisch. Da aber die Nestdunen oft mit Schmutz, Moos rc. vermischt sind, so müssen sie sorgfältig aufgelockert, getrocknet und gereinigt werden. Zehn Pfund vom Nest her geben nur drey Pfund reine; und um jene 10 Pfund zu erhalten, muß man 20 Nester, jedes dreymal, plündern. Sehr gut sind

auch

auch die Eyer, die, wie bey uns Hühnereyer, zum häuslichen Gebrauche verwendet werden. Das schlechte, thranige Fleisch wird nur in Grönland gegessen. Auch Unterfutter werden aus dem Felle gemacht. Weil die Dunen und Eyer nur vom lebendigen Vogel am hauptsächlichsten genutzt werden können, so ist weislich in Island das Erlegen der Eidergans bey Geld- und Gefängnißstrafe verbothen.

Tab. XXVII. XXVIII.
Die Ente.
Anas, *le Canard.*

Der gemeine, zahme Entrich. (69) Die weibliche Kriekente. (70) Die Bisamente. (71) Die Löffelente. (72) Die Nankingente. (73)

Noch immer können wir die ansehnliche Entengattung, denn dazu gehörten die erst beschriebnen Wasservögel von dem Schwane an, nicht verlassen. Doch nähern wir uns jetzt den Thieren, die auch wir im gemeinen Leben Enten zu nennen pflegen, und die ein kürzerer Schnabel, nach Verhältniß größere Füße

und ein breiterer Rücken von den andern merklich unterscheiden. Statt unsre Leser mit einer Menge von Nahmen und trocknen, kurzen Beschreibungen zu belästigen, begnügen wir uns, einige, die sich vorzüglich auszeichnen, so wie das, was die Sitten und Geschichte dieser nützlichen Geschöpfe überhaupt betrifft, anzuführen.

Ohne Zweifel stammt unsre **zahme Ente** von der **wilden** ab. Denn nicht nur, daß sie in der Größe und Farbe, abgerechnet den Einfluß, den die Gefangenschaft bey Hausthieren immer zu haben pflegt, einander sehr ähnlich sind, so pflanzen sie sich auch untereinander fort. Fast auf allen Europäischen Flüssen, Teichen und Seen wohnt die gemeine **wilde Ente.** Die braunen, weißen und grauen Streifen und Wellen, die kastanienbraune Brust, die violetten, ins grünliche schillernden Spiegel und der Entenkopf und Hals machen den wilden Entrich kenntlich genug, von dem sich seine Gattinn durch ihre lerchengraue Farbe hinlänglich unterscheidet. Die zurückgebognen Federn am Schwanze sind allen männlichen, gemeinen Enten eigen. Ziemlich lange können diese Thiere unter dem Wasser, ohne Athemhohlen, verweilen. Hiezu gab ihnen und andern Vögeln, die

ihr

ihr Brod da zu suchen haben, ausser der zweckmäßigen Einrichtung der Luftröhre, die Natur einen Luftkasten, indem sie einen Luftvorrath haben. Im Sommer leben die **wilden Enten** paarweise, im Winter aber vereinigen sie sich zu großen Herden. Ehe sie sich wo niederlassen, fliegen sie mehrmals im Kreise herum, um zu sehen, wo es am Sichersten ist, und alsbald stellen sie Wachen aus. In Binsen, Schilf, ja auf Bäume machen sie ihr **Nest**, worein das Weibchen 12—16 **Eyer** legt. Oft brütet dasselbe ziemlich tief im Walde auf abgekuppten Weiden, auch wohl in Rabennester auf hohen Bäumen. Dieß thut sie da, wo sie sich vor Ueberschwemmungen, oder auch vor den Nachstellungen der Menschen nicht sicher genug glaubt. Dann läßt sich aber auch die gute Mutter die Mühe nicht verdrießen, ihre Kleinen nach dem Wasser zu tragen. **Tänzer** war einmal Augenzeuge eines rührenden Schauspiels. Um den Mittag, wo es im Walde am Ruhigsten ist, trug eine Ente alle ihre Junge, eines nach dem andern, aus dem Baumneste herab, und legte sie alle auf den Rücken in eine Fahrleise, damit ihr ja keines, bis sie die andern hohlte, davon laufe. So wie das besorgte Thier ihr Letztes brachte, stellte es erst alle

auf

auf die Beine, und führte nun die ganze Familie dem Wasser zu. Fängt man aber solche wilde Enten, und zerknickt ihnen das erste Flügelgelenke, so gewöhnen sie sich völlig ans häusliche Leben. Ihr Fleisch ist sehr gut, und eben daher wird ihrem Leben mit Netzen, Gewehren, Angeln u. d. nachgestellt. Auch hält man eine zahme Lockente, die mit ihrer Stimme ihre Brüder ins Garn lockt, und deßwegen der **Verräther heißt.** Der Schaden, den ihre Gefräßigkeit in Getreidefeldern und Fischteichen anrichtet, wird von ihnen durch Vertilgung schädlicher Schnecken einigermaßen ersetzt. Ihre Menge ist zahllos. Auf einem einzigen Teiche in der Picardie war noch vor wenigen Jahren die Entenjagd für 30000 L. verpachtet.

Weder große Mühe, noch viele Erziehungskosten verursacht die **zahme Ente** (A. Boschas domestica 69). Ihr Herumwühlen im Unrath aller Art macht, daß man sie ohne Ungerechtigkeit mit dem Schweine vergleichen kann. Fast alles, Wurzeln, Wasserlinsen, Schnecken, Spinnen, Mäuse, Würmer, Fische, auch Frösche frißt sie. Doch ist sie schon manches Mal an einem gar zu großen Bissen erstickt. Je stinkender ein Schlamm ist, mit desto

mehr

mehr Behaglichkeit durchwühlt sie ihn. Man kann sie im eigentlichen Verstande unersättlich nennen. Denn wenn auch ihr Kropf zum bersten voll ist, so wird sie, sobald man den Hühnern etwas vorwirft, dennoch plötzlich herbeywackeln, und, als wäre sie heißhungrig, mitfressen. Rockenkleyen machen sie ohnmächtig. Aber in wenigen Minuten ist der Sturm vorüber, und die Ente — wieder am Freßtroge. Zwar leidet das arme Thier an Würmern, besonders am Bandwurme mit dem hammerförmigen Kopfe. Allein, sonderbar, gerade bey den Gefräßigsten, findet man öfters keinen, und diese Entschuldigung unersättlicher Menschen kommt ihm demnach nicht zu Statten. Die Gärten säubert die Ente von Schnecken und vergreift sich nicht eher an Gewächsen, als bis sie jene nicht mehr findet. Die Verdauungskraft ihres Magens läßt sich daraus abnehmen, daß eine Dublone, die eine Ente verschluckt hatte, in ihrem Magen 16 Gran verloren hatte, als sie dieselbe wieder von sich gab. Da sie sehr oft unter dem Schlamme ihre Nahrung suchen muß, so hat der Schöpfer ihr und den Enten überhaupt drey Paar Geschmack-Nerven im Schnabel gegeben, vermöge deren sie nun durch Gefühl und Geschmack das finden, was

sie mit den Augen in der Tiefe der trüben Pfützenicht wahrnehmen können. Diese Einrichtung dient den Enten, Tauchern, Gänsen u. a. vortrefflich zum Aufsuchen ihres Futters. Bey denen hingegen, die immer ihr Gesicht dazu brauchen können, sind weniger und kleinere Nerven im Schnabel. Gewiß müssen solche Bemerkungen, die wir hie und da einzuweben für Pflicht halten, jedem nachdenkenden Leser wichtig seyn!

Selten versuchen die zahmen Enten ihre Kunst im Fliegen. Der Ort, wo sie täglich ohne Mühe ihren Tisch gedeckt finden, und die Gesellschaft im Hühnerhofe, an die sie sich gewöhnen, scheint ihnen so wehrt zu werden, daß jede Begierde nach einer Luftveränderung in ihnen schweigt. Ihr Geschrey lautet Can, Can. Ein Entrich, der gewöhnlich bräunlich gefiedert ist, und einen dunkelgrünen Kopf, weißen Halsring, grüne Spiegel und etwas gekrümte Schwanzfedern hat, nimmt zwölf Enten auf sich. Er ist mehr als irgend ein Thier zu widernatürlicher Paarung geneigt, und verfolgt oft Haus- und welsche Hennen mit seinen zudringlichen Galanterien. Wie gefährlich es aber sey, einen auf seine Geliebte erpichten Entrich zu reizen, beweist die Geschichte eines

un-

unglücklichen jungen Bauers, die sich 1753 zu Soteville in Frankreich zutrug. Dieser nahm dem sterblich verliebten Entrich seine Geliebte, und neckte ihn damit beständig. Wüthend fuhr endlich der Entrich, des Spaßes müde, auf jenen zu, und kneipte ihn in die Lippen. Der junge Mann achtet es nicht. Aber bald lauft die Lippe auf. Ueber das Gesicht, den Hals und die Brust verbreitet sich die Geschwulst, und in 4 Wochen ist er eine Leiche.

Die Ente legt 12—30 Eyer, ehe sie brütet. Ja, wenn man ihr weder einen Entrich, noch die Erlaubniß zu brüten gibt, so bringt sie es über 100, sogar, wie man unläugbare Beyspiele hat, über 200 Eyer, die gesund, nahrhaft und von härterer Schale und röthern Dotter sind, als Hühnereyer. Gut ist es, man läßt die Eyer, von denen man Junge bekommen möchte, durch eine Haus= oder welsche Henne ausbrüten. Denn die Enten brechen gar oft die nöthige Brutzeit von 4 Wochen ab, und erkälten durch öfteres Baden die Eyer. Es ist ein angenehmer Anblick, wenn die Henne mit ihren Entchen zum erstenmal in die Nähe eines Wassers kommt, und diese, vom Instinkt getrieben, freudig sich hinein begeben. Aengstlich lauft die gute Mutter auf und ab, versucht immer

ob sie nichts zur Rettung thun könne, lockt mütterlich ihre verwegnen Kinder, versucht auch wohl an seichten Stellen ihnen näher zu kommen, bis sie endlich, überzeugt von der Unschädlichkeit dieses Elements, ruhig am Ufer warten lernt, bis jene sich gebadet haben. Merkwürdig ist die Erfahrung, daß die Enten, die durch Hühner ausgebrütet worden sind, nicht brüten können. Sie legen zwar gute, fruchtbare Eyer, aber nie werden sie dieselben ausbrüten können. Eine Bemerkung, die für den Landwirth und die Hausfrau nicht ohne Werth ist. Der jungen Entenbrut gibt man in den ersten 8 Tagen, wo man sie aber nicht ins Wasser läßt, Eyer, Brodkrumen, geschrotetes Korn, alles wohl angefeuchtet. Will man Enten mästen, so gibt man ihnen Hafer, Gerste, Treber u. d. und sie werden dann ein recht guter Braten. Zum Backwerk schätzen Frauenzimmer ihre Eyer sehr, und mit ihren Federn füllt man schlechte Betten und Polster. Der Fischbrut ist ihre Gefräßigkeit sehr nachtheilig.

Ziemlich ähnlich der gemeinen wilden Ente und vortrefflich zu essen, ist die **Kriekente**, oder **kleine Sommerhalbente**, (A. Circia, *Sarcelle d'été*) von der eine weibliche (70) abgebildet ist. Sie liebt das süße Wasser, und hat am ganzen Leibe eine braune,

an den Flügeln mehr graue Farbe. Ueber den Augen ist ein etwas hellerer Streif, der aber bey dem Männchen weit sichtbarer ist, und nach dem Oberhalse, am rothbraunen Kopfe hin, lauft. Auch sind bey ihm die Flügel mit mannigfaltigern Farben gezeichnet. Die Eyer dieser Ente sind gelblich. Es gibt auch eine größere Kriekente (Crecca), deren Fleisch sehr gesucht, ja allem Entenfleische vorgezogen wird.

Ein äusserst sonderbares, warziges Gesicht hat die Bisamente (Türkische, Indianische, A. Moschata, *le Canard musqué* 71), die eigentlich aus Indien abstammt, jetzt aber häufig genug auf Europäischen Hühnerhöfen gehalten wird. Sie ist viel größer als die Hausente, und hat ein unförmliches Gesicht mit rothen Warzen. Ihre Farbe ist ein Gemische von schwarz, blau, weißbunt. Der Verschiedenheiten unter ihnen gibt es gar viele. Ueberhaupt ist bey Vögeln, die so oft, obgleich von einer Art, doch im Gefieder verschieden sind, und bey denen Alter, Lebensart und besonders das Geschlecht einen beträchtlichen Einfluß haben, nichts schwerer, als mit Beschreibungen und Abbildungen einen Jeden zu befriedigen. Wahr ists, wenn hie und da einer sagt, er habe den Vogel anders gesehen. Allein wem kann

das öfter begegnen, als dem, der eine Menge der besten Originale vor sich hat? Er kann nichts thun, als dasjenige wählen, das die Erfahrung und die Urtheile Sachkundiger im Ganzen für treu erklären, und dabey auf die Billigkeit derjenigen rechnen, die es einsehen, wie weit die Kunst des Malers und die Worte des Schriftstellers, auch bey dem gemeinsten Thiere, hinter dem Pinsel der Natur und ihren mannigfaltigen Spielarten zurückbleiben müssen. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn der Eine eine schwarze, der Andere eine bunte Bisamente gesehen hat. Die Unsrige ist weiß und schwarz. Um die Augen und um den Schnabel herum sind die rothen Warzen sichtbar genug, und dienen nicht im Mindesten zur Verschönerung derselben. Der Schnabel und die Füße sind gelblich fleischfarb. Das Männchen riecht stark nach Bisam, und selbst sein Fleisch schmeckt darnach. Doch liebt man es. Es ist gar nichts seltnes, daß sich Bisamenten mit zahmen paaren, wovon man Junge von sehr angenehmem Geschmacke erhält.

Auch bey den **Löffelenten** (Leppelschutte, Taschenmaul, A. Clypeata, *le Sauchet* 72) bemerkt man, besonders in Absicht der Farbe, viele Verschiedenheiten. Der schwarze Schnabel ist vorn breiter,

etwas

etwas bauchig wie ein Schild, rundlich, und endigt sich in einen in die untere Kinnlade eingreifenden Hacken. Ihr Kopf ist grün; der untere Hals bräunlich, die Brust weiß und braun gewellt, der Unterleib gelb und der Rücken schwarz gefleckt; die Flügel aber sind grün, blau, weiß und grau. Diese Farben sind bey andern bald mehr, bald weniger verschieden. Zinnoberroth sind die Schwimmfüße. Das Weibchen ist fast wie die Schnepfe braun geschuppt. Die Löffelente ist anderthalb Fuß lang. Sie findet sich an der europäischen und amerikanischen Seeküste und in den Moråsten dieser Gegenden. Ihr wunderbarer Schnabel mag für sie sehr wohlthätig seyn, um eine hinlängliche Portion Schlamm, den sie erst mit dem Hacken aufgelockert hat, zu fassen, und das Genießbare zu halten, indessen das Ueberflüßige an der Seite abfließt. Was der Mensch durch das thranig schmeckende Fleisch derselben zu verlieren scheint, das ersetzen die Federn, die den schlechtern Eiderdunen an Güte gleich kommen.

Unmöglich können wir unsern Lesern die Beschreibung und Abbildung der so schönen Nankingente (A. Galericulata, *Sarcelle de la Chine* 73) versagen. Da sie nur in der Provinz Nanking einheimisch ist, so heißt sie schicklicher so, als die Chinesische

nesische. Ein grüner schimmernder Federbusch hängt vom Schnabel über die Scheitel rückwärts; den Hals umgibt eine röthliche Krause; die Augen liegen in einem hellen Flecke. Der Hals selbst ist Purpur bis über die Brust, der Rücken bräunlich. Man bemerkt hie und da weiße und schwarze Wellen. Der Schwanz ist dunkelgrau, der Bauch hellgrau. Was dem Thiere ein ganz besonderes Ansehen gibt, sind die aufgerichteten Federn, die fast an die des struppigen Wiedehopfs erinnern, und auch die seltne Struktur haben, daß dieselben Federn auf einer Seite eine sehr breite, auf der andern aber eine sehr schmale Fahne haben. Der Schnabel und die Füße sind schmutzigroth. Letztere haben weiße Klauen.

In China wird diese Ente sehr hochgeschätzt, und überallhin aus Nanking gehohlt. Sie ist ein sanftes, gutes Thier, folgt den Personen, die sie kennt, nach, und liebkost sie. Und doch bleibt ihr ihre Freyheit auch beym glücklichsten Leben so werth, daß sie in ihre Heimath zurückeilt, wenn man ihr nicht die Flügelgelenke lähmt. In den schönen Höfen wohlhabender Chineser, in denen man immer kleine Fischteiche, und die seltensten Thiere und Pflanzen findet, deren Pflege ihre süßeste Erhohlung ist, sieht man

immer

immer ein Paar so schöner Enten, deren Zärtlichkeit und Treue sie zum Sinnbilde des ehelichen Friedens machte. Wenn daher in China ein Mädchen von guten Eltern heurathet, so ist das Hochzeitgeschenk ihrer Freundinnen immer ein Paar solcher Thiere. Man schmückt sie dann mit Bändern, und bezahlt wohl 200—300 Gulden, um zu diesem ehrwürdigen Gebrauche welche zu erhalten. Dieser hohe Preis läßt vermuthen, daß sie sich nur in ihrer Heimath fortpflanzen.

Tab. XXVIII.

Der Kneifer.

Mergus Merganser, *le Harle.* (74)

Ziemlich nahe an die Enten gränzt die Tauchentengattung (*Mergus*), die 7 Arten in sich faßt. Die Natur verlieh ihnen die Kunst unterzutauchen in einem vorzüglichen Grade, und gab ihnen zu dem Ende die schneckenförmige Einrichtung der Luftröhre. Ihr walzenförmiger, an der Spitze mit einem Hacken bewaffneter, Schnabel hat scharfe Zacken, statt der Zähne; und ihre Schwimmfüße haben das Eigne, daß die innere Zehe auf der inwendigen Seite mit ei-

ner lappigen Haut besetzt ist. Sie sind im Tauchen und Schwimmen gleich geübt.

Größer als unsre Hausente ist der **Kneifer** (Tauchergans, Meerrachen 74). Er hat einen fast aufrecht stehenden, gegen den Nacken zu liegenden Federbusch, und einen röthlichen Schnabel mit schwarzem Hacken; bis an die Mitte seines Entenhalses herrscht eine dunkelschwarze, und von da bis über die Brust und den Unterleib hin eine schmutzig weiße Farbe. Der Oberrücken und die Flügel sind schwärzlich. Letztere haben weiße Spiegel. Um den Kopf ist das Weibchen rostbraun.

Obgleich diese **Kneifer**, und überhaupt ihre ganze Gattung, von Fischen leben, so erleichtern sie doch den Fischern ihren mühevollen Beruf. Man weiß kaum, ob man mehr über die List und Klugheit, oder über die Ordnung und Unverdroßenheit erstaunen soll, womit sie den Fischern in die Hände arbeiten. Sie versammeln sich hiezu in großen Haufen, wie zu einem Treibjagen. Ein Theil von ihnen taucht unter, und jagt mit dem furchtbaren Zackenschnabel die Fische wie eine Herde vor sich hin. Eine andere Colonne **Kneifer** formirt einen großen schwimmenden Halbmond, der sich, je näher es dem Lande zu-

geht,

geht, allmählich verengt, und durch gewaltige Flügelschläge das Wasser in eine tobende Bewegung bringt. Zwar durchbrechen nun die alten, klügern Fische den Cordon, und suchen die weite See zu gewinnen. Aber die unerfahrne Jugend eilt bestürzt in die stille Bucht, oder den Meerbusen, wo die Fischer bereits in ihren Reuserhütten mit Netzen auf sie warten. Natürlich nehmen sich nun auch die Treiber ihren Lohn, und oft entsteht ein fürchterliches Gemetzel unter den Augen der Fischer. Die nordlichen Strandbewohner schonen das Leben der ihnen so nützlichen Kneifer; freylich mehr aus Eigennutz, als aus Großmuth. Ohnehin schmeckt ihr Fleisch thranartig. Ihre Federn sind wie Gänsefedern.

Tab. XXVIII.

Die Fettgans.

Aptenodytes, *le Manchot.* (75)

Wenn man in einer gewissen Entfernung am Wasser eine Fettgans (Pinguin) erblickt, so kann man sich in der That täuschen, und einen kleinen Menschen, der eine weiße Schürze anzuhaben scheint, zu

sehen glauben. Denn die Flügellappen, die sie wie Arme trägt, und die ihr, besonders in der Ferne, ein Ansehen geben, wie sonst kein Thier hat, gewähren wirklich einen sonderbaren Anblick. Kommt man diesen wandernden Pigmäen näher, so erstaunt man noch mehr, Vögel, die gar nicht fliegen können, in ihnen zu entdecken, und die so dumm und unbehülflich sind, daß man sie mit Prügeln todtschlagen kann. Sie scheinen die Gränze auszumachen, wo sich die Vögel an die Fische anschließen. In nördlichen und südlichen Gewässern, auf den einsamen Insuln der Südsee, am Feuerlande, der Magellanischen Meerenge, Südgeorgien, an der Falkland-Insul ꝛc. findet man eine ungeheure Menge Fettgänse. Ihrer gibt es 11 Arten, deren einige ganz ungefiederte, lederartige Lappen, andere aber flossenähnliche, mit ganz kleinen Federn, wie mit Schuppen, bedeckte Flügel, alle aber durchaus keine Schwungfedern haben. An einigen bemerkt man vier, an andern bloß drey durch eine Schwimmhaut verbundene Zehen, und auch in den Farben findet man Verschiedenheiten. Ihr Schnabel ist messerförmig, etwas zusammen gedrückt, gefurcht, und unten höckerig. Ihre Größe ist die einer Gans. Der Rücken ist bey allen dunkel, der Bauch

helle.

helle. Diejenige Fettgans (A. impennis, *le grand Pingouin*), die bey uns (75) abgebildet ist, hat um den ganzen Oberleib wie einen seidnen Mantel um. Der Unterleib ist schön weiß; der Schnabel in die Quere gefurcht. Am Kopfe bemerkt man zween weiße Flecken.

Die Fettgänse bringen oft Tage und Nächte im kältesten Wasser zu. Ihr häufiges Fett und die kleinen fest anliegenden Federn schützen sie vor der strengen Kälte. Schwimmende Eisklumpen sind die Schiffe, auf denen sie große Reisen machen. Schrot prallt an ihrem Küras ab. In einer Viertelstunde schlug das Cookische Schiffsvolk 300 todt. Aber eben so leicht hätte man 3000 tödten können. So groß war ihre Menge. Wood ließ 100,000 Eyer sammeln. Beydes geschah an der Küste von Patagonien. Ihre Nester haben sie in Uferklüften. Hier wohnen sie in friedlicher Geselligkeit. Oft unterminiren sie die Küsten so, daß man unversehens tief hineinsinkt, und einen Biß, ohne zu wissen woher, bekommt. Bloß Fische sind ihre Nahrung. Ihr Fleisch soll nicht unangenehm schmecken, wenn Hunger und Mangel es würzen.

Tab. XXIX.

Der Papageyentaucher.

Alca, *le Perroquet de mer.* (76)

Wer auch nur die Bildung, Form, Bestandtheile, Farben, Größe und Zweckmäßigkeit der Schnäbel bey der Betrachtung der ungeheuren Vogelklasse zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit machte; der würde schon allein hiebey sich des Erstaunens über die unendliche Mannigfaltigkeit unmöglich enthalten können. So entdecken wir bey der aus 12 Arten bestehenden Gattung der **Papageyentaucher** wieder etwas ganz Neues am zahnlosen Schnabel. Die sonderbaren Furchen in, die Erhöhung hinter, und der Höcker unter demselben zeichnen sie schon von andern aus. Außer dem haben sie nur 3 durch eine Schwimmhaut verbundne Zehen. Die Kürze ihrer Füße, die weit hinten sind, nöthigt sie, aufrecht zu gehen, und dann sind sie Papageyen nicht unähnlich. Ihre Dummheit macht, daß sie leicht gefangen werden können. In großen Scharen halten sie sich zusammen, und bewohnen den Norden von Europa, Asien und Amerika. Mehr als Ein Ey legen sie nicht. Unter 1000 Lebensgefahren sammeln die Nordländer

die

die wohlschmeckenden Eyer, die sie auf den nackten Felsen hinlegen, helfen sich mit Stangen und Seilen von Klippen zu Klippen, und fangen die **Papageyentaucher** im Fluge mit Netzen, die an langen Stäben befestigt sind. Auch lassen sie durch Hunde die Junge aufsuchen. Das Fleisch soll, besonders wenn es halb verfault ist, eine sehr gute Speise seyn. Die Häute werden zur Bekleidung benützt. Das Fett saugt man mit besonderm Wohlbehagen roh aus. Die Federn sind vortrefflich.

Auffallend sonderbar sieht der **Papageyentaucher** (A. Arctica, *le Macareux*, Weißback, Buttelnase 76) aus, den wir nach **Edwards** darstellen. Sein Schnabel ist mehr eingedrückt, als die Enten ihn gewöhnlich haben. Deutlich sieht man die Querfurchen, so wie den weißlichen Wulst um die obere Schnabelhälfte, der eine Menge kleiner Löcher hat. Bis zur dritten Furche ist der Schnabel roth; von ihr bis zum Wulste blau. Man bemerkt **über** dem röthlichen Augenringe eine dreyeckige, und **unter** ihm eine längliche Erhöhung. Ein schmutziges Weiß und Schwarz ist übrigens seine Farbe. Er wühlt sich an den Seeküsten der nordlichen Erde ein unterirdisches Lager auf. Auch sucht er verlassene Caninchen=

chenbaue, ja erobert sie auch wohl nach dem unter Thieren beliebten Rechte des Stärkern. Mit dem Raben lebt er in beständigem Kriege. Wenn dieser Räuber ihm sein Junges stehlen will, so packt ihn die entschloßne Mutter an der Kehle, eilt mit ihm, ihn immer festhaltend, aufs Meer, stürzt mit ihm in die Tiefe, und erwürgt ihn. Das Ey, das sie legt, ist ziemlich groß. Nimmt man ihrs, so legt sie ein anderes, und fährt so fort, bis auf fünfe. Wohin die Papageyentaucher ziehen, um zu überwintern, weiß man nicht. Nur bey stiller Luft können sie fliegen. Stürme verschlagen sie oft an die Küsten. Sie senden vor ihren Zügen einige voraus, die ihnen, sobald sie taugliche Brütorte gefunden haben, Nachricht geben müssen.

Tab. XXIX.

Der Sturmvogel.

Procellaria, *le Petrel*. (77)

Meistens über der offnen See, fern vom Lande, auf menschenleeren Klippen, wohnen 24 Arten der Sturmvogelgattung, und schwirren Tagelang herum. Auch wenn der Schiffer schon viele Monate

kein

kein Land erblickte, oder zwischen furchtbaren Eismassen, wie Cook, segelt, begegnet ihm dieser kühne Vogel. Nur dann, wenn ein Sturm im Anzuge ist, sucht er eine bleibendere Stätte, und wird dadurch ein warnender Bothe der Vorsehung, der das Schiffsvolk zur Vorsicht und Wachsamkeit aufruft. Er sucht entweder seine Klippen, oder das Schiff zu gewinnen, wo er meistens um das Steuerruder seinen Platz nimmt. Sein Vorgefühl ist so untrüglich, daß die Schiffer in den nordischen Meeren, sobald er bey ihnen Schutz sucht, die Segel einziehen, und sich zum Kampfe mit Wellen und Winden vorbereiten. Vielleicht machen die nach Verhältniß großen Flügel, daß er im Flug die zunehmende Bewegung der Luft schneller fühlt, als der Mensch. Er geht zuweilen auf der Oberfläche des Wassers, und weil man darin eine Aehnlichkeit mit dem Apostel Petrus fand, nannte man ihn St. Petersvogel. Der Schnabel der Sturmvögel ist etwas zusammen gedrückt. Die gleichen Kinnladen haben oben eine gekrümmte, unten eine etwas gefurchte Spitze. Köcherförmig und abgestumpft sind die Nasenlöcher. Ihre Schwimmfüße haben nur drey Zehen; hinterwärts eine bloße Kralle.

Die Größe der Sturmvögel ist verschieden. Man findet sie von der Größe des Raben bis zur Lerche herab. Ihre Farbe ist meistens dunkelschwarz oder braun. Die kurze Zeit, als sie am Lande leben, wohnen sie in Felsen- und Erdhöhlen, aus denen sie oft ein widerliches Quacken hören lassen. Man findet den wahren Sturmvogel (Pelagica 77) überall, im Süden wie im Norden. Sie nähren sich von Seeinsekten, und laufen oft in den Spuren, die das Schiff zurückläßt, ihrem Brod nach. Auf lebendige und todte Wallfische fallen sie gierig her, schmausen da die krebsartigen Läuse, die sie in Menge finden, und saugen den Thran. Ihr Schnabel scheint ihnen hiezu als Hacke, und der Stachel hinten als Fußeisen zu dienen, um auf einem so schlüpfrigen Felde zu ernten. Vielleicht macht sie das Thranessen so fett, daß die Einwohner von Ferroër sie als wahre Thierlampen brauchen können. Sie ziehen nähmlich dem Sturmvogel einen Docht durch den Leib, und nageln ihn an. Der Docht wird nun angezündet. Alles Fett zieht sich allmählich hinein, so daß er wie die helleste Lampe brennt. So gab hier die wohlthätige Natur auf die simpelste Art jenen Menschen Lampen, ohne die sie vielleicht eines so brauchbaren Ersatzes des Sonnenlichtes entbehren müßten.

Tab.

Tab. XXIX.

Der Schlangenvogel.

Plotus Anhinga, *l'Anhinga.* (78)

So nahe die Fettgänse an die Fische gränzen, eben so nahe gränzt unser **Schlangenvogel** an die Amphibien, besonders an die Schlangen. Denn nicht nur daß Kopf und Hals schlangenartig fast in gleicher Dicke fortlaufen; so kann er auch, wie eine Schlange, den Hals schneckenförmig zusammen rollen, und auf Fische eben so schnell losschnellen, als jenes kriechende Thier aus dem Gebüsche auf ihr Opfer zufährt. Brasilien und Guiana sind das **Vaterland** dieser sonderbaren Geschöpfe, deren man dreyerley Arten kennt. Doch soll auch am Senegal eine entdeckt worden seyn.

Zwar nur die Größe einer Ente, aber einen doppelt so langen Hals, hat der Leib des **Schlangenvogels.** Auch sein Schwanz ist ansehnlich genug, und besteht aus zwölf Federn, die etwas ausgebreitet sind. Der Schnabel ist gerade, scharf und gezähnt. Die 4 Zehen verbindet eine Schwimmhaut. Was seine Farben betrifft, so ist sein Schnabel, der Hals und die Brust silberweiß; bräunlich und etwas

gelbgefleckt der Rücken, glänzendschwarz das Uebrige. In goldnen Kreisen wälzen sich die schwarzen Augen. Er ist ein wildes scheues Thier, das bey Annäherung irgend einer Gefahr sich ins Wasser stürzt, und untertaucht. Und doch, so sehr er Wasservogel ist, hält er sich auf den höchsten Bäumen auf, und nistet daselbst. Auch von hier aus lauert er, im Dickig versteckt, recht wie die tückische Schlange, auf die unbesorgt an der Oberfläche des Wassers spielenden Fische, die seine Gegenwart nicht eher merken, als bis sie in seinem Schnabel hülflos zappeln. Seine Haut ist dick, und sein Fleisch fett, aber von schlechtem Geschmacke.

Tab. XXX.

Der Tropikvogel.

Phaeton aethereus, *le Paille en cul.* (79)

War der Sturmvogel für den Schiffer ein zuverläßiger Vorbothe des Sturms; so bringt ihm dagegen der Tropikvogel eine minder furchtbare, ja oft erfreuliche Nachricht. Sobald er erscheint, so zweifelt der kühne Weltumsegler keinen Augenblick mehr,

mehr, daß er sich jetzt innerhalb der beyden Wendezirkel befinde. Denn die äußersten Gränzen, die die Sonne auf ihrer Bahn erreicht, sind auch von der mütterlichen Natur diesem Vogel gesetzt. Nicht leicht wird er diese überschreiten. Er scheint den Insuln, die, fern vom festen Lande, tief in die See hinein liegen, den Vorzug zu geben, und oft trifft man ihn in einer so ungeheuren Entfernung von jedem Lande an, die für den ersten Augenblick das größte Erstaunen über die Dauer seines Flugs erregen muß. Allein er hat auch die Gabe, auf der Oberfläche des Wassers auszuruhen. Dieß wird ihm dadurch ungemein erleichtert, daß alle seine 4 Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden sind; eine Eigenschaft, die, nebst dem geraden, spitzigen, messerförmigen Schnabel, und den länglichen Nasenlöchern, den gemeinschaftlichen Karakter dieser Gattung ausmacht, die aus 3 Arten besteht.

So groß wie eine Taube ist der **Tropikvogel**, (79) dem Linné den Zunahmen aethereus gab. Seine blendend weiße Farbe mit einigen schwarzen Flecken auf dem Rücken, der hufeisenförmige Fleck, der das Auge umgibt, und, noch mehr als dieß, die zwo aus dem Schwanze hervorragenden Federn, an de-

ren Schaft nur äußerst kurze Bärte sind, und deren Aehnlichkeit mit Strohhalmen der Grund der französischen Benennung war, die wir nicht wörtlich übersetzen wollen; dieß zusammen genommen, macht ihn kenntlich genug. Seiner Freyheit, und des kühnen, hohen Fluges gewohnt, ist ihm die Gefangenschaft unerträglich, und so munter, lebhaft und rastlos thätig er in jener ist, so macht ihn diese dumm, unbehülflich und phlegmatisch. Von tobenden Stürmen hin- und hergejagt, sucht auch er auf Schiffen Schutz und Ruhe, und es gereicht in der That der Erfindungskraft des Menschen zur größten Ehre, daß er auch da, wo der Tropikvogel an seiner Rettung verzagt, eine Freystätte ihm zu erbauen wußte. O hätten unsre Schiffe immer nur Weisheit, Erfindungen, nützliche Produkte, und durch sie vermehrte Glückseligkeit, nie aber Laster, in entfernte Länder gebracht, wer würde sich noch bedenken, sie für die ehrwürdigste aller Erfindungen zu halten!

In Felsenlöcher und auch auf Bäume nisten die **Tropikvögel**, und legen 2 gelblich weiße Eyer mit röthlichen Flecken. Wenn sie zur Mauserzeit ihre langen Federn verlieren, so sammeln diese die Bewohner von Otahaiti sehr sorgfältig zum kriegerischen

Kopf-

Kopfschmucke, und die Caraiben ziehen sie durch die Nase, um ihr Aussehen, wie sie glauben, zu verschönern.

Sonderbar war der Auftritt, den Leguat auf einer Seereise erlebte. Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit rissen die Tropikvögel dem Schiffsvolke die Mützen vom Kopfe, und trugen sie fort. So lustig die Sache im Anfange vorkam, so trieben sie dennoch das Kunststück so oft und so ungestümm, daß man immer Prügel neben sich haben mußte, um sie zu verscheuchen. Was sie mit den Mützen gemacht haben mögen, ist unbekannt.

Tab. XXX.

Der Schiffsvogel.

Diomedea, *l'Albatros.* (80)

Gewiß ist die Erscheinung eines jeden Vogels dem Schiffer, der lange Zeit, außer Himmel, Wasser und Fischen, gar nichts sah, tröstlich und angenehm. Er erblickt denn doch in ihnen Geschöpfe, die sich, wie er, gefahrvollen Elementen anvertrauen, und die Gesellschaft, die sie ihm leisten, der Gedanke, daß auch sie ihr Futter und ein trocknes Lager finden,

mag

mag ihm manche trübe Stunde aufheitern. Hat er vollends Ursache, aus ihrer Gegenwart auf die Nähe eines so sehnlich erwarteten Landes zu schließen, so erquickt ihn diese tröstende Hoffnung — die einzige Freundinn, die auch über Meere begleitet, und standhaft aushält, wenn jene flüchtigen Begleiter bald kommen, bald verschwinden. Auch die Schiffsvögel, die die Reisenden gewöhnlich Albatrosse nennen, gehören unter sie. Ihrer gibt es 4 Arten, die alle durch einen oben stark umgebognen, und unten abgestumpften Schnabel, und durch köcherförmige, längliche Nasenlöcher, so wie durch ihre Größe sich auszeichnen. So hat der **wandernde Schiffsvogel** (*D. Exulans* 80) die Größe eines Schwanes. Bringt man alles in Anschlag, die Stärke seiner Glieder und seine Dicke, so kann man ihn immer für einen der größten Wasservögel erklären. Seine schwarzen Flügel haben sehr lange Schwungfedern. Ziemlich lang und knochenfarbig ist der Schnabel; graubraun seine Scheitel, gelbbraun und schwarz gefleckt der Rücken, und schmutzig weiß der Unterleib. Nur drey Zehen haben die fleischfarbigen Füße. Ihre Schwimmhaut geht an den Seiten ein Stück hervor; ein Umstand, der sich sonst bey keinem Wasservogel

finden

finden soll. So groß dieser Vogel ist, so kostet seine Nahrung der Natur keinen großen Aufwand, weil nur Laich und kleine Wasserthiere seine Speise sind; und es ist in der That eine auffallende Bemerkung, daß manche der größten Thiere wenig bedürfen, indessen weit kleinere unersättlich sind. Wer denkt hier nicht an das edle Pferd, den nützlichen Ochsen, den stolzen Schwan und andere genügsame Geschöpfe, die mit nur wenigem und schlechtem Futter zufrieden sind; da hingegen der diebische Wolf Schafe stiehlt, der Rosomack Rennthiere erwürgt, und der Milan Hühnerhöfe ausplündert. Friedlich lebt unser Schiffsvogel mit allen Vögeln, und selbst dann, wenn sie ihn necken, schenkt er ihnen großmüthig das Leben. Forster war selbst Zeuge, wie einst graue Möven einen solchen verfolgten, und ihm nach dem Unterleibe hackten, wo er am Empfindlichsten seyn mochte. Anstatt eine derselben für diesen Frevel am Leben zu strafen, begnügte er sich, sich ins Wasser zu stürzen, und von da aus seinen Schnabel zu weisen, mit dem es aufzunehmen die Möven nicht rathsam fanden.

Zu welchen ungeheuren Reisen der Instinkt veranlasse, davon gibt dieser Vogel einen merkwürdigen Beweis. Um den Zug der Fische, die ihnen, nebst

ihrem Laiche, zur Nahrung angewiesen sind, zu begleiten, unternehmen sie Reisen von der südlichen Halbkugel bis in den äußersten Norden. Sie verfolgen die Heere von zahllosen Lachsen. Um die Wendezirkel nähren sie sich von fliegenden Fischen, die ihnen durch die Verfolgungen der Doraden u. a. in die Küche gejagt werden. So wußte demnach die Natur den Schiffsvogel, auch wenn er 500 Meilen vom Lande entfernt, und im eigentlichen Fischfange unglücklich ist, einen Bissen zu verschaffen, den man in der Luft nicht suchen sollte, und der, wenn er im Wasser Ruhe hätte, wohl nie zu fliegen versuchen würde. Allzugroße Kälte ist dem Schiffsvogel zuwider. Daher pflegt er den Winter in südlichen, und die übrige Zeit in nördlichen Gegenden zuzubringen. An der Küste von Patagonien und an der Falklands-Insul brütet und erzieht er seine Junge. Sein Flug geht nicht hoch. Die Kamtschadalen machen auf ihn Jagd. Sie werfen einen Fisch, in dem eine an einem Stricke befestigte Angel steckt, ins Wasser. Jetzt kommen die Schiffsvögel herbey, und streiten um den Fisch. Der Stärkere oder Listigere erkämpft ihn endlich; aber mit ihm auch seinen gewissen Tod. Nicht sowohl des Fleisches, als der Eingeweide willen, de-

ren man sich als Blasen bedient, um die Netze über Wasser zu halten, stellt jenes Volk ihm nach. Cooks Schiffsvolk fand das Fleisch angenehm, selbst dann, wenn es frisches Schweinefleisch am Bord hatte. Man angelte diese Vögel mit etwas Schaffleisch. Fast überall begegneten ihm welche.

Tab. XXX.

Der Verkehrtschnabel.

Rhyncops nigra, *le Bec en ciseaux*. (81)

Wieder einen neuen, unerwarteten Anblick gewährt uns dieser Vogel. Schon viele sahen wir, bey denen allen der obere Schnabel bald mehr, bald weniger über den untern hervorragte, und sich über ihn einbeugte. Aber noch keinen, wo der obere weit kürzer, als der untere gewesen wäre, wie dieß bey dem Verkehrtschnabel der Fall ist. Natürlich dringt sich hier dem Wißbegierigen die Frage auf: wie er denn mit einem so sonderbar gebauten Schnabel seine Nahrung fassen könne? Er geht dieß so an. In seinem Fluge, nahe an der Oberfläche des Wassers, hält er immer die untere und längere Hälfte des Schnabels im Wasser. So wie nun die kleinen Fischchen hinein kommen,

oder darüber wegschwimmen wollen, so fällt der Oberschnabel wie ein Taschenmesser zu, und hält die Beute fest. Da überdieß jener wie eine Rinne mit scharfen Rändern ist, in welche dieser hinein paßt, so ist die Wirkung um desto sichrer.

Der schwarze **Verkehrtschnabel** (81) ist etwas größer, als eine Taube. Er hat einen vorn schwarzen und nach der Wurzel zu rothen Schnabel. Seine Hauptfarbe ist oben schwärzlich, unten weißlich. Sein Flug ist langsamer, als seine langen Flügel vermuthen ließen. Aber seine Art, sich zu nähren, macht diese Langsamkeit nöthig. Die Küsten von Cayenne und Guiana sind seine Heimath, wo er nistet. Hier sieht man ihn sehr häufig, und immer in großer Gesellschaft.

Tab. XXXI.

Der Pelican.

Pelecanus, *le Pélican.*

Der eigentl. Pelican. (82) Die Fregatte. (83) Der Tölpel. (84)

Reich an Arten ist die Gattung von Vögeln, die den Nahmen **Pelicane** führen. Ihrer sind 32, die alle

alle einen geraden Schnabel, mit einer umgebognen Spitze und einem nagelförmigen Ansatze, schwache Ritzen statt der Nasenlöcher, einen nur leicht befiederten Kopf, und Füße, an denen eine Schwimmhaut alle 4 Zehen verbindet, haben.

Der eigentliche **Pelican** (Pelecanus onocrotalus, *le Pélican* 82) kann für den größten Wasservogel gelten. Seine Flügel klaftern 11—15 Fuß, und seine Schwere kann über 30 Pfund betragen. Auffallend ist sein anderthalb Fuß langer Schnabel, dessen obere Hälfte aus 5 Leisten oder Nähten zusammen gefügt, an der Wurzel schmäler, als in der Mitte, vorn aber platt mit einem Nagelansatze versehen ist. An den 2 untern, fast wie sogenanntes Fischbein biegsamen, Kinnladenknochen, hängt ein häutiger, gewöhnlich welker und schlapper Sack, der sich aber so ausdehnen läßt, daß wohl ein Menschenkopf, oder auch 30 Pfund Wasser darin Platz haben. Daß er aber ein Negerkind, ein anderes sammt den Kleidern, einen großen Stiefel, und — wer weiß, was sonst noch alles? — darin beherbergt habe, mag zu den vielen Dingen gehören, die sich zwar aus der Ferne recht gut und leicht erzählen, in der Nähe aber gemeiniglich nur schlecht beweisen lassen. Im Grun-

de haben alle Vögel einen Kropf, der einigermaßen die Stelle des erstens Magens der wiederkäuenden Thiere vertritt. Nur bey dem Pelican ist er außen. Allein dieser hat nicht die geringste Verdauungskraft, und übergibt dem Magen die Speisen so frisch, als er sie empfieng. Sein Kopf hat vorn eine röthliche nackte Maske, hinten einen kleinen Federbusch, und nur etwas Flaum bedeckt den Hals. Den Sommer über ist das Gefieder, außer den schwarzen Schwung- und den aschgrauen Schulterfedern, weiß; nach der Mauserzeit fleischfarben. Roth sind die Füße, blaßroth mit etwas gelb und grau der Schnabel. Die Zunge ist so kurz, daß man glauben könnte, er habe keine. Sein Schwanz besteht aus 18 Federn. Dieser Vogel ist im Schwimmen und Fliegen gleich geschickt. Sein Flug ist dauerhaft, und geht oft so hoch, daß er nicht größer als eine Schwalbe zu seyn scheint. Außer den großen kraftvollen Flügeln, die ihm den Flug erleichtern, kommt ihm die Leichtigkeit seiner Knochen sehr zu Statten. Sie sind dünn, durchsichtig und so leicht, daß das ganze Skelet nicht mehr als anderthalb Pfund wiegt. Auch kann er im Kropfe und im Leibe eine hinlängliche Menge Luft beherbergen, wodurch sein Umfang vergrößert,

und das Schweben in der Luft begünstiget wird. Sein Geschrey ist widerlich und gleicht dem Yahen des Esels. Im Fischfange nimmt es der Pelican mit dem geübtesten Fischer auf. Am Morgen und am Abende, wo die Fische am lebhaftesten, und in den größten Gesellschaften beysammen sind, schwebt er über dem Wasser, und stürzt senkrecht herunter, sobald er Beute sieht. Die durch den gewaltigen Fall und das Plätschern des Wassers betäubten Fische vergessen nun, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie taumeln in den gefährlichen Beutel. Aber noch ist der Pelican nicht zufrieden. Er wiederhohlt das Kunststück so oft, bis sein Vorrathssack voll ist. Dann erst eilt er dem Baume oder Felsen zu, wo er das gesammelte mit Muße verzehrt, oder mit seiner Familie theilt. Auch er hält zuweilen, fast wie der Kneifer, mit mehrern zugleich ein Treibjagen. Nicht ohne Erfolg hat man ihn zum Fischfange gebraucht; doch muß ihm alsdann die Kehle mit einem Ringe verschlossen werden. Er sammelt dann ganz geduldig zweymal hinter einander, was sein Kropf zu fassen vermag, für fremde Rechnung. Aber zum dritten Male behält er den Fang für sich. Er nimmt eine gewisse Erziehung an, und liebt die Gesellschaft der

Men=

Menschen. So lebte einst einer 40 Jahre am baierischen Hofe, der die Gesellschaft und die Musik leidenschaftlich liebte, und Kaiser Maximilian soll einen auf seinen Feldzügen zum unzertrennlichen Begleiter gehabt haben. Sein Aufenthalt sind die gemäßigten und warmen Länder. Selten kommt einer nach Deutschland, wenn nicht Thierführer ihn hinbringen. In Kleinasien sind ihrer unglaublich viele. Die in Amerika scheinen eine andere Art zu seyn. Sie sind dort so häufig, daß die Wilden unzählige erlegen, und aus dem Fett sich Oehl bereiten.

Der Pelican fängt in süßem und im Meerwasser Fische. So nothwendig ihm aber Wasser und Fische sind, so trifft man doch auch in den wasserarmen Wüsten von Arabien und Persien welche an, die, aus zärtlicher Besorgniß einer Störung, ihre Nester ziemlich weit von den Wasserplätzen haben, wo die schmachtende Karavane neue Kräfte zur Fortsetzung ihrer Reise sammelt. Die Liebe achtet alsdann auch die Last nicht, den Jungen im Sacke Wasser und Fische zuzutragen — nicht aber den nach Mecca wallfahrtenden Pilgrimmen, wie die fromme Einfalt der Muselmänner glaubt. Sein Alter bringt er ziemlich hoch, und hat 70 und 80jährige Greise von seinem Geschlechte

auf-

aufzuweisen. Auf die ebne Erde, gewöhnlich nahe beym Wasser, macht er sein Nest, aber nie auf Bäume, ob er gleich oft auf ihnen sitzt, und, müde vom Fressen, den Kopf tiefsinnig auf seinen Schnabel stützt. So emsig sitzt die Mutter über ihren Eyern, daß auch muthwillige Neckereyen sie nicht dahin bringen, dieselben zu verlassen. Ja, als einst ein Reisender ihr zwey Junge nahm, und sie bey den Füssen vermittelst einer Schnur an eine Zeltstange band, kam die treue Mutter, um sie zu äzen, und bey Nacht zu bewachen. Unreinlichkeit und Gefräßigkeit machen den Pelican zum Hausthiere untauglich, denn schlafen, fressen, und den Platz, wo er steht, zu beschmutzen, ist sein Lebenslauf. Was sechs Menschen sättigen würde, frißt er auf einmal. Selbst Ratten und Katzen kann er fressen. Dieß letztere that ein zahmer, der öfters auch auf den Fischmarkt kam, wo aber die Fischer einem so unwillkommnen Abnehmer die Kehle verbanden. Sehr viel ist von jeher vom Pelican gefabelt worden. Das Vorgeben, er äze seine Jungen mit seinem Blute, hat ihn zum Bilde der elterlichen Zärtlichkeit gemacht. Eine Erdichtung, die um desto lächerlicher ist, weil nicht leicht ein Thier ein größeres Speisemagazin besitzt,

so daß er wohl nie Veranlassung zu einer so heroischen That bekommen kann. Da die Mutter immer erst den Fischen die Köpfe abbeißt, ehe sie ihre Junge damit äzt, und überhaupt, um den Kropf auszuleeren, ihn an die Brust drückt, so kann dieser dabey ohne Verwundung leicht blutig werden. Nicht ganz ohne **Nutzen** ist der **Pelican**. Sein Kropf dient zu Mützen und Beuteln, deren Form man ihm dadurch zu geben sucht, daß man ihn, mit einer Kanonenkugel gefüllt, aufhängt. Man weiß diese so zubereiten, daß sie sich ungemein sanft anfühlen. In Spanien verzieren sie die Frauenzimmer mit Gold und Seide. Die Nilfischer brauchen den Kropf, woran noch die Kinnladen sind, theils zum Aufbewahren, theils zum Auspumpen des Wassers. Er hält, ohne einzuschrumpfen, die Nässe aus. Die Perser überziehen Trommeln damit. Die Haut des Pelicans kann man als Pelzwerk, und die Federn, wie Gänsefedern, brauchen. Das Fleisch schmeckt dann erträglich, wenn man kein besseres hat. Warum ihn übrigens die Deutschen, Kropfgans, die Egypter, Flußkameel, die Perser, Wasserträger, und die Griechen, Eselschreyer nennen, das werden auch unsre jüngern Leser ohne Fingerzeig errathen.

Mit Recht trägt die Fregatte (P. Aquilus, *le Tailleur* 83), eine Pelicanart, ihren Nahmen; denn sie macht den Vögeln den Preis der Geschwindigkeit eben so streitig, wie die eigentliche Fregatte andern Schiffen. Ihre ungeheuren Flügel tragen sie, ohne merkliche Bewegung, durch unermeßliche Räume. In Stürmen hebt sie sich über die Wolken hinauf, wo Windstille herrscht, und unsere Blicke sie verlieren, und ihrer Nahrung nach entfernt sie sich, Tage und Nächte ununterbrochen fliegend, mehrere 100 Meilen vom Lande. Man glaube nicht, daß sie, wie andre, auf der Oberfläche des Meers ausruhen könne. Sobald sie sich auf dieselbe niederließe, wäre es um sie geschehen. Ihren ohnmächtig das Wasser schlagenden Flügeln fehlte dann der Spielraum, sie in die Luft zu heben. Wer erstaunt nun nicht über die Kraft eines Vogels, der, wenn ihn der Schiffer 300 Meilen tief seeeinwärts antrifft, nun wenigstens eben so weit zu seinem gewohnten Lager zurückfliegen, und also 600 Meilen an Einem fort machen muß? Ihre Nahrung erhält die Fregatte, da sie weder gut schwimmen noch tauchen kann, durch die blutigen Kriege, die die Delphine und Doraden mit den fliegenden Fischen unter dem Wasser

führen. Jetzt retten sich die Unglücklichen in die Luft. Aber hier wartet ihrer die Fregatte, die, selbst aus einer Höhe, wo sie uns unsichtbar ist, blitzschnell herabschießt, und ihren Raub, er sey nun noch im Fluge, oder an der Oberfläche des Wassers, bald mit den Klauen, bald mit dem Schnabel, bald mit beyden zugleich faßt. Ohne das Wasser zu berühren, streift sie in leisem Fluge an der Oberfläche hin, und hohlt sich Futter. Aber nicht immer gibt sie sich diese Mühe. Wenn der Tölpel, den wir noch kennen lernen werden, sich satt gefressen hat, so ist unsre, eben nicht eckle, Fregatte hinter ihm her, und haut und stoßt und beißt so unbarmherzig auf ihn los, bis er sich, sey es nun aus Alteration, oder um sich zu erleichtern, erbricht. Weiter aber will sie auch von ihm nichts. Sie schnappt, was er von sich gibt, im Falle auf. Auch gegen den Pelican ist sie so unverschämt, ja kühn genug, selbst einem Menschen einen Fisch aus der Hand zu nehmen, und sich bey einem um seinen Kochtopf herumgelagerten Schiffsvolke ungescheut zu Gaste zu bitten.

Ob sie gleich nicht größer, als eine Henne ist, so klaftern doch ihre Flügel 10—14 Fuß. Ein langer, weit gespaltner, röthlicher Schnabel, mit einem starken

ken Hacken, muskulöse, wohl befiederte Schenkel, scharfe Klauen, und ein treffliches Gesicht machen, daß dieser stark bewaffnete Seeräuber den Nahmen Krieger nicht mit Unrecht führt. Der Kopf ist klein und glatt, unter dem Schnabel des Männchens ist eine bald welke, bald aufgeblasne Haut; der Schwanz ist gabelförmig. Schwarz, auch braun, mit weißer Brust, ist die Hauptfarbe der Fregatte. Ihre 4 Zehen verbindet eine etwas ausgeschweifte Schwimmhaut. Die Natur ließ ihr aber an jedem Zehen einen Knöchel frey, damit sie ihren Raub besser halten könne. In wüsten Felsengegenden am Meere, oder auf hohen, einsam stehenden Bäumen, nistet sie, und legt 2 etwas fleischfarbige Eyer mit Carmesinpunkten, über denen sich die Mutter eher todtschlagen läßt, ehe sie sie im Stiche lassen würde.

Aus den langen Halsfedern machen sich mehrere Insulaner einen Kopfschmuck, und außerordentlich hoch wird das Fett gegen rhevmatische Schmerzen geschätzt, und sehr theuer verkauft.

Ein höchst albernes Kopfschütteln, gänzliche Unfähigkeit, von den Waffen, die die Natur schenkte, Gebrauch zu machen, und ein solcher Grad von Einfalt, daß er sich, statt zu fliehen, einem auf die

Hand setzt, auf dem Lande nie aus dem Wege geht, und den Baum, auf dem er auszuruhen Lust hat, auch wenn man ihn anzündet, nicht verläßt; hat dem **Tölpel** ohne Ungerechtigkeit seinen Nahmen gegeben. Wie ihm die Fregatte mitspiele, wissen wir bereits. Fressen, und dann, statt aller Vertheidigung mit kindischem Geschrey, zum Besten jenes Corsaren das Genossene wieder von sich geben, das geht an Einem fort. Da er sich nicht gern weit vom Lande entfernt, so ist er dem Schiffer oft Vorbothe desselben. Doch fand **Cook** zuweilen welche ziemlich fern davon. Er sey aber, wo er wolle, so ist immer sein Erbfeind, die Fregatte, hinter ihm her, und bewahrt seinen Magen vor Unverdaulichkeit und Cruditäten. Ein spitziger, scharfer, leicht gebogner, sägeförmiger Schnabel, der oben wie beym Pelican aus beweglichen Streifen zusammen gesetzt ist, ein kegelförmiger Schwanz, und 4 Zehen mit Schwimmhäuten verbunden, sind allen Tölpeln eigen. Von der kleinen Insul Baß bey Schottland führt der **Bassaner-Tölpel** (P. Bassanus, *le fou de Bassan* 84) seinen Nahmen. Er ist fast so groß wie eine Gans, und ganz weiß. Nur sind die längsten Flügelfedern schwarzbraun, und die Haut um die Augen und den

Schna=

Schnabel blau. Auch hat er am Hinterkopfe eine gelbe Stelle, die man aber für Kennzeichen seines höhern Alters hält. Oft erstickt er an einem allzugroßen Bissen. Auch im Tode noch stinkt er gewaltig. Daß er das einzige Ey, das er legt, mit dem Fuße ausbrüte, ist eine Fabel. Im Frühling kommt er zu seinem Brütorte, den er im Herbste verläßt. An jenem nährt er sich mit Häringen, und diese Zeit über, an den Portugiesischen Küsten, mit Sardellen. Nur das Fleisch der Jungen ist genießbar. Mit schaudernder Lebensgefahr verfolgen sie von Klippen zu Klippen solche Menschen, denen ihr Leben für einen Braten feil ist.

Tab. XXXII.

Die Scharbe.

P. Carbo, *le Cormoran.* (85)

Der Taucher.

Colymbus, *le Plongeon.*

Der Haubentaucher (86). Die grönländische Taube (87). Der kleine Taucher (88).

Ein trefflicher Schwimmer ist die Scharbe oder der Cormoran, eine Pelicanart. Sie verfolgt den geschwindesten

desten Fisch auch unter dem Wasser, und kommt gewiß nie anders, als einen Fisch im Schnabel haltend, zum Vorschein. Will sie ihn nun verschlingen, so schleudert sie ihn etwas in die Höhe, und weiß ihn so geschickt der Länge nach aufzufangen, daß nun die Flossen sich legen, und indem sich die untere Schnabelhaut erweitert, einem Bissen den Durchgang verstattet, der oft mehr Umfang als der Hals selbst hat.

So groß, aber schmächtiger als eine Gans, ist die Scharbe. In einen scharfen Hacken endigt sich der etwas schmale Schnabel, unter dem ein sich erweiternder Sack, aber nicht so merklich, als bey dem Pelican, ist. Ihr stark befiederter Kopf und Hals ist wie der ganze Körper schwarz mit dunkelblauem Glanze; die Flügel haben braungrüne Halbkreise auf braunem Grunde. Hinten am zottigen Schenkel hat das Männchen einen weißen Flecken. Die Füße sind schwarz, eine Schwimmhaut verbindet alle vier Zehen der auffallend einwärts stehenden Füße. Aber auch das war so wenig ohne Grund von der mütterlichen Natur veranstaltet, als das gezähnelte der mittlern Klaue. Da die Scharbe oft ihren schlüpfrigen Raub mit einem Fuße hält, wobey jene Zähne

das

das Ausgleiten desselben verhüten, und mit dem andern rudert; so mußte der Fuß so einwärts gebogen stehen, damit seine Kraft mitten unter dem Leibe wirke. Ruderte der Vogel bloß auf einer Seite, so würde er große Mühe haben, nach einem Ziele zu gelangen. Oval abgerundet und etwas ausgebreitet ist der Schwanz von 14 steifen Federn. Im Gesicht ist die Scharbe nackt, und hat am Maulwinkel eine gelbliche, weiter hin aber weißliche Haut. Oft sitzt sie, ungeachtet ihrer Schwimmfüße, auf Bäumen. In China braucht man sie zum Fischfange. Vorn an den Fischerböthen sitzen dann die geschickten Scharben mit Ringen um den Hals, um ihre Eßlust zu mäßigen. Ein Ruderschlag ist das Zeichen, auf das sie sich, so plötzlich wie Hunde, ins Wasser stürzen. Jetzt bringen sie willig ihren Fang, und stehen einander treulich bey, wenn der Fisch für eine zu groß ist. Sobald der Fischer zufrieden ist, nimmt er der Scharbe den fatalen Ring ab, und sie darf nun für eigne Rechnung jagen. Nur der Hunger macht sie thätig; sonst ist sie faul. Häringe liebt sie ungemein. Da sie Kälte und Hitze in hohem Grade ertragen kann, so wird sie auf allen Meeren gefunden. Abscheulich ist ihr blöckendes Geschrey. Ihre Junge

besteht aus einer schlappen Haut, die in der Mitte ein Fleischzäpfchen hat. Einige sprechen ihr dieselbe ganz ab; ja die Kamtschadalen versichern, sie habe ihre Zunge an wilde Ziegen gegen die weißen, seidenartigen Stellen am Halse und an den Schenkeln vertauscht. Eine Volkssage, über die wir erst dann recht herzlich lachen dürften, wenn nicht ähnliche Thorheiten auch unter uns im Schwange giengen. Ihre Eyer sind wie Hühnereyer, und werden, nicht ohne Lebensgefahr, von Felsen geholt, über die sie oft selbst in den Abgrund stürzt. Ihr Fleisch fand Cook und seine Leute gedämpft vortrefflich, und auch ihre Haut und Blase wird benützt. Dümmer kann man kaum in die Schlingen gehen, und sich mit Stöcken todtschlagen lassen, als sie. Doch ist die kleinere Scharbe (Seekrähe) noch dümmer und träger, und führt den Nahmen Einfaltspinsel mit Recht. Sie wohnt im äußersten Norden. Hier scheint überhaupt die Natur zu altern. Nur einen schwachen Instinkt und großen Hang zu friedlicher Unthätigkeit verrathen die wenigen Thiere, die gleichsam an der Gränze der bewohnten Erde stehen, und unter sich einen Bund errichtet zu haben scheinen, ihre wechselseitige träge Ruhe nicht durch Verfolgungen zu unterbrechen.

brechen. Daher kann man dort Seelöwen, Seebären, Scharben und Fettgänse so einig, wie das Geflügel in einem Hühnerhofe, beysammen sehen.

Durchaus nicht zu verwechseln mit den schon beschriebnen Tauchenten, ist die aus 28 Arten bestehende Gattung von **Tauchern** (Colymbus). Ein gerader, pfriemenförmiger, ungezähnter, spitziger Schnabel, an dessen Wurzel die schmalen Nasenlöcher liegen, ein gezähnter Schlund, Füße, ganz am Ende des ungeschwänzten Körpers, und Zehen, die bald jeder einzeln eine lappige, bald alle zusammen eine gemeinschaftliche Schwimmhaut haben, sind ihr Karakter. Gehen können sie fast gar nicht, fliegen, nur mittelmäßig, aber im Schwimmen und Tauchen sind sie Meister. Hiezu scheinen sie ganz eigentlich von der Natur mehr als andre bestimmt. Der spitzige Schnabel, der die Bahn bricht, der viel schwerere Vorderleib, den sein Gewicht schon unterwärts drückt, die hinten stehenden Ruderfüße, mit denen sie wie Frösche vor- und seitwärts rudern können, die flachen Klauen — wer kann sagen, daß die Natur, die ihnen die Kunst zu gehen und gut zu fliegen versagte, stiefmütterlich an ihnen gehandelt habe? In der Tiefe verfolgen sie Fische, gerathen

aber oft in Netze, die nicht für sie ausgeworfen waren. Nur mit Mühe können sie auffliegen. Ihre Nester bauen sie im Schilf und auf Felsen. Daß sie aber auch unter dem Wasser brüten, oder gar unter den Flügeln ihre Eyer mit sich tragen, ist eine Fabel. Nur drey, aber sehr verschiedne Arten, können wir hier näher beschreiben.

Seltsam genug sieht der **große Haubentaucher** (C. Cristatus, *le Grebe huppé*, Schlaghahn 86) aus, auf dessen Kopf ein Federbusch ist, der sich zuweilen spaltet, so daß man ihn für gehörnt halten könnte. Je nachdem der Vogel in Ruhe oder leidenschaftlicher Bewegung ist, steht jener Busch aufgerichtet oder liegt. Den Hals umgibt ein glänzendbrauner Kragen. Braun ist der Ober- und silberweiß der Unterleib. Die lappigen Füße, mit ihren flachen Klauen, scheinen ganz aus dem Steiß ohne Schenkel heraus gewachsen. Sein scharfes Gehör und seine Schüchternheit und Vorsicht ermüden oft den Jäger, bis er ihm auf eine Schußweite nahe kommt. Plötzlich fährt er in die Tiefe, und kommt eben so plötzlich am andern Ende des Teiches zum Vorschein. Kleine Fische, Insekten und Wasserkräuter sind seine Nahrung. Er ist nicht viel größer,

als eine Ente, und bewohnt das nördliche Europa und Asien. Um die Begattungszeit funkeln die rothen Augenkreise wie Feuer. Sein in Schilf gebautes Nest wird der vier bräunlichen Eyer wegen oft von der Rabenkrähe, nicht ohne heftige Kämpfe mit der Mutter, geplündert. Die Bauchhaut ist der trefflichste Pelz, der das Weiche des Flaums mit der Elasticität der Feder und dem Silberglanz der Seide verbindet. Alle Federn schließen so, daß sie die glänzende Oberfläche eines Spiegels zu haben scheinen, und der Nässe, wie der Kälte, undurchdringlich sind. Ein Damenmuff davon kann 50 fl. kosten. So schön kleidete und so mütterlich wärmte die Natur ein Geschöpf, das auch im rauhesten nordlichen Winter das Wasser nie verläßt.

Nur die Größe und eine kaum merkbare Aehnlichkeit mit unsrer guten Haustaube hat der grönländischen Taube (C. Grylle, *le petit Guillemot* 87), einer andern Taucherart, ihren Nahmen gegeben. Ihre Flügel sind kurz, ihre rothen Füße stehen ganz hinten, ihr Schnabel ist spitzig, die Federn gleichen einem Seidengewebe. Ihr Gang ist schaukelnd. Sie ist bald ganz schwarz, bald schwarz und weiß, indem ihr die Natur zu ihrer Sicherheit ein eignes weißes

Winterkleid geben soll. Gegen die furchtbarste Kälte in Spitzbergen und Grönland schützt sie ihr Pelz. Doch hat sie auch in Schottland und Schweden sich schon sehen lassen. Hart an der Oberfläche des Wassers hin, streicht sie, stark flatternd, ihrer Nahrung nach. Auf nicht allzuhohen Felsen, hart am Meere, hat sie ihr Nest, damit das Junge im Nothfalle, wenn sein Erbfeind, der Fuchs, kommt, sich plötzlich ins Meer stürzen könne. Ueberhaupt fehlt es den Tauchern gar nicht an Instinkt. So weiß man von der **Lumer**, einer andern Taucherart, daß, wenn die Eltern ihr Junges zum ersten Male aus dem Neste in die See führen, der Vater gerade über, und die Mutter unter ihm fliegt. Jener sichert es vor Raubvögeln; diese vor dem Fallen. Fällt es aber doch auf die Erde, so werden die guten Eltern lieber selbst, ehe sie es verließen, dem Fuchs zum Raube, dessen List und Verwegenheit in jenen nahrungslosen Eisgegenden der Mangel noch furchtbarer macht. Wirft man ein Junges ins Wasser, so entsteht unter den alten Lumern ein edler Wetteifer, ja heißer Kampf, wer den Waisen verpflegen soll. Sobald die Mutter erscheint, ist Friede, und man übergibt ihr gutwillig ihr Kind.

Auch auf deutschen Teichen nicht ungewöhnlich ist der **kleine Taucher**, (C. Minor, *le Castagneux, le Grebe de riviere* 88) der ungefähr so groß wie der Vorige ist. Sein Oberleib ist kastanienbraun, auch schwarz, die Wangen und Kehle rothbraun, der Unterleib schmutzigweiß, auch aschgrau. Gehen und fliegen kostet ihm etwas Mühe. Doch geht das letztere, wenn er einmal im Fluge ist, noch ziemlich gut von Statten. Seine lappigen Zehen mit ihren breiten Nägeln haben eine regelmäßige Einfassung von Schuppen. Mit der Schnelle des Blitzes erscheint und verschwindet er im Teiche. Gras, Wasserinsekten, auch kleine Kiesel, finden sich in seinem Magen; letztere wohl um die Verdauung zu befördern. Ein Digestiv, das bey mehrern Vögeln Sitte ist. Aus Wasserkräutern, zwischen Schilf und Gebüsche, bauen die friedlichen Gatten ihr Nest, so daß es mit dem Wasser steigt und fällt. Der Bau ist gewölbt, und hat oben eine Vertiefung, in die das Weibchen ihre 4—5 gelblichen Eyer legt. Sie sind immer mit etwas Wasser umgeben, das die Brütwärme lau macht. Sobald sich Jemand nähert, so rupft die Mutter die Materialien am Rande des Nestes in die Höhe, so daß nun die Eyer bedeckt sind,

und

und der Unerfahrne einen bloßen Klumpen Wasserkräuter zu sehen glaubt. Das Fleisch dieser Taucher ist im Winter ungemein fett, und schmeckt nicht übel. Doch muß, des Thrangeschmacks wegen, die Haut abgezogen werden. Die Federn sind treffliche Dunen.

Tab. XXXIII.

Die Meve.

Larus, *la Mouette, le Goeland.* (89)

Die Seeschwalbe.

Sterna, *la Hirondelle de mer.* (90)

Von den 20 Mevenarten ist manche, die aus ihrer nordlichen Heimath auch in Deutschland Besuche macht. Sie haben alle einen ungezähnten, geraden, messerförmigen Schnabel, der nach vorn zu oben einen Hacken, und unten einen Höcker hat. In seiner Mitte liegen die schmalen Nasenlöcher. Drey Zehen verbindet eine Schwimmhaut. Die vierte nach hinten zu, die Einer Art ganz fehlt, ist frey. Immer über dem Wasser schwebend, brechen sie das Genossene bey der geringsten Verfolgung bald von sich. Ihre unersättliche Gefräßigkeit reinigt die Oberfläche

des

des Meers von todten Leichnamen. Alles fressen sie, packen selbst Lämmer an, und suchen einander tückisch den Fraß abzujagen. In zahlloser Menge überdecken sie oft große Strecken, und betäuben durch ihr unerträgliches Geschrey. Sie achten auch die schneidendste Kälte nicht. So schmackhaft ihre häufig genoßnen Eyer sind, so schlecht ist ihr Fleisch. Und doch braten die Bewohner der Antillen sie sammt den Federn. Wenn man sie verfolgt, so besprützen sie ihre Verfolger mit ihrem Unrath.

Nur den unter den Meven sich besonders auszeichnenden **Struntjäger** (L. Parasiticus, *le Stercoraire*, der Kothjäger 89) führen wir hier an. Er ist der Todtfeind seines Geschlechts, und verfolgt besonders die gemeine Meve unbarmherzig, bis sie ihren Kropf ausleert. Plötzlich faßt er dann auf, was sie von sich gibt. Daß er ihrem Koth nachtrachte, ist falsch. Er fliegt sehr gut, kommt, sobald die Fischer Lap, Lap rufen, herbey, schnappt, was sie ihm zuwerfen, in der Luft auf, stiehlt Häringe aus den Barken, wäscht sie aber, wenn sie bereits gesalzen sind, vorher ordentlich ab. Diesen Diebstahl vergütet er dadurch, daß er den Fischern den Zug der Häringe verräth. Ueberhaupt muß er fast sich mit Stehlen

behelfen; denn er ist weder im Tauchen noch im Schwimmen Meister. Seine Flügel sind zu groß, und sein Gefieder ist zu dicht, und zu sehr mit Luft angefüllt. Sein Geschrey lautet J-a, jo-han. Der Norden ist seine Heimath. Uebrigens hat er, außer dem Mevenschnabel, eine schwarze Scheitel, dunkelbraune Flügel, Rücken und Schwanz, aus dem zwo lange Federn hervorragen, einen weißen Unterleib, und ein aschgraues Band über die Brust. Er ist so groß, als eine Taube, und nistet auf Felsen.

Die letzte **Gattung** von Wasservögeln, die wir unsern Lesern bekannt machen, enthält die **Seeschwalben**, deren 26 Arten sind. Ihr pfriemenförmiger, sehr spitziger, etwas zusammen gedrückter, scharfer Schnabel, hat die Nasenlöcher hart an der Wurzel, und kenntlich genug machen sie die langen Schwungfedern und der gablige Schwalbenschwanz. Die Schwimmfüße haben nur ganz schwache Häutchen. So groß wie eine Taube ist die gemeine **Seeschwalbe**, (S. Hirundo, *le Pierre garin* 90) wovon ein Männchen und Weibchen abgebildet sind. Sie haben beyde eine schwarze Kappe, einen blaugrauen Oberleib, und einen scherenförmigen Schwanz. Der Schnabel und die Füße sind schön

roth; doch beym Männchen von höherer Farbe. Jener ist nach der Spitze zu dunkler. Die Füße sind äußerst klein. Alles fängt die Seeschwalbe im Fluge, und ist klug genug, von seichten Stellen, durch beständiges Hin- und Wiederfliegen, die Fische dahin zu treiben, wo es tiefer ist, damit sie nicht im Hineinstürzen Kopf und Schnabel verletze. Ihr weites Maul ist ihr sehr wohlthätig, um schnell alles zu erschnappen. So außerordentlich ist ihre Verdauungskraft, daß alles, was sie kaum genossen hat, wieder bald von ihr geht. Trefflich kann sie fliegen, und wie eine Schwalbe unermüdet herum kreuzen. Ihr Geschrey ist durchschneidend, zumal um die Brützeit, wo die Wöchnerinnen in großer Menge gesellschaftlich beysammen sitzen, und unaufhörlich miteinander plaudern. Sie sind Zugvögel, und kommen im Frühlinge aus dem Norden in südlichere Gegenden. Anstatt, wenn ein Schuß unter sie geschicht, sich furchtsam zu zerstreuen, kommen alle mit ihrem verwundeten Gesellschafter aus der Luft herab, und umgeben ihn, vielleicht mit Empfindungen, die den beschämen würden, der ohne Zweck unter sie feuerte.

Die Seeschwalben legen auf Felsen, Sandbänke ꝛc. gewöhnlich 3 braune, schwarzgefleckte,

 ziem=

ziemlich große Eyer, die die guten Eltern mit zornmüthigem Eifer vertheidigen. Die Mutter sitzt nur bey Nacht und regnichten Tagen. Bey schöner Witterung überläßt sie dieß Geschäfte den wärmenden Sonnenstrahlen. Sehr bald verlassen die getupften Kleinen das Nest, obgleich es lange braucht, bis ihre Flügel die zum Fluge gehörige Länge haben. Die Eltern bringen ihnen Stückchen Fische in das Nest. Doch das währt nicht lange. Sobald einige Tage vergangen sind, so begnügen sie sich, bloß über das Nest hinzufliegen, und das Futter in dasselbe herabfallen zu lassen. Aber jetzt gibt es Händel unter den Kleinen. Die Alten sehen von oben zu. Ein Pfiff des Vaters stellt den Frieden in der Kinderstube plötzlich wieder her. Auch warnt er sie damit, wenn Jemand sich nähert. Sobald diese Stimme sich hören läßt, so halten sich die zuvor immer unruhigen und geschwätzigen Kleinen so stockstill, daß keine Seele in ihrer Gegend etwas Lebendiges vermuthet.

Doch genug von den **Wasservögeln**, mit denen etwas näher bekannt geworden zu seyn, vielleicht keinen unsrer verehrten Leser reuen wird. Sie enthalten unläugbar höchst merkwürdige Geschöpfe, die theils uns selbst sehr große Vortheile gewähren;

theils aber auch da, wo die schaffende Natur vor Kälte erstorben scheint, Leben und Thätigkeit verbreiten, und dem, fast von allen Mitgeschöpfen verlassenen Schiffer, durch ihre Begleitung den Trost geben, daß er hier nicht ganz allein in der Natur sey.

Tab. XXXIV.

Der Flamingo.

Phoenicopterus, *le Flammant.* (91)

Die Löffelgans.

Platalea, *la Spatule.* (92)

Man mag die etwas auffallende Gestalt, oder die zweckmäßige Einrichtung, oder den vielfachen Nutzen überlegen; so enthält die Ordnung der Sumpfvögel (Grallae), die wir jetzt anfangen, allerdings sehr merkwürdige Geschöpfe. Ihnen gab die Natur den Auftrag, in sumpfigem, moorichten Boden, der selbst dem Menschen fast unzugänglich ist, der allzugroßen Vermehrung der Amphibien und Insekten Einhalt zu thun. Hiezu mußte sie ihnen aber auch sehr lange Beine, um gut waden zu können, schenken, und dieselben wohl bis über die Kniee nackt und

glatt lassen, damit sich der Koth weniger anhänge. Auch würde ein langer Schwanz ihnen nur hinderlich gewesen seyn.

Ein seltsames und schönes Thier ist der **Flamingo** (Flamant, Schartenschnäbler, Korkorre). Diese Gattung besteht nur aus zwo Arten, deren die eine ganz brennendroth, die andere weiß mit röthlichen Stellen an den Flügeln ist. Beyde haben die längsten Flügelfedern schwarz. Der gelbliche Schnabel ist an der Wurzel dick, macht gegen die Mitte zu oben und unten eine starke Wölbung, und endigt sich in eine Krümmung und schwarze Spitze. Er ist oben und unten scharf sägeförmig gezähnelt, und greift, obgleich der untere einen Bogen hat, sehr gut in einander. Der ansehnliche Hals und die ungeheuren schönrothen Stelzenbeine, machen den Flamingo, dessen Leib doch nicht einmal so groß, als der eines Schwans ist, 5—6 Schuh hoch. Die drey Vorderzehen haben eine kurze Schwimmhaut, womit er zwar nicht eigentlich schwimmen, aber doch sich zur Noth forthelfen kann. Auch bewahrt sie ihn einigermaßen vor dem Untersinken. Durch sie macht die Natur von den Wasservögeln den schicklichsten Uebergang zu den Landvögeln. Der Flamingo ist das Bindeglied

zwischen

zwischen beyden in der Kette der Wesen. Sein fast nackter Kopf ist oben und unten gewölbt, und seine Zunge fleischig und ungespalten.

Nicht nur in Afrika und Amerika, sondern auch zuweilen an Europäischen Küsten des mittelländischen Meeres, findet man den Flamingo. Wenn er an Flüssen gesehen wird, so muß ihn wohl nur ein unbekannter Zufall dahin verschlagen haben. Denn ihm ist salziges Wasser so sehr Bedürfniß, daß man ihm auch im zahmen Zustande das Wasser salzen muß. Nur heiße und gemäßigte Gegenden liebt dieser Zugvogel zu seinem Aufenthalt. Er wird auf den Antillen in ungeheurer Menge gefunden. Da ihrer in St. Domingo oft sehr viele, wie nach einer Schnur gereihet, an Sümpfen stehen, so glaubt man ein Regiment Soldaten mit rothen Unterkleidern aufziehen zu sehen. Inzwischen vermindert sich ihre Anzahl in eben dem Grade, als der Kunstfleiß und Hunger der Menschen Moräste urbar macht. Aeußerst seltsam sind die Nester dieser Vögel. Unsere Leser begreifen sehr leicht, daß einem so langbeinigen Thiere es sehr beschwerlich seyn müsse, auf Eyern zu sitzen: nicht zu gedenken, in welcher Gefahr zu zerbrechen diese seyn würden. Denn wo soll das arme Thier

die Füße hinbringen, ohne bald jene, bald die Junge zu beschädigen? Aber der große Lehrmeister der Thiere, der Instinkt, zeigte den Flamingo-Weibchen den sichersten Weg, ihre Eyer ohne Gefahr zu bebrüten. Sie machen kurz vor der Legezeit von Erdschollen und Koth in seichtes Wasser einen Hügel, der gerade die Höhe hat, daß sie mit dem Schwanz und Steiß die Eyer bedecken können, dabey aber die Füße stehend, oder wie auf einem Stuhle sitzend, herunter hängen haben, je nachdem es ihnen bequem ist. Das Ganze sieht aus wie ein abgekürzter Kegel, der auf der obern Fläche eine Höhlung hat, worein das Weibchen ihre zwey Eyer legt, ohne daß es sich die Mühe nähme, für Moos, Federn, oder sonst etwas Weiches zu sorgen. Die Eyer selbst sind wie Gänseeyer, aber etwas länglicher. Die Jungen sehen in ihrer zarten Jugend grau aus, und müssen erst alle Federn haben, ehe sie fliegen können. Dafür aber können sie sehr bald außerordentlich geschwind laufen. Mit dem zunehmenden Alter wird die rothe Farbe flammender — denn das ist das eigentliche Wort, für das treffliche Roth des rothen Flamingo. Muscheln, Laich, Insekten sind die Nahrung dieser Vögel. Sie stecken den Kopf und den Hals tief

in

in den Schlamm, wenden dabey den Kopf gegen die Seite, so daß derselbe ganz verdreht ist, und arbeiten in dieser Stellung mit dem Hals und den Füßen gewaltig. Auf diese Art schöpfen sie seitwärts mit dem Schnabel einen Haufen von dem aufgeregten Schlam̃ und Laich, wovon nun das nicht Genießbare, unter dem beständigen Schütteln, zwischen den gezähnten Kinnladen, wie durch ein Sieb, fortfließt, so daß nur Eyer und Thiere in der Schüssel zurückbleiben. Da ihrer immer eine große Menge beysammen ist, und ihre Nahrung sie nöthigt, den Kopf so tief ins Wasser zu stecken, daß sie weder gut hören noch sehen, so stellt die Gesellschaft, wenn sie Tafel hält, einen Wächter aus, der sich sorgfältig überall umguckt, und mit einem heftigen Schrey, der wie ein Trompetenstoß tönt, die Annäherung eines Menschen verkündigt. Jetzt ergreift alles über Hals und Kopf die Flucht. Da sie aber Thiere nicht fürchten, so ist schon oft die Vorsicht der Schildwache durch einen in eine Ochsenhaut gehüllten Menschen hintergangen worden. Ueberfällt man sie so plötzlich, daß man unter ihnen steht, ehe sie es wahrnehmen, so ist alle Besinnungskraft durch die Nähe der Gefahr bey ihnen verloren, der sie doch, so lange sie entfernt ist,

so fertig zu entgehen wissen. Auch die leichteste Verwundung tödtet sie. Schießt man aus einem verdeckten Orte auf sie, so bleiben sie ruhig, sehen mit unbegreiflicher Dummheit einen nach dem andern aus ihrer Mitte hinstürzen, scheinen aber völlig zu vergessen, daß sie Flügel haben. Sie werden sehr leicht zahm, leben mit allen Bewohnern des Hühnerhofs in mustermäßiger Eintracht, lernen ihren Nährer sehr gut kennen, und zupfen ihn auch wohl, wenn sie hungrig sind, an seinem Kleide, damit er sie zu füttern ja nicht vergesse. Wenn sie schlafen, so stehen sie auf einem Beine, und stecken unter einen Flügel ihren Kopf und Hals. Dadurch, daß sie diese auf der rechten Seite unterstecken, wenn sie das linke, und auf der linken, wenn sie das rechte Bein aufheben, scheint der Körper sein Gleichgewicht im Schlummer zu erhalten. Gern wärmen sie sich am Feuer, aber oft so unvorsichtig, daß sie sich ein Bein verbrennen. In diesem traurigen Falle gehen sie auf Einem Fuße, und bedienen sich des Schnabels als einer Krücke. Fortpflanzen werden sie sich in der häuslichen Sklaverey wohl nicht leicht.

In mehrern Gegenden ist der **Flamingo** dem Wilden ein heiliger Vogel, der bey Lebensstrafe

nicht getödtet werden darf. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn ein so sichrer Aufenthalt viele Tausende nährt, die einen ungeheuren Lärm verursachen. Andere Neger sind in diesem Stücke weniger gewissenhaft, verfertigen Mäntel, Gürtel, Kopfputz ꝛc. aus den Federn, die an Güte den Schwanenfedern gleichkommen, und essen das Fleisch. Dieses soll vortrefflich seyn, und wie Rebhuhn schmecken. Besonders wird die Zunge gerühmt. Martial und Juvenal geißeln ihre verwöhnten Zeitgenossen über diese Leckerey mit Flamingo-Zungen. Heliogabal ließ ganze Schüsseln davon auftragen. Schlechter konnte aber auch der Mann nicht essen, der seine zahmen Löwen mit Fasanen und Papageyen, und seine Pferde mit den kostbarsten Trauben aus Asien fütterte. Da Caligula wahnsinnig genug war, sich für einen Gott zu halten, so wählte er sich den Flamingo zum heiligen Opfervogel. Mit dem Blute desselben wurde er bey einem feyerlichen Opfer wenige Stunden vor dem Augenblicke besprützt, der die Erde von diesem gekrönten Ungeheuer befreyte.

Der flache, schaufelartige Schnabel, mit den kleinen Nasenlöchern an der Wurzel desselben, der weiße Federbusch, die vierzehigen Füße mit halben

Schwimmhäuten, und die sehr kurze Zunge, sind der gemeinschaftliche Karakter, welchen die drey Arten der Löffelgänse gemein haben, unter denen die weiße (P. Levcorodia, Löffelreiher, Plattschnäbler 92) abgebildet ist. Diese hat einen rückwärts liegenden Schopf, ein ganz weißes Gefieder, eine nackte schwarze, auch gelbe, Haut an der Kehle und um die Augen, einen nur schwach befiederten Hals, und schwarze, mit einer harten Haut, wie mit Schuppen, überzogne Füße. Der Schnabel ist wie lederartig, seine Farbe braun, mit einer dunklern Schattirung. Sie kann damit klappern.

An Seeküsten wohnen die Löffelgänse, und kommen ins Innere der Länder nur dahin, wo sie große Moräste wissen. Aus feinen Zweigen bauen sie ihre Nester auf die Gipfel hoher Bäume, und machen in ihrer Brutzeit ein lärmendes Geklapper. Drey bis vier weiße, röthlich gefleckte Eyer legen sie. Die alte und neue Welt ist ihre Herberge. In der letztern werden rosenfarbige Löffelgänse gefunden. Leicht lassen sie sich zähmen, und sie sind so wenig schüchtern, daß man ihnen wohl nahe kommen darf. Sie sind nicht so gesellschaftlich, als die Flamingos, und werden nicht in so zahlreichen Zügen angetroffen.

Muscheln, kleine Fische, Insekten ꝛc. sind ihre Nahrung. Ihr Fleisch schmeckt fast wie Gänsefleisch.

Die Neger nennen die Löffelgans den Teufelsvogel, weil sie von ihrer Stimme eben den Aberglauben hegen, der ihren aufgeklärten Mitbrüdern in Europa das Geschrey des Käuzchens so furchtbar macht.

Tab. XXXV.

Der Hornträger.

Palamedea cornuta, *le Kamichy.* (93)

Der Jabiru.

Mycteria americana, *le Jabiru.* (94)

Der Hohlschnabel.

Cancroma, *le Savacou.* (95)

In der That seltsam und auffallend ist das, was wir am Hornträger, den man auch Anhima und Kamichy nennt, bemerken. Er frißt Thiere, und hat doch einen Schnabel, als wären ihm von der Natur Körner zum Fressen bestimmt; er besitzt, außer einem Schwanze und Flügeln von ziemlicher Länge, etwas kurze Füße, und ist demungeachtet ein Sumpf-

vogel; er ist furchtbar bewaffnet, und hat dabey alle Eigenschaften eines guten und sanftmüthigen Thieres.

Nur aus zwo Arten besteht diese **Gattung**, die sich durch einen kegelförmigen, oben etwas gebogenen Schnabel, länglich runde Nasenlöcher und gespaltne vier Zehen, mit einer äußerst kurzen Schwimmhaut, auszeichnet.

So sehr auch die Natur unsern **Hornträger** (93) bewaffnet hat, indem sie ihm außer dem Horn an der Stirn, noch zween Sporen an jedem Flügel gab; so ist er doch nichts weniger, als ein kühner Raubvogel. Nur mit kriechenden Thieren führt er Krieg, und erfüllt dadurch den wichtigen Beruf, den ihm die Natur gab, in jenen ungeheuren amerikanischen Sümpfen und Savannen, wo Millionen von Amphibien leben, der allzugroßen Ausbreitung dieser die nöthigen Schranken zu setzen. Er ist, so sehr auch sein Aussehen dagegen streitet, ein ungemein gutes, friedliches Geschöpf. Die Ehe, in der er mit seiner Gattinn lebt, ist die zärtlichste, die man sich denken kann. Nie sieht man Eins ohne das Andere, und wenn der Tod das gute Paar trennt, so härmt sich der überlebende Theil sichtbar ab, schleicht seufzend an dem Orte herum, wo er sein

Liebstes verlor, und folgt ihm, vom Gram verzehrt, sehr bald nach. Alle Schriftsteller haben über dieses seltne Muster ehelicher Liebe nur Eine Stimme.

Auf seinem hühnerartigen Kopfe trägt der Hornträger ein etwas vorwärts gebognes, cylindrisches Horn, das wie eine starke Darmsaite und mit einer scharfen Spitze versehen ist. An der Wurzel steckt es in einer Scheide. Aus den Flügelknochen gehen zween dreyeckige, gelbliche Sporne, wie Hörner, hervor. Mit sehr starken Klauen sind die schwarzen, vierzehigen Füße bewaffnet. Besonders zeichnet sich die hintere Zehe durch ihre Länge aus. Seine Farbe ist eine Mischung von schwarz, weiß und aschgrau, der Regenbogen im Auge goldgelb. Das Männchen ist über drey Fuß hoch, das Weibchen aber hat nur die Hälfte. In Gestalt eines Backofens bauen sie ihr ziemlich großes Nest nahe an Wassern auf die Erde, und kneten zuvor die Masse sorgfältig. Die Eyer, deren sie zwey legen, sind wie Gänseeyer. Nimmt man sie ihnen, so legen sie zwey andre. Selten wird der Hornträger fliegen. Selbst wenn er gejagt wird, erhebt er sich nicht in die Luft, und wird, wie gewöhnliches Wildprett, verfolgt. Das Fleisch der Jungen ist vortrefflich. Man setzt es dem

Fleisch der Fasanen an die Seite. Die Stimme dieser Thiere ist ungemein stark, und lautet Vihu, Vihu.

Weil ein gehörnter Vogel etwas sehr Seltsames ist, so mußte natürlich auch das Horn eine seltsame Kraft haben; und nun konnte man nichts Besseres ausdenken, als es zu einem Gegengift zu machen.

Viel größer und stärker als der Hornträger, ist der Jabiru (94) in Guiana und Brasilien. Denn auch den stärkern Amphibien mußte die Natur einen Feind geben, der es mit ihnen aufnehmen könnte. Sein schwarzer Schnabel ist ein furchtbares Gewehr. Er ist lang, stark, scharf, oben gerade, unten aufwärts gebogen, und an den Seiten etwas eingedrückt. Ihn regieren ein sehr nerviger Kopf und Hals. Außer diesem bemerkt man an ihm eine kahle Stirn, längliche Nasenlöcher, die wie eine Linie aussehen, vierzehige Füße. Die Zunge fehlt ihm ganz. Kopf und Hals sind bey diesem merkwürdigen Vogel mit einer schwarzen, nackten Haut überzogen, den weißen, etwas aschgraulichen Fleck am Hinterkopfe ausgenommen. Weiter unten geht um den Hals ein breites, blutrothes Band, der ganze übrige Leib ist schneeweiß. Schwarze Schuppen bekleiden die nackten Füße, an deren Zehen man eine ganz schwache Verbindung der äußern mit der mittlern entdeckt.

Der

Der Jabiru ist fast 6 Fuß hoch, wild, gefräßig, und lebt von Wasserthieren. Sein Nest baut er auf hohe Bäume an Ufern, und legt zwey große Eyer. Die Jungen haben im ersten Jahre ihres Lebens graue, im zweyten rosenfarbige Kleider. Und dann erst im dritten werden sie weiß. Ihr Fleisch ist gut und schmackhaft. Das von den Alten aber hart und öhlig. Um die Regenzeit sind sie am Fettesten. Mit Kugeln und Pfeilen werden sie erlegt.

In vielen Kabinetten findet man einen Schnabel, der einem unbekannten Vogel zugeschrieben wird, und der keinem andern, als unserm Jabiru gehört. Unsre Leser werden nun in den Stand gesetzt seyn, dieß zu beurtheilen.

Wieder eine ganz neue Form von einem Schnabel zeigen uns die Hohlschnäbel, deren es nur zwo Arten gibt. Man glaubt einen kleinen umgestürzten Kahn zu sehen, indem man ihren Oberschnabel betrachtet. Nicht ganz mit Unrecht hat man die beyden Kinnladen mit zween auf einander liegenden Löffeln verglichen. Die Masse des Schnabels ist hart, die Ränder sind scharf, und schliessen fest aufeinander. Er hat Furchen, worin die kleinen, ovalen Nasenlöcher liegen. Nicht unangenehm, bunt ge-

kleidet, ist derjenige Hohlschnabel (95), der bey Linée den Zunahmen Cochlearia führt. Seine Stirn ist weiß, der obere Theil des Halses und des Rückens schwarz. Weiterhin aber sind die Flügel, der Rücken und der Schwanz blaugrau; hell rothbraun aber der Unterleib. Seine langen Kopffedern kann er aufrichten. Der Schnabel ist von gelblicher Farbe. Die vierzehigen, gespaltnen Füße, sind gelblich roth, die Klauen schwarz.

Guiana und Brasilien ist das **Vaterland** dieses Vogels. Er lebt von Fischen und Krebsen, welche letztern zu zerbrechen ihm sein Schnabel gut zu Statten kommt. Auf Bäumen, die ihre Zweige über das Wasser hinein erstrecken, lauert er auf die sorglos vorüber schwimmenden Fische. Lange mag er nicht im Wasser verweilen. Die Einsamkeit scheint er sehr zu lieben, so wie er überhaupt ein etwas melancholisches Thier ist. Er geht immer, so wie er auch nach **Brown** abgebildet ist, kriechend mit gebognem Hals einher, und macht daher einen Katzenbuckel.

Wer erstaunt nicht auf seinen Wanderungen durch das unermeßliche Gebiethe der Natur, wenn er mit jedem Schritte auf neue Merkwürdigkeiten

stößt?

stößt? Und wer bewundert nicht, je mehr er Geschöpfe kennen lernt, den unerschöpflichen Reichthum dessen, der sie so mannigfaltig zu bilden und zu kleiden, und fast jedem eine eigne, seinem Baue ganz angemeßne Bestimmung, zum Besten des Ganzen zu geben wußte?

Tab. XXXVI.

Der Kranich.

Ardea Grus, *la Grue.* (96)

Das Fräulein von Numidien.

A. Virgo, *la Demoiselle de Numidie.* (97)

Der Königsvogel.

A. Pavonina, *l'Oiseau Royal.* (98)

Reich an Arten ist die Reihergattung. Sie besteht aus nicht weniger als 87 Mitgliedern, deren Karakter ein langer, spitziger, gerader, etwas zusammen gedrückter und gefurchter Schnabel, schmale Nasenlöcher, eine spitzige Zunge, und vierzehige Füße sind.

Einer der kühnsten Reisenden ist unläugbar der Kranich. Um dem Mangel und Frost zu entgehen,

fliegt er aus seiner Heimath, dem Norden, in sehr südlich gelegne Länder. Er sucht wärmere Gegenden zu seinem Winteraufenthalt, läßt sich im Herbste, auf der Durchreise, in unsern Samenfeldern nieder, und kehrt mit dem Anbruche des Frühlinges wieder in seinen Norden zurück. In so außerordentlicher Höhe nimmt er mit seiner zahlreichen Reisegesellschaft den Weg durch die Luft, daß man auch auf dem ehrwürdigen Haupt des Brocken stehend, das doch 3000 Fuß hoch ist, ihn weit über sich erblickt. Wie die wilden Gänse, in Gestalt eines Dreyecks ohne Grundlinie, oder eines Λ, fliegen die **Kraniche.** Kommt ein Sturm, oder will sich ein Raubvogel unter ihnen einen Braten suchen; so verändern sie diese Form, und schließen sich in einen Zirkel, um kräftigern Widerstand zu thun. Ganze Nächte durch fliegen sie an Einem fort. Oft läßt der Anführer seine Stimme hören. Die Uebrigen antworten, und scheinen damit ihm zu melden, daß der ganze Zug in seiner Ordnung ist. Ihr Geschrey **Kurru, Kurru,** ist so stark, daß man im eigentlichen Verstande davon taub werden kann. Es war daher kein Wunder, daß, so oft dieser Lärm die nächtliche Stille unterbrach, der Aberglaube eine neue Bestätigung

der

der Sage vom wüthenden Heere und dem wilden Jäger zu hören glaubte. Ihre doppelt gebogne Luftröhre scheint zu der Bildung einer so lauttönenden Stimme nicht wenig beyzutragen; so wie sie auch ihnen dazu dienen mag, einen Vorrath von dickerer Luft, um in der feinern Luft höherer Regionen besser aushalten zu können, mit sich zu nehmen. Ist ihr Flug hoch und ruhig, so kann man gute Witterung vermuthen; tiefer Flug, unter vermischtem Geschrey, verkündigt Sturm und Ungewitter. Im Oktober des Jahres 1753. sah man mehrere Tausende, truppweise, über Orleans ziehen, und auf den Feldern mit Heidekorn bemerkte man nur zu deutlich die Spuren ihrer nächtlichen Besuche. Nicht ohne erst einige Schritte zu laufen, und mehrere Male mit den Flügeln zu schlagen, können sie sich von der Erde in die Luft erheben. So bedächtlich und lächerlich ernsthaft sie scheinen, so kommt sie doch zuweilen die Laune an, allerley komische Sprünge zu machen, zu tanzen, Steine, Spähne u. dgl. zu schleudern, und sich dabey zu stellen, als wollten sie dieselben mit dem Schnabel auffangen, Wettläufe mit ihren Gesellschaften zu halten, kurz, tausend lächerliche Possen zu machen. Dieses Gaucklertalent entgieng dem

Menschen nicht, der sie daher zu allerley Spässen, nicht ohne Erfolg, abrichtete.

Die Hauptfarbe des gemeinen **Kranichs** (96) ist aschgrau. Sein Vorderkopf ist schwarz und wollig, der Hinterkopf kahl, warzig und roth. Doch ist die rothe Kappe nur dem Männchen eigen. Im Nacken bemerkt man ein dunkelgraues Dreyeck, worin sich die vom Auge aus gehenden weißen Bänder verlieren. Schwarz sind Kehle und Unterhals, schwarz und röthlichgrau die Schwungfedern. Am Schwanze ist ein schöner, krauser Federbüschel, den der **Kranich** nach Belieben aufrichten und niederlegen kann. Die Spitzen desselben sind schwärzlich. Der schwärzlich grüne Schnabel ist gerade, und hat schwache Furchen, worin die Nasenlöcher liegen. Die Zunge ist kurz und breit, an der Spitze hornicht. Schwarz sind die Füße, und nicht besonders lang die Zehen, bey denen man zwischen der äußersten und mittlern eine Falte wahrnimmt. Etwas größer und gestreckter als ein welscher Hahn ist der **Kranich**. In sumpfigen mit Schilf bewachsnen Gegenden, zwischen Binsen- und Erlenbüschen, legt das Weibchen zwey graublaue und hellbraun gewölkte **Eyer**. Kaum sind die Junge nur einigermaßen erwachsen, so können

nen sie nicht nur pfeilschnell laufen, sondern sie treten nun auch mit ihren Eltern die ungeheure Reise an. Eine Jugendkraft, die uns, sobald wir an unsre Hülflosigkeit am Morgen unsers Lebens gedenken, in Erstaunen setzen muß. Ein ziemlich hohes Alter von 40 und mehr Jahren erreichen die Kraniche. Dann werden sie von ihren Kindern und Nachkommen aufs Liebreichste gepflegt. Diese wärmen jetzt die kahlwerdenden Greise mit ihren Federn, bringen ihnen Nahrung, und unterstützen sie auch wohl im Fluge. Wenn sichs wirklich so verhält, so verdient dieses gute, dankbare Thier, den Zunahmen Pia, den ihm die Alten gaben, wohl in der ächtesten Bedeutung des Wortes. Weniger lobenswürdig sind die Kraniche in Absicht des nicht unbeträchtlichen Schadens, den sie auf Feldern anrichten, und der, besonders in Pohlen, den Landmann sein Feld zu hüten nöthigt, wenn diese Diebe vorüber ziehen. Ob sie gleich Körnerfressend sind, so lieben sie doch Insekten, Gewürme und kleine Amphibien. Hiedurch vergüten sie wieder, was sie auf den Samenfeldern Böses stiften.

Nicht ohne Grund nahm die Bilderschrift den Kranich zum Symbol der Wachsamkeit auf. Wenn die

die Reisegesellschaft weidet, oder sich dem Schlummer überläßt, was immer auf Einem Beine stehend, mit unter einen Flügel gestecktem Kopfe geschieht; so steht der Anführer mit aufgerichtetem Haupte, und hält treue Wache. Nähert sich eine Gefahr, so ruft er laut, und alles ergreift die Flucht. Daß er aber dabey einen Stein zwischen den Zehen halte, um, wenn er ja einschliefe, durch den Fall des Steines wieder zu erwachen, ist sicher eine Fabel. Eben das gilt auch von dem Vorgeben, die Kraniche seyen gewohnt, wenn sie über das Taurische Gebirge zogen, einen Stein im Schnabel zu halten, um sich nicht durch unvorsichtiges Geschrey den auf sie lauernden Adlern zu verrathen; eine Vorsicht, die wir übrigens dem Schwätzer wohlmeinend empfehlen. Da ihre Federn zum Schreiben und zu Federbüschen gebraucht werden können, und ihr Fleisch besonders ehemals so geschätzt wurde, daß man ihnen, um sie fett zu machen, die Augen ausstach, und hier und da noch gegessen wird; so haben sie manche Nachstellungen auszustehen. Man fängt sie in Schlingen, schießt sie, läßt Raubvögel auf sie los, mit denen sie kämpfen, und nicht selten siegen. Nicht jeder Schuß tödtet sie. Oft nehmen sie den Pfeil mit sich, und

die wohlthätige Zeit heilt die Wunde. Auch legt man dahin, wo sie sich niederlassen, papierne Düten, die inwendig Erbsen enthalten und mit Vogelleim bestrichen sind. Sie werden, wenn eine solche Düte ihnen am Kopfe hängen bleibt, so geblendet, daß man sie mit den Händen haschen kann. In Persien und Japan sind sie heilige Vögel. Dieß für sie glückliche Vorurtheil macht sie vertraut und dreiste im Umgange mit Menschen. Häufig sieht man dort ihr Bild in Tempeln und im Pallaste des Kaisers, der auch allein das Recht hat, sie zu jagen. Nie wird dort, nach Kämpfers Versicherung, das gemeine Volk vom Kraniche anders reden, als Herr Kranich. Sonst fand man etwas sehr Seltsames in den berühmten Schlachten, die im Alterthume besonders kleine Menschen, oder Pigmäen, den Heeren von Kranichen, die sich zu gewissen Zeiten in Indien und Afrika einfanden, geliefert haben sollten. Seit aber der große Alexander einen Zug von Affen, die bekanntlich das Vogelfleisch lieben, für Soldaten ansah, zweifelt wohl Niemand mehr, wer außer den Kranichen an jenen kriegerischen Auftritten Antheil gehabt habe.

Wer, so glaubte man ehemals, einen Knochen von einem Kranichfuße bey sich trage, den könne

keine noch so schwere Arbeit ermüden. Unsre Leser sehen selbst ein, wie bündig und unwiderleglich diese Schlußfolge war, weil der **Kranich** so große Reisen machen kann: ob ohne Ermüdung? — dieß hat das verschwiegene Thier freylich noch Niemand eingestanden.

Gewiß nur die vorzügliche Schönheit und der seltsame Kopfputz haben dem **Fräulein von Numidien** (97) seinen Nahmen gegeben. Denn, daß das stolze Betragen, der verliebte Gang, die sichtbare Koketterie und Ziererey daran Schuld sey, dieß auch nur zu vermuthen wäre eine Beleidigung des ganzen schönen Geschlechts — in Numidien. Wer indessen etwas weniger vornehm mit dieser **Kranichart** umgeht, nennt sie schlechtweg **die Numidische Jungfer.** Ohne uns hier in eine Ahnenprobe einzulassen, können wir diesem **Fräulein, aus Numidien gebürtig,** eine angenehme bläulich graue Farbe, artige, sehr bewegliche weiße Federbüsche, die von den schönen rothen Augen aus nach hintenzu hängen, einen an der Spitze rothen, in der Mitte goldgelben, und an der Wurzel grünlichen Schnabel und eine schwarze Hals und Brustkrause nicht absprechen. Der Kopf und Hals, so wie die Schwungfedern und

Schwanz=

Schwanzspitzen sind schwarz. Die Größe ist die eines Storchs. Sicher ließe sich dieses schöne und unterhaltende Geschöpf in unsern Hühnerhöfen einheimisch machen, da ein in Versailles ausgebrütetes sein Alter auf 24 Jahre brachte.

Das **Fräulein von Numidien** scheint sich auf seine Schönheit nicht wenig einzubilden. Mit Gefühl von Würde schreitet es einher, macht dabey allerley komische Verbeugungen und hüpft zuweilen auf eine Art, die nichts weniger als vornehm ist. Unläugbar ist seine Anlage zur Pantomime. Daher es Aristoteles den Schauspieler, den Komödianten nennt. Da es gern alles nachahmet, so ist es, wie man wenigstens erzählt, zum öftern durch die List gefangen worden, daß man sich in seiner Gegenwart wusch, und dann ein Gefäße mit Vogelleim hinstellte. Personen, die diese Vögel in Versailles sahen, vergleichen ihre Tänze mit den Zigeunertänzen. Oft schon ist dieses Fräulein seiner Späße und Ohrenbüschel wegen mit einer Uhuart verwechselt worden, von der wir oben einen Wink gaben.

Noch schöner und größer ist der **Königsvogel** (98), der seiner Bürstenkrone und dem majestätischen Aussehen seinen Nahmen verdankt. Er hat

fast am ganzen Körper etwas struppige Federbüschel. Seine Hauptfarbe ist blaulich grau. Auf seinem gewölbten schwarzen Kopfe prangt ein schmutzig orangegelber, punktirter, ausgebreiteter Federbusch. Er hat hinter den Augen 2 nackte weiß und rothe Stellen, unter der Kehle einen rothen Wulst, perlfarbige Augenkreise und einen schwarzen Schnabel und Füße. Die Deck- und Schwungfedern seiner Flügel sind gelblich. Sein Schwanz ist schwarz, und gegen den Rücken hinauf sieht man eine schmutzig rothe Stelle. Die heißen Gegenden von Afrika sind seine Heimath. Er frißt Körner und Fische. Seinen langsamen Gang beschleunigt er durch Wehen mit den Flügeln. Sanft sind seine Sitten, und oft besucht er ohne die mindesten feindseligen Absichten die Hühnerhöfe seines Vaterlandes. Schnell und dauerhaft ist sein Flug, und starktönend, wie eine Trompete, sein Geschrey. Derjenige **Königsvogel**, den **Büffon** in seinem Garten hatte, war aus Guinea. Er fraß Reiß, aber er mußte ganz rein seyn, kleine, lebendige Fische, Würmer und Pflanzen. Gern badete er. Seine starke Stimme ließ er hören, wenn er hungrig war, oder, wenn er in seinen Stall schlafen gieng; auch wenn er Langeweile hatte. Das letztere war oft der Fall,

denn

denn die Einsamkeit war ihm höchst zuwider. Nach Bewunderung schien er beständig zu geizen, gieng, als wenn er zur Gesellschaft gehörte, im Garten mit den Leuten auf und ab, blieb, sobald ihm etwas auffiel, ernsthaft und nachdenkend stehen, und nahm zuweilen wirklich eine königliche Miene an. So sehr das Clima von seinem vaterländischen verschieden war, so überstand er doch den Winter 1788. glücklich, brachte aber die Nächte in einem gefeuerten Zimmer zu, das er selbst gewählet hatte, und vor dessen Thüre er jeden Abend mit einem Trompetenstoße eingelassen zu werden verlangte.

Tab. XXXVII.

Der Storch.

A. Ciconia, *la Cigogne.* (99)

Der gemeine Reiher.

A. Cinerea, *le Heron.* (100)

Der Nachtreiher.

A. Nycticorax, *le Bihoreau.* (101)

Die Rohrdommel.

A. Stellaris, *le Butor.* (102)

Bekannt genug ist jener Glücksvogel der Storch, der in der ganzen gemäßigten alten Welt gesehen wird.

 Auch

Auch er gehört zu der so ansehnlichen Reihergattung, und hat, obgleich selbst nur eine **Art**, doch wieder drey **Abarten** aufzuweisen. Nur von der des **weißen Storchs** kann hier eine nähere Beschreibung Statt finden. Seine Augen umgeben kahle, schwärzliche Kreise. Die Schwungfedern sind schwarz, der Schnabel und die geschuppten Füße, so wie die Faltenhaut, welche die vordern Zehen verbindet, blutroth, die Klauen stumpf. Das ganze übrige Gefieder ist schön weiß. Seine Zunge ist ein im Schlunde steckender Knorpel. Länger, als ihn sonst die Reiher haben, ist der Schnabel des **Storchs**, bey dem man auch die struppigen Federn am Halse und an der Brust bemerkt. Dieser wollige Palatin kommt von dem eignen Umstande her, daß sich jede Flaumfeder in mehr als 60 kleinere Kiele, als Haare oder Aeste, theilt.

Der **Storch** ist ein Zugvogel, der im April und May, als Vorläufer unserer immer so willkommnen Schwalbe, bey uns anlangt. Er meldet den Frühling, so wie diese den Sommer, an, und verläßt uns im Herbste wieder. Als ein Freund der Menschen wohnt er gern im Gewühl volkreicher Dörfer und Städte, und schlägt seine Wohnung auf Kirchen und Glockenthürmen, Schornsteinen und Scheunen auf.

Zwar geht seine Vertraulichkeit gegen Menschen darin offenbar zu weit, daß er ihnen die besten Fische aus ihren Teichen, Frösche, Krebse und ganze Ketten junger Rebhühner stiehlt; ja sogar die fleißigen Bienen von den Blumen, auf denen sie für uns sammeln, hinweghohlt; indessen ist er doch überall gern gesehen, und belohnt die Achtung, die wir ihm erweisen, durch Vertilgung schädlicher Insekten und Amphibien. Kröten aber wird er nie berühren. Im Magen eines Storchs fand Götz ein seltsames Allerley: Kieselsteine, Glasstücke, ungeheuer viele Kirschkerne und eine Federmesserklinge, woraus man auf seine eben nicht ängstliche Diät schließen kann. Seltsam genug ist es, daß in Absicht auf menschenfreundliche Geselligkeit der schwarze Storch gerade das Gegentheil vom weißen ist. Wie dieser die Nähe von Menschen, so sucht jener die Entfernung von ihnen, und nistet in den abgelegensten Wäldern. Der Flug der Störche ist dauerhaft und stark. Sie achten kein Ungewitter, und es ist ein angenehmes Schauspiel, unter Blitzen und Donnerschlägen den Storch mit der größten Ruhe bey seinem Neste stehen zu sehen, indessen unter ihm sein eingebildeter Herr, der Mensch, sich ängstigt, und durch Vorhänge und Wolle in den Ohren das

Leuch=

Leuchten des Blitzes und den Schall des Donners sich erträglicher zu machen sucht. Im Fluge hält der Storch den Kopf stark vorwärts, die Füße hinterwärts gestreckt. Seine Knochen sind hart und durchsichtig, einige wie die Zellen der Bienen gebaut. Am dritten Gliede des Flügels bemerkt man ein ganz eignes Kunstwerk. Streckt es der Vogel aus, so steigt, zieht er es ein, so sinkt er. Ein Mechanismus, den die weiland Luftsegler, flüchtigen Angedenkens, unaufhörlich studiren sollten. Sein Gang ist ein ernsthaftes Schreiten in abgemeßnen Schritten.

Sanft, gut und friedlich ist unser Storch. In seiner Miene herrscht immer eine gewisse Schwermuth. Und doch macht er zuweilen, besonders mit Kindern, allerley Späße und Bockssprünge. So sah man einmal einen, der das blinde Mausspiel förmlich mitmachte. Unter einander sind die Störche die treuesten Gatten, die friedlichsten Nachbaren, die dankbarsten Kinder, die zärtlichsten Eltern. Dieß letztere sah man erstaunt bey dem unglücklichen Brande in Delft, im Jahre 1536. Umsonst hatte ein Storch mehrere Male versucht, seine Junge von einem in Flammen stehenden Hause in Sicherheit zu bringen. Da es ihm nicht gelang, verbrannte sich das gute

Thier

Thier freywillig mit seinen Kleinen. Mit ruhmwürdiger Liebe und Zärtlichkeit verpflegen aber auch die Junge ihre Eltern und Verwandte, wenn diese alt und hülflos werden. Fast allen Nationen wurde durch so schöne Züge dieser Vogel ehrwürdig. Man hielt sein Kommen für eine Glücksbothschaft, und behauptete steif und fest, da wo er niste, könne kein Blitz einschlagen, so oft auch schon derselbe gerade ins Storchnest, als den höchsten Gegenstand, zuerst fuhr. Man schrieb dem Storch eine besondere Ahndung eines bevorstehenden Unglücks zu. Schon wollte Attila die Belagerung von Aquileja aufheben, als man ihm meldete, ein Storch trage seine Junge von einem Thurm der belagerten Stadt hinweg. Jetzt schloß er, der Thurm müßte bald eine Sturmlücke (Breche) bekommen. Er ließ noch einmal stürmen, und eroberte die Stadt. Auch erzählt man, daß, als die damaligen Grafen von Oettingen der Religion wegen ihr Land verlassen mußten, die orthodoxen Störche mit ihnen ausgewandert seyen; auch sollen in der Nacht, ehe der unruhige Strigelius gefangen genommen wurde, die Störche ihr Nest von seinem Hause hinweg auf den Galgen getragen haben. So wußte man die Störche selbst in die Kirchen- und politische

Geschichte zu verflechten. Unsre Leser wissen bereits, was sie von solchen Wundergeschichten zu halten haben. Erwähnen müssen wir zuweilen dergleichen Sächelchen, die noch im̃er treulich nachgebethet werden.

Sichtbar äußert das Zeitlebens unzertrennliche Ehepaar seine Freude und Rührung, wenn es, nach halbjähriger Abwesenheit, an seinem gewohnten Brütorte ankommt. Gern bezieht es immer ein und dasselbe Nest. Dieses besteht aus einer großen Menge dürrer, fest in einander geflochtnen Reiser, worein die Alten Leinwand, Garn u. d. m. um es auszufüttern, schleppen. Sorgfältig wird alle Jahre das schadhaft gewordne ausgebessert. Man weiß Nester, die hundert und mehrere Jahre von Störchen bezogen wurden, und an deren Seiten man einige hundert Sperlings- und Schwalbennester kleben sah. Gern pflegte man ihnen sonst den Bau der Nester durch ein horizontalliegendes Rad auf den Häusern zu erleichtern, um dem einen Brütort suchenden neuen Ehepaare Lust zu machen, sich da anzusiedeln. Bey dieser ehelichen Beschäftigung klappern die Störche oft mit dem Schnabel, wodurch sie überhaupt bald Liebe, bald Furcht zu erkennen geben. Am stärksten klingt dieß Geklapper, wenn sie den Kopf so rückwärts

drehen,

drehen, daß der Schnabel auf den Rücken zu liegen kommt. Die Störchinn legt 2 schmutzig weiße Eyer, die etwas größer und länglicher sind, als Gänseeyer. Einen Monat lang brüten die guten Eltern sehr emsig, und verdoppeln ihren Fleiß im Suchen des Futters, sobald die Junge das Tageslicht erblickt haben. Sie sind erst von bräunlicher Farbe, und werden immer von Einem der Alten bewacht, das neben dem Neste auf einem Fuße steht, und bald auch den allmählich heranwachsenden im Fliegen Unterricht gibt. Sehr zärtlich lieben die Störche ihre Nachkommenschaft. Dieß erhellet neben dem schon angeführten, auch noch aus dem eben gar nicht artigen Spaße, den man sich in Smirna öfters mit ihnen macht. Man verwechselt ihre Eyer mit Hühnereyern. So wie die Küchlein zum Vorschein kommen, erhebt der Mann einen abscheulichen Lärm beym Anblick der ihm so unähnlichen Kinder. Jetzt versammeln sich eine Menge Störche aus der Nachbarschaft, gaffen das Wunder klappernd an, und tödten endlich, unter entsetzlichem Klaggeschrey des unglücklichen Gatten, die Mutter, als eine vermeintliche Ehebrecherinn.

Ehe die Abreise der Störche aus den europäischen Gegenden vor sich geht, versammelt sich alles

aus der ganzen Nachbarschaft auf einer Ebene. Als wenn sie sich über die vorhabende Reise berathschlagten, klappern sie nun durch einander. So wie ein Nordwind sich erhebt, so steigt die ganze Gesellschaft in die Luft und plötzlich ist sie aus unsern Augen verschwunden. Vom Winter wissen sie nichts. Ihr Leben ist ein beständiger Sommer. Doch überleben sie unsern Winter im Hühnerhofe glücklich. In Egypten suchen sie den Schatten der Wälder, bey uns den Sonnenschein. In Afrika, besonders in Egypten, sind sie in so großer Menge, daß man eine Gegend, wo sie sich gelagert haben, für beschneyt halten könnte. Sie verlassen diese Gegenden, wenn die allzudrückende Hitze daselbst eintritt, und kommen dann zu uns, um einen gemäßigten Sommer zu haben. Daß sie in Höhlen, ja wohl auch im Wasser erstarrt überwintern, war besonders sonst eine gemeine Sage, die durch den Umstand, daß man aus den Teichen bey Elbing und Arles mit Fischernetzen erstarrte Störche herausgezogen, Wahrscheinlichkeit erhielt. Allein ihr Wegziehen ist zu gewiß, als daß etwas anders als unglückliche Zufälle, jenen seltsamen Fischfang verursachen konnten. Die Reisegesellschaft der wandernden Störche ist immer sehr zahlreich. Zuweilen leistet ihnen eine Krähe

Ge=

Gesellschaft, aber sicher, weder als Wächter, noch als Wegweiser, wie man gefabelt hat. In Japan sollen die Störche immer bleiben, und in Sumatra fand **Marsden** verschiedne Arten von erstaunlicher Größe.

In der Bilderschrift diente der Storch zum Symbol der Kindesliebe, Treue und Wohlthätigkeit. Ihn zu tödten war bey den Alten streng verbothen, und in Thessalien stand sogar Lebensstrafe darauf, weil er das Land von Schlangen säuberte. Allgemein verlacht wurde in Rom der Schlecker, der zur Probe einen aß. Sein Fleisch taugt ohnehin nichts. Seine Feinde sind der Adler, die Krähe, die Fledermaus, der Taucher und — das Podagra.

Kleiner als der Storch ist der **gemeine Reiher** (100) der an allen europäischen Teichen, Flüssen und Seen gefunden wird. An seinem Nacken trägt er einen nach hinten zu stehenden, schwarzen Federbusch. Sein Rücken ist bläulich und sein Unterleib weiß: längliche, schwarze Flecken bezeichnen die Brust. Er ist die Geisel der Fische, beißt ihrer weit mehr todt, als er zu seiner Nahrung bedarf, wadet bis an die Kniee ins Wasser, und stellt besonders jungen Karpfen gierig nach. Er darf sich im Fischfange nicht sehr bemühen, denn

es versammeln sich von selbst genug Fische um ihn. Man hat dieß einem den letztern besonders angenehmen Geruch der Reiherbeine zugeschrieben. Allein es ist wahrscheinlicher, daß die Fische auf seinen Unrath Jagd machen, und durch diese schmutzige Liebhaberey ihren Untergang befördern. Auch Amphibien frißt der Reiher. Stundenlang steht er oft mit rückwärts zwischen die Schultern gebognem Halse wie eine Bildsäule da. Weil er nicht wandert, so muß er oft, wenn Eis seine gewöhnlichen Nahrungsquellen verschließt, wärmere Quellen und Bäche aufsuchen, wo es ihm denn zuweilen sehr kümmerlich geht. Seine langen Füße, seine unbefiederten Schenkel, seine starken Zehen, von denen die mittelste gezähnelt ist, alles trägt zu seinem bessern Fortkommen in sumpfigem Boden bey. Auch sein ungemein biegsamer Hals ist für ihn von großem Nutzen. Im Fluge streckt er die Beine rückwärts gerade aus, hält seinen Hals zwischen den Schultern nach dem Rücken zu gebogen, so daß, wenn man von unten auf ihn in der Höhe erblickt, gar kein Kopf, sondern nur ein aus der Brust dem Scheine nach herauswachsender Schnabel, sichtbar wird. Sehr leicht tragen die großen Flügel den ohnehin magern Leib hoch und weit durch die Lüfte.

Der

Der ganze Vogel wiegt nur vier Pfund, und zuweilen wohl noch weniger.

Ihr großes **Nest** bauen die **Reiher**, in große Gesellschaften vereinigt, auf Hügel, die aus Seen hervorragen, häufiger aber auf hohe Bäume in Tannen und Eichenwäldern. Es besteht aus Stäben von Schilf und Reisern, und wird von ihnen mit Wolle und Federn ausgefüttert. Sie legen 4—5 grünlich blaue, auf beyden Seiten gleich zugespitzte **Eyer**. Ihren Jungen bringen die zärtlichen Eltern oft mehr Fische als sie fressen können, und wenn denn die ungeschickten Kleinen zuweilen welche aus dem Neste fallen ließen, so war auch ein neues Wunder fertig, und man zeigte staunend den Fisch, der auf einem Baume gewachsen seyn sollte. Die Freyheit liebt der **Reiher** ungemein. In der Gefangenschaft hungert er sich aus, wenigstens verweigert er lang jede Nahrung. Ob Ueberdruß eines ohnehin elenden Lebens bey diesem, wie **Büffon** glaubt, Stiefkinde der Natur daran Schuld sey, wollen wir nicht entscheiden. So viel ist gewiß, daß er fast der schwermüthigste und unthätigste seiner ganzen Classe ist. Phlegmatisch läßt er jede Witterung über sich ergehen, ohne ein Obdach zu suchen. So lang seine Füße sind, so ist doch

doch sein Gang langsam und schlecht. Den Schlaf, den er sich seiner Nahrung wegen abbrechen muß, ersetzt er dadurch, daß er Stunden lang wie ein Stock stille steht. Auch seine Stimme lautet traurig genug und kommt dem Gansgeschreye nahe, nur ist sie etwas kläglicher. Furcht und Angst verbittern ihm täglich das Leben, denn die Raubvögel stellen ihm sehr nach. Von jeher fand man in dem Reiher einen wahren Kreuzträger, und Plinius mit andern wollen sogar von ihm wissen, daß er bey der Begattung blutige Zähren weine und 40 Tage vorher schon ganz niedergeschlagen sey. Ein jung gefangner kann gezähmt und in häuslicher Sklaverey gewisser Maßen abgerichtet werden. Doch wird er immer das geduldigste, unbeweglichste, stilleste Geschöpf auf dem ganzen Hühnerhofe bleiben. Wie hoch ein Reiher sein Alter bringen könne, ist schon bey mancher Reiherbeize entdeckt worden. Carl VI. fieng im Jahre 1723. einen, den schon, so sah man an dem silbernen Ringe den er trug, Ferdinand III. 1651. gebeizt hatte. Er schenkte dem 72jährigen Greise das Leben. Sonst war diese Art von Jagd, Reiher durch Falken zu fangen, eine fast allgemeine Fürstenlust. Man hielt eigne Reiherbezirke in Wäldern, wo man ihnen den

Bau ihrer Nester erleichterte. In Ostindien hält das Volk den Flug des Reihers zur linken Seite für eine sehr böse Vorbedeutung. Man beobachtet ihn sorgfältig, ehe man etwas wichtiges vornimmt, und thut hernach gemeiniglich — was man will. Das Fleisch der Jungen wird sehr gerühmt. Die Federn auf dem Kopfe haben einen hohen Werth. Außerordentlich viele **Reiher** von großer Schönheit und Mannigfaltigkeit finden sich in der neuen Welt, wo die ungeheuren Ströme noch nicht durch Menschenhände eingedämmt, und also die Sumpfvögel, diese nützlichen Diener der Natur, in größrer Menge nöthig sind.

Auf den ersten Anblick kenntlich ist der **Nachtreiher** (Quackreiher 101), dem sein schauerliches Geheul bey der Nacht diesen Nahmen gab. Er hat einen dickern Kopf und einen kürzern Hals, als der gemeine Reiher. Drey lange, weiße Federn schmücken den Hinterkopf des Männchens. Sein Rücken ist schwarz ins Grünliche spielend, der Bauch gelblich. Wie Gold schimmern die Augenkreise. Schwarz und etwas gebogen ist sein Schnabel. Die Füße sind gelbgrün, die Zehen ziemlich lang. Er nistet auf Felsen und Erlenbäumen, die nahe an einem Wasser stehen, und nährt sich außer Fischen mit Insekten und Schne-

cken, was um so nöthiger für ihn ist, da seine kürzern Füße und Hals ihm den Fischfang etwas mühsamer machen, als dem Reiher. Den Tag über lebt er im Verborgnen; nur Nachts geht er seiner Nahrung nach, und dann läßt er seine Stimme ka, ka, ka, kuak, hören, die man mit dem unangenehmen Schluchzen eines Menschen, der sich erbricht, vergleichen will. Er ist ein Zugvogel, der mit den Störchen bey uns ankommt, aber lange nicht so ausgebreitet ist, wie diese. Die drey Nackenfedern, die alle Jahre ausfallen und wieder nachwachsen, werden ziemlich hochgeschätzt.

Noch ein unbändigerer, von Aussehen häßlicherer Schreyer ist die **Rohrdommel**, (Wasserochs, Moosreiher, Iprump 102), die in Europa, Asien und Amerika gefunden wird. An mit Schilf bewachsenen Gegenden von Deutschland ist sie nicht selten. Ein durch die struppigen Federn unverhältnißmäßig dicker Hals, ein blaßröthlicher Rücken mit braunen Querstrichen und ein etwas hellerer Bauch mit länglichen Flecken, ein weit gespaltner grünlicher Schnabel, eine kurze Zunge mit scharfer Spitze und grünliche Füße machen sie kenntlich genug. Ihre Kehle erweitert sich so, daß eine Faust darin Raum hat, und ihre langen Klauen dienen ihr, sich auf schlammigem Boden fest zu halten.

Sie ist nicht so dumm, aber wilder als der Reiher. Um vor Wind, Regen und den Nachstellungen ihrer Feinde sicher zu seyn, lauert sie, im dicksten Schilf versteckt, stockstill auf ihre Nahrung. Nicht die leiseste Bewegung verräth sie. Ihre Geduld ist unerschöpflich und gern streckt sie den Kopf etwas über das Schilf heraus, um jede annähernde Gefahr sogleich gewahr zu werden. Nur im Herbst verändert sie ihren Wohnort, und ruft dann im Fluge **Rob, Rob.** Doch das ist immer noch liebliche Musik, gegen das wirklich furchtbare Gebrüll, das sie im Frühlinge erhebt. Der stärkste Baß kommt ihm nicht gleich. Es lautet **J-prump, hu, hu.** Schon mancher Wanderer erschrack gewaltig darüber. Man hört es auf eine halbe Meile weit. Und dieses schauerliche Brummen ist Ruf der Liebe und des Bedürfnisses, womit der Mann das Weibchen einladet. Sobald es erschallt, kommt ihrer wohl ein Duzend herbey. Sie sind kleiner und von blässerer Farbe, als das Männchen. Grundfalsch ist es, daß die **Rohrdommel**, um den starken Schall hervorzubringen, den Schnabel in den Schlamm stecke. Sicher waren die versteckten Winde, die die Alten in der Tiefe zu hören glaubten, nichts anders, als jenes Gebrülle. Ihr Gang ist außerordentlich langsam und

hat ihr den Nahmen Faulthier erworben. Sie nährt sich am Häufigsten mit Fröschen und Insekten, im Herbste auch wohl mit Ratten. Wenn man sie anpackt und gefangen hält, so wird sie sehr grimmig, und hackt nach den Augen. Nie greift sie an, aber immer vertheidigt sie sich mit Muth und Fassung. Mit ihrem spitzigen Schnabel erwartet sie den auf sie stoßenden Raubvogel, und läßt ihn nicht selten tiefverwundet abziehen. Wüthend haut sie den Jäger in die Beine, und ihr Widerstand ist gemeiniglich so hartnäckig, daß man sie todtschlagen muß. Gegen Hunde vertheidigt sie sich, auf dem Rücken liegend, mit dem Schnabel und den Klauen. Von Jugend auf gezähmt, kann man sie zu Vertilgung des Ungeziefers in Gärten halten. Allein Kinder dürfen sich wohl in Acht nehmen, sie nicht zu reizen. Auf eine dicht mit Schilf bewachsne Stelle legt die Mutter ihre 4—5 grünlichen Eyer, worüber sie 25 Tage brütet. Die erste Nahrung, die die häßlichen nackten Jungen von ihren Eltern erhalten, sind Blutigel, Eidechsen, Froschlaich. Tapfer genug vertheidigen sie jene gegen Raubvögel. Das Fleisch der Rohrdommel ist genießbar. Ihre Hinterklaue wird in Silber gefaßt, und dann als Zahnstocher gebraucht.

Tab. XXXVIII.

Die Schnepfe.

Scolopax, *la Becasse.*

Die Waldschnepfe (103). Die Doppelschnepfe (104). Die Heerschnepfe (105).

Nicht bloß jenen berühmten Vogel, der unter die angenehmsten Speisen, die uns der Herbst liefert, gehört, sondern eine sehr ansehnliche Vogelgattung von 47 verschiednen Arten, begreift man unter dem Nahmen Schnepfen. Alle haben einen runden, stumpfen Schnabel, der länger als der befiederte Kopf ist, schmale Nasenlöcher und vier Zehen, deren Hinterste mehrere Gelenke hat. Bey einigen ist der Schnabel gerade, bey einigen auf- bey andern unterwärts gebogen. Sie halten sich an seichten Wassern in Sümpfen und in Wäldern auf, daher man die Jäger von Wald- Wasser- und Sumpfschnepfen sprechen hört. Ihr vortreffliches Fleisch macht den Menschen die ganze Gattung werth, wovon wir jetzt drey Arten, denn mehr erlauben die Gränzen dieser Blätter nicht, näher beschreiben werden.

In den Wäldern der ganz'n alten Welt wird die Waldschnepfe (S. Rusticola, *la Becasse.* 103),

die uns am Bekanntesten ist, vornähmlich um ihre Strichzeit, im Oktober, häufig gefunden. Sobald sich auf den hohen Gebirgen, den Alpen, Pyrenäen ꝛc. dem Sommeraufenthalte der **Waldschnepfen**, die Kälte einstellt, so eilen sie in tiefere, wärmere Gegenden, in windstille Wälder und Ebenen, wo sie aber oft ihren Tod finden. In der Dämmerung und im Mondschein suchen sie ihre Nahrung. Um diese Zeit bemerkt man selbst an Eingesperrten lebhaftere Bewegungen. Der helle Tag scheint ihren Augen empfindlich zu seyn. Sie halten sich dann in verborgner Stille. Weder hoch, noch ausdaurend ist ihr Flug. Will sich die **Waldschnepfe** auf die Erde niederlassen, so fällt sie wie eine todte Schwere herab, lauft aber sogleich mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Plötzlich bleibt sie stehen, richtet den Kopf in die Höhe, und sieht sich, ehe sie mit dem Schnabel in die Erde stoßt, sorgfältig um, ob sie es wagen darf. Oft überwirft sie sich im Fliegen, und man bemerkt in ihrem schnellen Gange ein gewisses schüchternes Kriechen auf dem Bauche. Sie gleicht in der Größe dem Rebhuhne. An der Wurzel ist ihr langer, gerader Schnabel etwas röthlich. Ihre Stirn ist röthlich aschgrau, und ihr Hinterkopf hat schwarze Querbinden. Der Körper ist

oben

oben rostfarbig, schwarz und grau gestreift, ihre Brust schmutzig weiß mit dunkelbraunen Linien. Die Füße sind schwärzlich grau. Immer paarweise, und immer den nähmlichen Weg hin und her, vom Wasser nach dem Walde, fliegt sie. Sie ist sehr dumm. Wenn ein mit Zweigen und Blättern bedeckter Mensch, auf zween Stäbe gebückt, sich ihr nähert, und nun mit den Stäben schwach zusammenschlägt, so macht ihr die Sache so lange einen Spaß, bis sie eine Schlinge über dem Kopfe hat. Sie soll eine besondere Liebe zum Menschen haben, und man kann nicht läugnen, daß auch sie dagegen der Mensch sehr lieb hat, und aller weitern Sorge für ihre Nahrung und Sicherheit — sie großmüthig überhebt. Schnecken, Regenwürmer, Engerlinge u. d. sind ihre Nahrung. Aus lockerer, nasser Erde hohlt sie dieselben mit ihrem langen Schnabel heraus. Sorgfältig sucht sie unter abgefallnem Laube, wendet es um, und scharrt es auseinander. Sie scheint hiebey mehr ihren Geruch, als das Gesicht zu brauchen, und stößt den Schnabel nie weiter als bis an die Nasenlöcher in die Erde. Sie ist ihrer Sache so gewiß, daß sie nicht leicht den Schnabel leer aus der Erde zieht. Hiebey leistet ihr sicher die mehr fleischichte als hornichte Spitze

desselben wesentliche Dienste. Er ist überhaupt nicht regelmäßig. Die obere Hälfte geht über die untere hervor; auch ist der Kopf nicht recht rund. Sehr groß sind die Augenhöhlen.

Am Ende des Winters kehren die **Waldschnepfen** paarweise aus unsern Gegenden in ihre einsamen Gebirge zurück. Nur die Nacht über fliegen sie. Erst nach ihrer Rückkehr pflegen sie der Liebe, und nisten auf dem ebnen Boden. Gewöhnlich brüten sie bey uns nicht. Doch findet man zuweilen Eyer und Bruten wahrscheinlich von solchen, die sich mit ihrer Abreise verspätet haben. In ein Nest, das nur aus kunstlos durcheinander liegenden Blättern und Pflanzen besteht, legen die Weibchen 4—5 graulich rothe, dunkelgefleckte Eyer, die oben dick und stumpf, unten sehr spitzig zugehend, und etwas größer als Taubeneyer sind. Noch in ihrem Flaumkleide können die Junge laufen und fliegen. Bloß die Liebe und die gemeinschaftliche Erziehung und Bewachung der Kleinen läßt von der sonst immer stummen **Waldschnepfe** eine Stimme hören. Sie klingt go, go, go, go; pidi, pidi; kuan, kuan; kru, kru. Ihre Ehe ist sehr zärtlich. Neben dem brütenden Weibchen sitzt zur Gesellschaft das Männchen, und eins hat den

Kopf und Schnabel auf dem Rücken des andern ruhend. Heftig kämpft jenes, wenn ein Nebenbuhler sein Weibchen zur Untreue verleiten will.

Schlingen von Schnüren und Roßhaaren, Netze und Schießgewehre bringen diese so leckerhaften Vögel in unsre Gewalt. Obgleich ihr, besonders im Herbste, sehr fettes Fleisch schwärzlich ist, so gehört es doch zu den wohlschmeckendsten und gesundesten Fleischarten. Selbst ihre Eingeweide werden gegessen. Die Hunde können es nicht leiden, und nur der gute Budel soll aus natürlicher Liebe und Gehorsam gegen den Menschen, sich überwinden können, eine Schnepfe anzufassen und herbey zu bringen.

So groß wie eine Henne ist die **Doppelschnepfe** (Keilhaacken, großer Brachvogel, S. Arquata, *le Courlis* 104). Ihr Schnabel ist lang, dünn, nach unten zu gebogen, vorn schwarz, in der Mitte braun und an der Wurzel röthlich. Ihre Füße sind blaulich, die Flügel schwarz mit weißen Strichen bezeichnet. Der Oberleib hat dunkelbraune und rostgelbe Flecken, in einem schmutzig weißgelben Grunde. Der Unterleib ist heller mit länglichen, braunen Strichen. Ihre Heimath ist Europa, das nördliche Asien und Amerika, wo sie an Flüssen, Seen und Sümpfen wohnt.

Im Herbste sieht man ganze Herden streichen. Sie rufen dabey **Carly, Curly**; daher ihr französischer Nahme. Hiedurch werden sie ihre eignen Verräther. Der Jäger ahmt nun mit einer messingenen Pfeife den Ton ihrer Stimme nach. Die betrognen **Doppelschnepfen** glauben den Ruf eines Gesellschafters zu hören, und kommen in den Schuß. So plötzlich nun alle auseinander eilen, so kehren sie doch bald wieder zu ihrem mit dem Tode ringenden Freunde zurück, und liefern sich so nach einander an die Schlachtbank. Regenwürmer, Schnecken, kleine Muschelthiere und Insekten sind ihre Nahrung. Auch Getreide fressen sie. Ihre Gewohnheit auf Brachfeldern herumzustreichen und Futter zu suchen, hat ihnen den Nahmen Brachvögel erworben. Im Fliegen und im Laufen sind sie sehr fertig. Blaß olivengrün mit bräunlichen Flecken sind ihre **Eyer**, die, so wie auch ihr Fleisch, ungemein hochgeschätzt werden.

Einerley Vaterland mit den Vorigen, aber nur die Größe einer Wachtel hat die **Heerschnepfe**, (S. Gallinago, *la Becaſſine*. 105). Ihre verschiednen Nahmen, die sie führt, bezeichnen ihre Sitten. So heißt sie Heerschnepfe, weil sie in ganzen Heeren zieht; Haferbock und Haferlämmchen, wegen ihrer

Liebhaberey zum Hafer; und Himmelsziege, weil sie, hoch in der Luft fliegend, wie eine Ziege mäckert. Wer weiß, wie Mancher sich schon, wenn er in einer Walpurgis-Nacht das Mäkerä unsrer Heerschnepfe aus der Höhe herab vernahm, auf ein Neues in dem Wahne bestärkt haben mag, die Hexen reiten auf Böcken dem Blocksberge zu. Vier braune Stirnbinden, einen schwarzen vorn etwas kolbigen Schnabel, braune Füße, ein abwechselndes Gemische von Braun, Schwarz, Röthlich und Gelb am Oberleibe und einen weißen Unterleib hat die Heerschnepfe. Sie schwingt sich hoch in die Luft, und stürzt pfeilschnell aus derselben herab. In moorigen, stark mit Gebüsche bewachsnen Gegenden wohnt sie am Liebsten. Wälder und Berge sind gar nicht nach ihrem Geschmacke, worin sie also von der ihr übrigens ziemlich ähnlichen Waldschnepfe sich ganz unterscheidet. In eine vom Wasser ausgespühlte Erdhöhle macht sie ihr Nest aus trocknen Pflanzen und Federn und legt 4—5 schmutzig olivengrüne, dunkelgefleckte Eyer. Stört man die Mutter im Brüten, so fliegt sie mit gewaltigem Gemäcker hoch auf, kommt aber eben so schnell wieder herab. Die Junge sind äußerst häßlich. Doch hat sie ihre Mutter sehr lieb, und verpflegt sie so lange mütter-

terlich, bis der Schnabel hart genug ist, um aus der Erde Nahrung zu graben. Diese besteht in Gewürmen, kleinen Schlangen, Insektenlarven, Getreide, besonders Hafer, Sumpfgraswurzeln. Sehr vortrefflich ist ihr Fleisch, besonders aber hat das Fett einen angenehmern Geschmack, als sonst kein Wildprett.

Auch mit aufwärts gekrümmten Schnäbeln werden Schnepfen gefunden, z. B. der Geiskopf (Aegocephala), die Pfuhlschnepfe (Limosa), u. a. Allein wir müssen uns begnügen, sie bloß genannt zu haben.

Tab. XXXIX.
Der Strandläufer.
Tringa.
Der Hausteufel (106). Der Steindreher (107) Der Kiebitz (108).

Das beständige Auf- und Ablaufen am Strande der Gewässer gab den Strandläufern, einer Sumpf-Vogelgattung, die bereits an 50 Arten aufzuweisen hat, ihren Nahmen. Sie haben zwar mit den Schnepfen einige Aehnlichkeit, doch ist ihr Schnabel kürzer

und

und stumpfer, und ihre Zunge dünner. Ihre Nasenlöcher sind schmal; ihre Füße bald drey- bald vierzehig. Die hintere Zehe hat nur ein Gelenke und steht höher als die andern am Beine. Ihr Fleisch ist nicht ganz so schmackhaft, als das von den Schnepfen.

Schon die Nahmen **Hausteufel, Brausehahn, Renomist, Kampfhahn,** (T. Pugnax, *le Combattant, le paon de mer* 106), lassen uns in der Strandläuferart, die wir jetzt näher beschreiben, einen unfriedlichen Zänker erwarten. Das Aeußerliche ist so seltsam, als man es nur immer bey einem Vogel sehen kann. Ein Kragen von langen Federn liegt, wie ein gewaltiger Kropf, um den Hals herum, und bildet auch an den Schläfen und am Hinterkopfe sonderbare Wülste, die einer, freylich schlecht gekämmten, Perücke nicht unähnlich sehen. Hiezu kommen, um die Häßlichkeit zu vollenden, fleischfarbige Warzen im Gesichte. Allein diese Auswüchse sind nur um die Begattungszeit sichtbar, wo die Hitze dieses Thieres überhaupt außerordentlich ist. Vielleicht ist der Hausteufel die einzige Vogelart, bey der im freyen Zustande das Gefieder eben so mannigfaltigem Wechsel unterworfen ist, als bey unserm in häuslicher Sklaverey lebendem Geflügel. Unter

mehr als Hundert, die man verglich, fand man nicht zween gleiche. Aschgrau, Weiß, Schwarz, Braun, Rostfarbe ist auf allerley Art vermischt; Füße und Schnäbel aber sind immer röthlich. Die Farbe des Weibchens, Blaßbraun mit schwarzgefleck-tem Rücken, ist dem Wechsel weniger unterworfen. Sein Hals ist glatt.

Der Hausteufel ist so groß wie eine Aelster. Er wohnt an den Seen, Flüssen und Sümpfen des nördlichen Europa, von wo aus er im Frühlinge in etwas südlichere Gegenden kommt. Ihn hat seine unbändige Streitsucht berühmt gemacht. Schon seine Miene verräth einen Trotz, der alles herauszufordern scheint. Obgleich die Gewohnheit, daß immer mehrere Männchen bey einander leben, ihre unnützen Kämpfe vermindern und ihnen friedlichere Gesinnungen einflößen sollte; so führen diese doch einen ewigen Krieg gegen einander, und schlagen sich mit eben der Heftigkeit, als der Haushahn, der doch für seine Monarchie im Hühnerhofe mehr Recht zum Kampfe gegen den hat, der sich in seine häuslichen Angelegenheiten und Freuden mischen will. Die Wuth sträubt dann die Halsfedern der Hausteufel so sehr, daß ihre Häßlichkeit nicht wenig vermehrt wird. Wie

ein

ein Paar feindliche Armeen stellen sie sich gegen einander, und die Behendigkeit, mit der sie sich hacken, beissen, kratzen und rupfen, ist unbeschreiblich. Immer trägt der Wahlplatz blutige Spuren — als wären Menschen da gewesen. Schießt man unter sie, so verlassen sie zwar den Ort; aber ihre Erbitterung verläßt sie darum doch nicht. Am nächsten, besten Orte wird der Kampf erneuert. Nicht nur einzeln, Mann gegen Mann, sondern Trupp gegen Trupp, liefern sie Schlachten, und wagen damit offenbar einen Eingriff in das Vorrecht der Menschen, ihre eigne Art aufzureiben. Die Weibchen, die eigentlich der Zankapfel sind, sind auch Zeugen des Streits, und der Kampfpreis. Sie erhitzen durch Rufen den Eifer der muthigen Kämpfer, und machen dadurch, daß die Flüchtlinge wieder Stand halten, und auf ein Neues angreifen. Es scheint dieser Kampf ihrer weiblichen Eitelkeit sehr schmeichelhaft und werth zu seyn. Ueberhaupt sind die **Hausteufel**, sobald sie Zuschauer haben, viel kampflustiger. Dann mischt sich ein gewisser Ehrgeiz ins Spiel, so daß sie zuweilen auch z. B. um ein Stück Rasen mit eben der Erbitterung kämpfen, als beträfe es ein Weibchen. Alle Vögel fordern sie trotzig zum Kampfe heraus,

und theilen daher den Nahmen Renomist mit gewissen Musensöhnen. In der Hitze des Kampfs vergessen sie Futter und Sicherheit, und man kann ihnen ganz gemächlich ein Netz über den Kopf werfen. Ihre Mähne dient ihnen sehr gut als ein Schild gegen Hiebe. In einen Korb gesteckt, bringen die Männchen sich untereinander um, und nie darf man in das finstere Zimmer, wo man sie mit Brod und Milch mästet, ein Licht bringen, wenn nicht die grimmigsten Händel losgehen sollen.

Sumpfgräser, Gewürme und Insekten sind ihre Nahrung. Man kann sie daher auch in Gärten zu Vertilgung der letztern halten. Auf trocknen Rasen, oder auch in einen Binsenstrauch, macht das Weibchen sein Nest, und legt 4 weiße Eyer, mit großen, rostfarbigen Flecken. Nach einem Monate kommen die Junge zum Vorschein. Ungemästet sind die Hähne lange nicht so schmackhaft als die Hennen.

Obgleich zu einer Gattung mit dem Hausteufel gehörig, doch ihm sehr unähnlich, ist der **Steindreher**, (T. Interpres, Morinellus, *le Tournepierre* (107). Seiner Gewohnheit, am Strande der Gewässer Steine umzukehren und Insekten darunter zu suchen, verdankt er seinen Nahmen. Ihm gab die

Natur

Natur diesen Instinkt und einen sehr harten, aber kurzen Schnabel, weil zum Umwenden der Steine wohl Stärke desselben, nicht aber eine besondre Länge nöthig war. Andern Insektenfressern, die im weichen Boden graben müssen, schenkte sie einen längern, der aber, um da, wo das Gesicht nicht hindringt, durch das Gefühl geleitet zu werden, weicher seyn mußte und durfte. So zweckmäßig handelt die mütterliche Natur immer. Auch Steine von 3 Pfund wendet der Steindreher bloß mit dem Schnabel sehr geschickt um. In der Größe kommt er der Amsel gleich. Stirn, Kehle, Bauch und Steiß sind weiß. Vom Auge lauft ein schwarzer Streif nach der Seite zu. Der Rücken ist oberhalb rostbraun mit schwarzen Flecken, unterhalb weiß und schwarz. Die Brust und der Schwanz sind schwarz, nur endigt sich der letztere mit weißen Spitzen. Eine glänzend gelbe Orangenfarbe haben die Beine. Zwar sind die Steindreher nicht gar zu häufig, werden aber doch an allen Küsten angetroffen.

So groß wie eine Taube ist der **Kiebitz** (T. Vanellus, Gavia, *le Vanneau* 108). Ihn zeichnen ein glänzend schwarzer, rückwärts hängender Federbusch, eine schwarze Brust und röthliche Füße be-

ständig aus. Sein schwarzer Schnabel ist kurz und ziemlich stumpf. Seine Farbe ist ein angenehmes Gemische. Die schwarzen Bänder an den Augen, der leichte grüne Anstrich am Bauche und am Ende des Schwanzes, der in Blau und Purpur spielende Rücken, die schwarzen Schwungfedern mit weißen Enden machen zusammen eine sehr gute Wirkung. Stark sind seine Flügel; hoch und dauerhaft ist sein Flug. Er ist ein muntrer Vogel, der tausend komische Bewegungen und Sprünge auf der Erde und in der Luft macht; und sich bald auf die Seite, bald auf den Rücken legt. Ein Südwind bringt, nach dem letzten Froste, große Herden Kiebitze aus ihrem Vaterlande, beynahe der ganzen Welt, in die gemäßigten Gegenden von Europa. Sie fallen dann vorzüglich auf nasse, sumpfige Wiesen, und wissen mit bewunderungswürdigem Instinkte Würmer aus der Erde hervorzulocken. Da, wo ihnen kleine Kügelchen von Erde die Nähe eines solchen Schanzgräbers verrathen, räumt der Kiebitz vor allen Dingen die Erde weg, die den Eingang der Mine bedeckt. Jetzt pocht er mit dem Fuße und heftet seine Augen unverwandt auf die Oefnung. Der Wurm zaudert auch nicht lange; er kommt und wird plötz-

lich verschlungen. Der Instinkt sagt es dem Kiebitz, daß die geringste Erschütterung Würmer hervorlocke; eine Erfahrung, die Jeder machen kann. Wenn der kühle Abend oder Regen die Würmer aus ihren Schlupfwinkeln ins Gras lockt, so finden sich auch die Kiebitze ein. Sorgfältig waschen sie sich den Schnabel und die Füße. Sie sind schüchtern und lassen sich nicht leicht nahe kommen. Bey starkem Winde kostet es ihnen Mühe aufzufliegen. Weil ihre Flügel oben dunkel sind, und unten weißliche Stellen haben, so sieht die Wiese, auf der eine Menge aufzufliegen sucht, während den Flügelschlägen, bald hell bald dunkel aus. Im Fluge geben diese einen Ton, wie wenn man Getreide worfelt, daher ihr lateinischer und französischer Nahme. Die deutsche Benennung ahmte den Laut ihrer Stimme nach. Oft hört man sie bey Nacht in abgebrochnen Tönen schreyen. So gesellig sie auch gewöhnlich in beträchtlicher Menge unter einander leben, so erregt doch die Liebe um die Begattungszeit nicht geringe Händel. Diese währen so lange, bis sich jeder Kiebitz seine Gattinn gewählt hat, mit der er seine eigne Haushaltung errichtet. Mit dem Baue des Nestes gibt sich das Weibchen keine große Mühe. Es begnügt

sich, dürres Gras, da, wo das Erdreich an einem Moraste etwas erhöhet ist, zu sammeln, und 3 = 4 grüngelbe sehr dunkel gefleckte Eyer darauf zu legen. Nimmt man ihm diese, so wiederhohlt es das auch mehrere Male. Die Sorgfalt und Liebe der Eltern für ihre Brut überwindet ihre sonst natürliche Schüchternheit vor dem Menschen. Sobald sich einer nähert, so fliegen sie so lange mit ängstlichem Geschrey über ihm herum, bis sie den Feind entfernt glauben. Mit mehr Treue, als Klugheit, hält der Mann die 30 Brüttage über bey seinem Weibchen Wache. Sein einfältiges Geschrey aber hilft den Eyersuchern erst recht auf die Spur. Klüger ist die Mutter. Hat sie etwas zu befürchten, so fliegt sie nicht gleich auf, sondern schreitet erst eine Strecke im Grase fort, um ihr Nest nicht zu verrathen. Auch sind die etwas ältern Weibchen, die schon Ein = oder ein Paar Mal ihre Eyer verloren haben, durch die Erfahrung gewitziget, und brüten nun in Samenfeldern. Die Junge können wenige Tage, nachdem sie die Eyer verlassen haben, schon sehr gut laufen. Sie tragen dann ein schwarzes Flaumkleid. Durch das ängstliche Herumfliegen über ihren Familien verrathen die Eltern sie oft dem Jäger. Die Brutzeit ausgenommen,

nommen, bleiben die Kiebitze nicht lange an Einem Orte, weil es ihnen bald an Würmern fehlen würde. Im Oktober, wo die Feuchtigkeit der Jahrszeit ihnen reichliches Futter verschafft, werden sie sehr fett. Ehe aber noch die Kälte den Erdboden verschließt, ziehen sie weiter gegen Süden, wo die nun eintretende Regenzeit abermals sie den Tisch hinlänglich gedeckt finden läßt. Hier bleiben sie, bis Hitze oder Dürre sie im Frühlinge zur Rückkehr in unsre Gegenden auffordern. Außer dem schon Genannten sind Wasserkäfer, Schnecken und Wasserpflanzen ihre Nahrung.

Man fängt sie, besonders in Frankreich, mit Netzen, in die sie das Schreyen eines gefangenen Kiebitz oder der Schall einer künstlichen Lockpfeife führt. Auch pflegt man ausgestopfte Kiebitze auf einen Steft in die Erde zu befestigen, indeß ein Paar lebendige an einer Schnur neben ihnen flattern müssen. Da die Kiebitze auf neugepflügten Aeckern ihre Rechnung am Besten finden, so kann man auch keinen schicklichern Ort zu einem Vogelherd wählen, als in der Nähe von Feldern. Ihr Fleisch und ihre Eyer werden allgemein hochgeschätzt. Immer ist es eine große Frage, ob es erlaubt, wenigstens klug

sey, die Eyer von wildlebenden Vögeln, die wir nicht durch künstliche Zuchten, wie z. B. bey dem Hausgeflügel, vermehren, in so großer Menge wegzunehmen, als bey den **Riebitzen** gewöhnlich geschieht. Ihr Hunger nach Würmern und Insekten ist für uns wenigstens von sehr großem Nutzen. Daher man sie auch in Gärten gern gezähmt hält.

In Afrika und Amerika gibt es einige **Riebitzarten**, die einen schwarzen Sporn am Flügel haben.

Tab. XL.

Der Goldregenpfeifer.

Charadrius Pluvialis, *le Pluvier doré* (109).

Die Seelerche.

Charadrius Hiaticula, *le Pluv. à collier* (110)

Der Austerdieb.

Haematopus Ostralegus, *le Huitrier* (111).

Der gemeine Säbelschnäbler.

Recurvirostra Avocetta, *l'Avocette* (112).

Ein länglich runder, etwas stumpfer Schnabel, schmale Nasenlöcher und dreyzehige Lauffüße sind

das Eigenthum aller Regenpfeifer, einer Sumpfvogelgattung, die 39 Arten in sich faßt. Ihre sichtbare Freude am Regen und ihr lärmendes Geschrey, das sie alsdann erheben, gab ihnen ihren Nahmen. In der Nähe von rauschenden Gewässern, an den Mündungen der Flüsse, wohnen sie am Liebsten. Meistens um die Regenzeit kommen sie in unsern Gegenden an. Alle Morgen waschen sie sich die vom Insektensuchen schmutzig gewordnen Schnäbel und Füße, mit welchen sie, wie der Kiebitz, durch Klopfen Insekten aus ihren Schlupfwinkeln herauslocken. Ob sie gleich gut fasten können, ja oft müssen, so werden sie doch sehr fett. Lange bleiben sie nicht an Einem Orte. Indessen die Gesellschaft frißt, halten andere Wache, und lassen, sobald sich eine Gefahr nähert, einen scharfen Ton hören. Wenn sie in der Luft einher ziehen, was immer nach dem Winde geschieht, so bilden sie sehr lange, geschlossene Querlinien. Jeder sucht sich einen Schlafplatz für sich. Wer am Ersten erwacht, weckt die Uebrigen. Jetzt fliegt alles auf. Aber das ist auch der Augenblick, wo die Jäger den reichsten Fang thun. Sie werfen mit großem Geschrey mehrere Stöcke unter sie, wodurch die armen Thiere so betäubt werden,

daß sie, statt aufzufliegen, in die unglücklichen Netze flattern. Der erste Schnee ist für sie Signal zur Abreise. Alles dieß gilt, so wie überhaupt von allen Regenpfeifern, also besonders auch vom Goldregenpfeifer (Grillvogel, grüner Brachvogel 109) der in Europa und in Asien zu Hause ist, und vom September bis November auch bey uns mit dem, was er findet, vorlieb nimmt. Ein glänzend gelbgrüner, schwärzlich gefleckter Ober- ein weißer Unterleib, eine braune Brust mit grünlichen Streifen, dunkelbraune Schwung- und schwärzliche Schwanzfedern zeichnen ihn aus. Er ist so groß wie eine Feldtaube und hält sich in feuchten Gegenden auch in der grünen Saat gern auf. Durch Nachahmung seines Geschreyes Tia Tia, lockt ihn der Jäger oft in den Schuß. Sein Fleisch schmeckt angenehm.

Auch die Seelerche (Strandpfeifer, Uferlerche 110), eine andre die ganze nördliche Halbkugel bewohnende Regenpfeifer-Art, läßt sich an deutschen Gewässern sehen. Sie hat einen gelben Schnabel mit schwarzer Spitze, eine weiße Stirn mit einem schwarzen Querbande, eben solche unter den Augen weglaufende Striche, lichtbraune Scheitel, Rücken und Deckfedern, eine weiße Kehle, an die sich ein

um den Hals gehender Ring anschließt, unter ihm an der Brust ein dunkles Querband, dunkelbraune Schwungfedern, einen braunen Schwanz mit lichten Spitzen und gelbe Füße. In der Größe kommt sie der Rothdrossel gleich. Sie ist das Schrecken der Wasserinsekten und Gewürme, die ihr zur Nahrung angewiesen sind. Im Grase oder im Schilf brütet sie ihre 3 = 5 grünlich aschfarbigen und schwarzgefleckten Eyer aus. Sie lauft an Ufern äußerst geschwind auf und ab, flattert immer dazwischen ein Stückchen, schreyt auch mitunter sehr ungestümm. Besser und schneller kann auch der erfahrenste Arzt die Gelbsucht unmöglich heilen, als unsre Seelerche. Nur ansehen darf sie der Kranke, so weicht sein Uebel. Auch scheint es der Vogel wirklich zu fühlen, daß das Uebel in ihn hinüber gehe; denn er will immer wegsehen. So erzählt die Sage.

Ein wahrer Affe in der Nachahmungssucht ist ein andrer Regenpfeifer, der **Mornell.** Streckt der Jäger den Arm aus, so thut ers mit dem Flügel auch. Geht er fort, so geht er gleichfalls: bleibt der Jäger stehen, so steht auch der Mornell. Mit possenhaften Bewegungen sieht er zu, wenn der Jäger die Anstalten zu seinem Verderben trifft, und schießt

er einen, so kommt die neugierige Schar herbey, um einen zweyten Schuß desto ergiebiger zu machen.

Von den Regenpfeifern sehr verschieden, ist eine andere Gattung Sumpfvögel, der Austerdieb (Austermann, Meerälster 111), der die Ehre hat, einzig und allein eine Gattung auszumachen. Auch den einsamsten Felsen und Klippen am Meere, an denen sich die Wellen schäumend brechen, und wo Erde und Wasser in ewigem Kriege leben, wer dem andern etwas abzugewinnen vermag, nicht bloß unsern schönen Gärten, gab die Natur gefiederte Bewohner, denen zu ihrem Glücke nichts zu fehlen scheint. Dort wohnt auch unser Austerdieb, dem das tobende Meer und die steigende Fluth manche schmackhafte Muschel vor die Füße spühlt. Er hat einen ziemlichen langen, zusammengedrückten Schnabel, schmale Nasenlöcher, eine kurze Zunge und dreyzehige Lauffüße. Schön roth sind seine Augenkreise, sein Schnabel und die kurzen Füße. Der Oberleib ist schwarz, der Unterleib weiß, die Flügel dunkelbraun mit einigen weißen Streifen, der Schwanz oberhalb weiß, am Ende schwarz. Er ist so groß wie eine Krähe und wird an den Seeküsten von Europa, besonders England, Asien, Amerika, auch an

den

den Südseeinsuln, in Deutschland aber an der Ostsee wahrgenommen. Obgleich er keine Spur von einer Schwimmhaut hat, so kann er doch schwimmen.

Seinen Nahmen trägt er mit der That, denn er liebt die Austern ungemein, und erbricht sie sehr geschickt, ohne sich an ihrem scharfen Rande im Geringsten zu beschädigen. Sein Geschrey beym Anblick eines Jägers warnt die Gänse und andre Wasservögel, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Ans nackte Ufer hin legt das Weibchen seine 4-5 grünlichgrauen schwarz gestreiften Eyer, die es in der Mittagswärme den Strahlen der Sonne überläßt. Jung wird der Austerdieb leicht zahm. **Belon** hielt einen 2 Monate lang im Garten, wo er Würmer, ungesottnes Fleisch und Brod ganz gern fraß. Das Fleisch ist etwas zäh, doch schmeckt es, wenn dem Vogel die Haut abgezogen wird, nicht übel.

Wieder einen ganz neuen sonderbaren Anblick gibt uns der Säbelschnäbler, eine aus 3 Arten bestehende Gattung, die einen schwachen zusammengedrückten, in die Höhe gebognen Schnabel mit einer biegsamen Spitze besitzen. Da ihnen nur die im Schlamme lebenden Insekten und der auf dem Wasser schwimmende Laich zur Nahrung angewiesen sind, so

bedurften sie auch keines stärkern. Desto besser aber können sie mit der biegsamen, weichen Spitze im Moraste fühlen, was zu ihrer Nahrung taugt. Als Gewehr kann er freylich seiner Zerbrechlichkeit wegen nicht gebraucht werden. Sie haben enge aber durchsichtige Nasenlöcher, eine kurze Zunge, und vier Zehen, deren hinterste kurz und weit oben am Beine befindlich ist.

An der Küste der Ostsee, so wie auch an den südlichen Meerufern von Europa und den gemäßigten von Asien, hält sich der gemeine Säbelschnäbler (112) auf, dessen Körper schwarz und weiß ist, und auf dem Rücken Querstreifen hat. Der letztere ist immer etwas schmutzig, woraus man schließen muß, daß der Vogel auf demselben seinen Schnabel abtrockne, auch wohl im Schlafe darauf liegen habe. Der Schnabel ist schwarz; die Füße aber, deren Zehen eine gezähnelte Haut verbindet, sind blaulich. In der Größe übertrifft der Säbelschnäbler den Kiebitz nur wenig; die Füße aber sind ein Beträchtliches höher. Mit vieler Lebhaftigkeit lauft und schwimmt er. In der Nähe von Wasser und Schlamm schlägt er seine Wohnung auf. Hier findet er in Absicht seiner Nahrung, der Wasserinsekten, am Besten

seine Rechnung. Er legt 2 grüne Eyer mit dunkeln Flecken, die in der Größe den Taubeneyern gleichen. Sein Fleisch und seine Eyer sind eßbar. Man findet aber diese Vögel gar nicht häufig, und ihre Vorsichtigkeit und List machen es ungemein schwer, sie zu fangen.

Tab. XLI.

Der Ibis.

Tantalus Ibis, *l'Ibis blanc* (113).

Indem wir unsre Leser mit dem Ibis (Nilreiher, Egyptischer Brachvogel 113) bekannt machen, so lernen sie in ihm einen Vogel kennen, dem die höchste Ehre widerfuhr. Ihn hielten die Egypter für göttlich und unsterblich. Die meisten Denkmähler trugen sein Bild, und nach seinem Tode wurde er sorgfältig einbalsamirt und als Mumie in einem besondern Gewölbe beygesetzt. Ihn glaubten sie für die großen Wohlthaten, die er ihnen erzeigte, nicht anders, als durch göttliche Verehrung belohnen zu können, und nur der Gedanke, daß Dankbarkeit die Triebfeder war, söhnt uns einiger Maßen mit dem Wider-

sinnigen des Thierdienstes aus. Dieser beweist uns, wie viel die Menschheit, ehe Gesellschaft und Cultur sie gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde verbanden, von den Thieren gelitten haben müssen, so daß sie in allem, was ihre Plage verminderte, einen wohlthuenden Gott zu erblicken wähnte. Wäre, so versichern alte Geschichtschreiber, nicht eine Menge Ibisse gegen die Schwärme kleiner Schlangen, die aus dem Schlamme hervor kamen, zu Felde gezogen, ganz Egypten wäre die menschenleereste Wüste geworden, und Tod und Verderben hätte von ihm aus in die benachbarten Provinzen sich verbreitet. Herodot selbst befand sich auf einem solchen Schlachtfelde, wo die Ibisse eine schlechterdings zahllose Menge von zerstückelten Schlangen zurückgelassen hatten. War es demnach ein Wunder, wenn ein weiser Gesetzgeber den Ibis zu tödten bey Lebensstrafe verboth, und, das Einbalsamiren desselben veranstaltete, um auch im Tode noch diesen Wohlthäter zu ehren? Noch heutiges Tages findet man daher im sogenannten Vogelbrunnen, in der Ebne Saccara, Töpfe mit Ibis Mumien.

Der Ibis gehört unter die aus 21 **Arten** bestehende Sumpfvogelgattung der **Nimmersatte** (Tantalus),

talus), die alle einen langen, etwas gebognen Schnabel, ein nacktes Gesicht, einen kleinen nackten Sack an der Kehle, eine kurze Zunge, eyförmige Nasenlöcher, und Füße mit vier bis ans erste Gelenke durch eine Haut verbundne Zehen haben. Die Gefräßigkeit gab dieser Gattung ihren Nahmen.

Nicht mehr so häufig in Egypten als sonst, ist der Ibis heutiges Tages, und scheint sich mehr nach dem wasserreichen Aethiopien hingezogen zu haben. Er hat einen röthlich braunen Kopf und Rücken, schwarze Schwanzfedern und einen ganz weißen Hinter- und Unterleib. Sein Schnabel ist oben grau und unten schwarz; auch die Füße sind schwarz. Die nackten Stellen am Kopfe, um die Augen und an der Kehle, sind röthlich. Scharf genug ist der Schnabel um Schlangen zu zerschneiden: denn sie zu spießen ist er vorn zu weich.

Insekten, Frösche, besonders aber Schlangen, sind die Nahrung des Ibis, woran es ihm, zumal nach Ueberschwemmungen, nie fehlt. Sein Haß gegen kriechende Thiere ist so groß, daß er sie, auch wenn er satt ist, umbringt. Da ihrer noch eine größere Menge als jetzt in Niederegypten war, so kamen sie, unter dem Schutze ihrer Heiligkeit, ohne Furcht in die Städ-

te,

te, deren Unreinlichkeit sie durch ihren Unrath nicht wenig vermehrten. Da wo der Palmbaum am dichtesten ist, wählen sie den Platz zu ihrem Neste. Die Spitzen der Palmblätter bilden dann eine Art von Pallisaden um dasselbe, wodurch den Katzen, die weniger Ehrfurcht als ihre Herren vor dem Ibis haben, ihre blutdurstigen Räubereyen erschwert werden. Es ist noch nicht ganz gewiß ausgemacht, wie viel Eyer er lege. Gewisser aber ists, daß es auch ganz schwarze Ibisse gebe.

Ein so heiliger Vogel gab den naturhistorischen Fabeldichtern Stoff genug, die seltsamsten Dinge auszukramen. Der Eine läßt ihn zur Fortpflanzung seines Geschlechts den Schnabel gebrauchen, ein Andrer gar aus einem Ibiseye den Basilisk, als die Quintessenz des in solcher Menge verschluckten Giftes, entstehen; wieder Einer behauptet, wenn man Crocodille, Nilpferde und andere furchtbare Thiere mit einer Ibisfeder berührte, so blieben sie wie bezaubert und angenagelt, und stürben bald darauf. Ja sogar zum Erfinder der Clystiere machte man den Ibis. Er soll mit dem Schnabel diese Operation sehr geschickt verrichten, vermuthlich wenn Infarctus ihn quälen. Wie sehr Aelian irre, indem er dem Ibis eine solche

Anhänglichkeit an sein Vaterland zuschreibt, daß er in jedem andern Lande sich aushungere, beweisen die zween Ibisse, die vor nicht gar langer Zeit in Versailles lebten, ohne eine Spur von Heimweh zu verrathen.

Tab. XLI.

Das Wasserhuhn.

Fulica.

Das grünfüßige Meerhuhn (114).

Das schwarze Blaßhuhn (115).

Mit den Wasserhühnern (Rohrhühner, Bläßlinge) nähern sich die Sumpfvögel allmählich unsern Haushühnern. Sie machen eine Gattung von 26 Arten aus. Ihr gewölbter Schnabel hat oben einen etwas erhabenen Rand, der über den Unterschnabel, welcher nach vorne zu etwas höckerig ist, paßt. In einer Furche liegen die länglichen Nasenlöcher; ihre Stirn ist kahl und die Füße haben vier Zehen. Diese sind bey einigen schlechtweg gespalten, bey einigen mit sonderbaren Lappen besetzt. Von beyden wollen wir Eine Art näher beschreiben.

Fast auf allen deutschen Teichen, so wie auch im südlichen Europa und Nordamerika, ja fast überall, findet man das **grünfüßige Meerhuhn** (F. Chloropus, *la Poule d'eau* 114). Im Oktober verläßt es die zu kalt werdenden Gebirge und kommt in die gemäßigten Ebnen. Hochorangeroth ist der Schnabel, die gelbe Spitze ausgenommen. Eben diese Farbe haben auch der Stirnlappen und die Kniebänder des Männchens, besonders um die Begattungszeit. Die Brust und der Bauch sind aschgrau, die Schwungfedern und der Schwanz braun, und die Flügelränder weiß; die Füße hellolivengrün. Alles Uebrige aber ist dunkelolivengrün. Dieser Vogel ist, so wenig seine freyen Zehen es vermuthen lassen, ein sehr guter Schwimmer. Auch auf Zweigen sieht man ihn, wie einen Landvogel, sitzen. Er fliegt nicht besonders gut, und immer mit herabhängenden Füßen, kann aber sehr fertig laufen. Seine Nahrung besteht in Insektenlarven, Insekten, kleinen Fischen, Wasserpflanzen, besonders den Spitzen derselben. Aus diesen baut das Weibchen, hart am Ufer, sein **Nest**, und weiß es so zu befestigen, daß das steigende Wasser es wohl heben, aber nicht fortreißen kann. Es legt 6-7 grünliche **Eyer**. Diese bedeckt die sorg-

fältige

fältige Mutter immer erst mit Kräutern, ehe sie, ihrer Nahrung wegen, dieselben verläßt; daher ein solches Nest ungemein schwer zu finden ist. Dreymal im Jahre soll sie legen. Ungefähr die Größe eines halbjährigen Huhns erreichen diese Vögel. Ihre Stimme lautet **Bri, Bri, Bri.** Man kann sie mit weißem in Milch geweichten Brode zahm im Hause erhalten. Ihr Fleisch ist schmackhaft.

Etwas größer ist **das schwarze Blaßhuhn** (F. Atra, *la Foulque, ou Morelle* 115), dem man auch, vermuthlich seines schwarzen Rockes wegen, den Nahmen Flußteufel zu geben für gut befand. Sein fleischfarbiger Stirnlappen wird um die Begattungszeit etwas röthlicher. Der Schnabel ist grünlich; der Ober- und Unterleib sind schwarz, die Schwungfedern braun und die Kniebänder rostgelb. Wie mit einem Firniß überzogen sind die Federn des Unterleibs, so daß das Wasser nicht im Geringsten durchdringen kann. Gar artig gefranst sind die grünlichen in Bleyfarbe spielenden Füße, durch deren Hülfe es ganz vortrefflich auf dem Wasser laufen und ziemlich gut schwimmen kann. Nicht nur auf allen Seen, Teichen und Küsten Deutschlands, sondern auch in ganz Europa, Preußen, Sina, Nord-

amerika u. a. O. findet man dieses schwarze Blaßhuhn. Es kommt nie ans Land, als nur um von einem Teiche sich nach einem andern hinzubegeben. Seine Nahrung besteht aus kleinen Fischen, Blutigeln, Insekten, Pflanzen und Wurzeln. An manchen Orten bleiben diese Blaßhühner beständig, und wenn sie ihren Aufenthalt verändern, so scheint sie nicht sowohl die Kälte, gegen die sie die Natur hinlänglich schützte, als vielmehr das Eis, das ihnen ihre Nahrung erschwert, dazu zu nöthigen. Den Tag über halten sie sich immer versteckt; und wenn man sie in ihrem Lager beunruhiget, so werden sie sich lieber in den Schlamm tief hineinwühlen, als auffliegen. Nur die leichtsinnigern Jungen lassen sich zu ihrem nicht geringen Schaden bey jeder Tageszeit sehen. Zum Reisen und Fliegen ist bloß die Nacht bestimmt, wo sie sehr gut sehen. Dieß ist so unabänderlich, daß auch die drohendste Gefahr sie nicht davon abbringt. Die Art, wie in Lothringen viele Hunderte gefangen werden, beweist dieses zur Genüge. Mehrere Jäger begeben sich auf Kähnen in den Teich, wo ihrer oft eine große Menge ist. In einer geschloßnen Linie rückt nun die kleine Flotte an, und treibt die Blaßhühner einer Bucht zu in die Enge. Jetzt

zwingt sie die Gefahr aufzufliegen, aber indem sie über die Jäger wegfliegen, wird unter sie gefeuert. Statt daß nun die, welche nicht verwundet sind, den unglücklichen Teich verlassen, fallen sie auf der andern Seite desselben nieder, weil sie einmal durchaus nur bey Nacht ihren Aufenthalt verlassen. Die Jäger wiederhohlen immer die nämliche Jagd. Erst, wenn es dunkel wird, wählt die nun ziemlich verminderte Gesellschaft einen andern Teich. In Schilf legt das Weibchen an einen etwas hohen, recht dicht bewachsenen Ort 14=15 schmutzig gelbliche, gefleckte Eyer. Ihre große Fruchtbarkeit würde sie überall sehr häufig machen, wenn nicht die Raubvögel eine Menge verzehrten. Durch Schaden klug geworden, wissen die alten, erfahrnen Blaßhühner ihre Nester recht gut zu verstecken. Die Jüngern, Unerfahrnen, kommen gar oft darum. So sorgfältig die Mütter im Anfange ihre Jungen pflegen, so überlassen sie sie doch sehr bald ihrem Schicksale, wenn sie hinlängliche Kräfte haben, ihr Stück Brod selbst in der Welt zu suchen. In der Gefangenschaft scheint das Blaßhuhn vor lauter Verdruß stumm geworden zu seyn. Merkwürdig ist noch, daß es einen, den übrigen Verhältnißen nach, außerordentlich großen Magen hat.

Tab. XLII.

Der Mexikanische Spornflügel.

Parra variabilis, *le Jacana varié* (116).

Der Wachtelkönig.

Rallus Crex, *le Râle de Genet* (117).

Die Trompete.

Psophia crepitans, *l'Agami, l'Oiseau Trompette* (118).

Nicht immer sieht die Natur in ihren Werken auf Regelmäßigkeit und Schönheit. Zufrieden, manchem das Daseyn gegeben zu haben, scheint sie sich wenig um Form und Verhältnisse zu bekümmern. Oft stellt sie in Einem Lande Geschöpfe neben einander, deren einige durch ihre Schönheit eben so sehr bezaubern, als andere durch ihre Häßlichkeit zurückschrecken. Da wo die liebliche Gazelle mit unbeschreiblicher Anmuth herumhüpft, schreitet das ungestaltete Kameel schwerfällig einher; da wo das schöne Zebra weidet, begegnen wir der langhalsigen Giraffe; unser edles Pferd geht mit Anstand und Würde über die Minen hinweg, die der menschenscheue Maulwurf gräbt; und wo der prächtige Adler sich kühn emporschwingt und die

die Nachtigall unsre Ohren fesselt, flattert auch die abscheuliche Fledermaus, singt der Kauz sein gefürchtetes Todtenlied. Von der höchsten Schönheit stieg die Natur in ihren Werken bis zur Häßlichkeit stufenweise herab, und so wie an einigen das vollkommenste Ebenmaaß aller Theile Bewunderung verdient, so erregen andere, durch die sonderbarsten Abweichungen von allen Verhältnißen, Erstaunen. Wer sollte, wenn er z. B. nur den Fuß von unserm Mexikanischen Spornflügel (116) sähe, sich einbilden, daß so ungeheure Zehen und Klauen einem Vogel gehören, dessen Leib nur wie der Leib einer Taube ist? Und diese Art hat erst noch nicht die längsten unter der Gattung der Spornflügel, die aus 15 Arten besteht, die sich alle durch einen fast runden Schnabel, eyförmige Nasenlöcher in dessen Mitte, Fleischlappen an der Stirn, und spitzige Stacheln an der Flügelbeugung auszeichnen. Noch längere Zehen hat der Brasilianische Chirurgus. Zwar haben die Jacanas oder die Spornflügel mit den Wasserhühnern manches gemein. Doch unterscheiden sie die Sporen an den Flügeln, ihre Fleischlappen und die spitzigen Klauen, die so scharf wie Nadeln sind, von ihnen. Sie sind sehr scheu und können nur durch List gefangen werden. Sie halten sich

immer Paarweise zusammen. Trennt sie ein Zufall, so rufen sie einander mit starkem Geschrey, das der Stimme des Käuzchens ziemlich nahe kommt, und daher unter den Bewohnern des Hühnerhofes oft unnöthige Besorgnisse erregt. So furchtbar sie bewaffnet sind, so muß man ihnen doch das Zeugniß ertheilen, daß sie gute, friedliche Vögel sind. Ihr Flug ist nicht hoch aber schnell; ihr Vaterland Amerika. Immer in der Nähe von Wasser halten sie sich auf und nähren sich mit Insekten.

Sehr mannigfaltige Farben schmücken den **Mexikanischen Spornflügel** (116). Sein Schnabel ist gelb. Ueber demselben sitzt ein kahler, herzförmiger Fleischlappen von rother Farbe. Die Scheitel ist braun gefleckt: über die Augen weg lauft ein weißer und durch sie ein schwarzer Streif gegen den Hals zu, der oben schwarz unten braunlich ist. Außerdem bemerkt man einen braungeschuppten Rücken, purpurrothen Schwanz, grüne und schwarze Schwungfedern, und gelbe Sporen an der Flügelbeugung. Diese sind sehr hart und stehen einwärts gegen einander zugerichtet. Die blaulichen Füße haben außerordentlich lange Zehen und Klauen. Die mittlere Zehe mit ihrer scharfen, langen Klaue ist so lang als

der

der Fuß. Die Hintere steht ganz gerade aus und hat nur Ein Gelenke, die Innere hat ihrer zwey, die Mittelste drey, und die Aeußerste vier. Sicher eine Einrichtung, die so gewiß als die Sporen, einen sehr weisen, ihres Urhebers würdigen, Endzweck hat, obgleich es noch an hinreichenden Beobachtungen fehlt, ihn genau anzugeben.

Etwas von den Land- und etwas von den Wasservögeln haben die Rallen, deren es 31 Arten gibt. Ihr zusammengedrückter spitziger Schnabel lauft von der dickern Wurzel nach der Spitze dünner zu. Die Nasenlöcher sind eyförmig, die vierzehigen im Fluge hängenden Füße gespalten, die Schenkel weit befiedert. Ihr Leib ist schmal. Insekten und Gewürme sind ihre Nahrung.

Nicht etwa einem besondern Vorzuge, sondern bloß seinem beständigen Aufenthalte unter den Wachteln, mit denen er kommt und abreist, ohne deßwegen ihr Heerführer zu seyn, verdankt der **Wachtelkönig** (Schnerz, Wiesenschnarcher, Ortygometra 117) seinen vornehmen Nahmen. Seine Heimath sind die mildern Gegenden der alten Welt. Er ist von der Größe einer Misteldrossel, und hat Kopf, Hinterhals, Rücken und Schwanz schwarz mit einer röth-

lich grauen Einfassung, braunrothe Flügel, eine schmutzig aschgraue Brust und Unterhals, einen weißen Bauch und einen dunkelbraunen rostfarbig und weißgestreiften After. Schnabel und Füße sind bräunlich aschfarb. Oft hört man ihn des Nachts auf Wiesen sehr stark **Crek, Crek, Snarrp**, schreyen. Die Stimme lautet fast, wie wenn man mit den Fingern an den Zähnen eines starken Kammes, mit einiger Gewalt, hin und her fährt. Nähert man sich diesem Froschquaken, so entfernt sich plötzlich die Stimme um viele Schritte. So schnell eilt der **Wachtelkönig** davon, der überhaupt sich zur Flucht lieber seiner Füße als seiner Flügel bedient. Er hat, wenigstens so lange er bey uns ist, keinen dauerhaften Flug. Im Herbste scheint ihm das Bedürfniß, unter einen wärmern Himmel zu ziehen, Kräfte zu seiner großen Reise, selbst über das mittelländische Meer, zu geben. Doch mögen auf der Ueberfahrt manche verunglücken, denn es kommen viel weniger zurück, als wegzogen. **Gmelin** wurde von den Tartaren versichert, die **Wachtelkönige** setzen sich auf den Rücken der wandernden Kraniche. Insekten, zärtere Pflanzen, Sämereyen sind ihre Nahrung. Auf einen dicken Rasen und etwas Moos legt das Weibchen 8-12 grünlich

lich graue, hellbraun gefleckte Eyer. Diese verlassen die Junge in schwarze Wolle gehüllt, die sie erst nach drey Wochen mit dem buntern Kleide ihrer Eltern vertauschen. Oft hauen die Grasmäher einer brütenden Mutter den Kopf ab, die mit solcher Emsigkeit ihrem Berufe abwartet, daß auch die Annäherung der mörderischen Sense sie nicht aufscheucht. Doch trift dieses traurige Schicksal nur die Spätlinge, denn gewöhnlich bleiben die andern so lange, bis die Zeit herankommt, daß ihr geliebter Wohnort kahl gemacht wird. Sie begeben sich dann in die Aecker. Zuweilen treibt der **Wachtelkönig** mit dem Hund, der ihn aufgejagt hat, seinen Spaß. Er stellt sich beherzt gegen ihn, lauft ein Stück fort, bleibt wieder stehen, so daß der Hund in der Hitze der Verfolgung über ihn hinausschießt, und fliegt endlich davon. Um ihn in Netze zu locken, fährt man an einem gezähnten Beine stark auf und ab; dieser Ton täuscht ihn. Mit in Milch geweichtem weißen Brode kann man ihn in Zimmern halten. Sein Fleisch ist vortrefflich und besonders im Herbst ungemein fett.

Nur aus zwo Arten besteht die Gattung der **Trompeten-Vögel**. Sie haben einen erhabnen, runden, vorn spitzigen Schnabel, dessen untere Kinn-

lade etwas kürzer, als die obere ist, offne, länglich schmale Nasenlöcher, vierzehige, gespaltne Füße, und eine knorpelige, flache, an der Spitze zerrissen scheinende Zunge.

Auch Agami, Knarrhuhn, Makukawa, Farzer rc. heißt unsre Trompete (118). Südamerika, besonders die Gegend des Amazonenstroms ist ihre Heimath. Sie ist so groß als die Doppelschnepfe, nur etwas kürzer und dicker. Kopf und Hals sind, die nackten rothen Augenkreise ausgenommen, mit schwarzem, weichen Flaum bedeckt. Unter der Gurgel befindet sich ein Flecken, der einen kostbaren ins Blaue, Violette und Grüne spielenden Goldglanz hat. Der schwarze Rücken ist nach hinten zu etwas brandrothgelb, der Unterleib schwarz. Die großen Federn am Bürzel und dem Schwanze sind hellaschgrau, der Schnabel schmutzig grün, die Füße hellgrün. Er hat mit den Kranichen in manchen Stücken einige Aehnlichkeit. Deswegen rechnet ihn auch Pallas zu diesen, so wie er auch den Nimmersatten und den Jabirus die Ehre abspricht, eigne Gattungen vorzustellen, und sie unter die Reiher ins Storchgeschlecht verweist.

Höchst sonderbar ist der Ton, den dieser Vogel von sich gibt, und der völlig so klingt, als ob er aus

der

der Tiefe des Bauchs, oder gar aus dem Hintern käme, wie einige wirklich behaupten. Man hat Mühe, sich vom Gegentheil zu überzeugen. Mit rauher Stimme ruft er zwey bis drey Male Scherek, Scherek, und dann antwortet er sich aus der Tiefe herauf im Tone einer girrenden Taube. Der Bau der Luftröhre, die Weite und die zellige Einrichtung des Luftsackes mögen hiezu das Meiste beytragen. Der Schnabel wird dabey nicht geöffnet. Im Laufen ist die Trompete schneller als im Fliegen. Sie setzt sich nur auf niedrige Bäume und schläft in eben der Stellung wie der Storch. Wild lebt sie, fern von bewohnten Plätzen, in großer Gesellschaft im Walde. Anstatt ein Nest zu bauen, begnügt sie sich, eine Höhle am Fuße eines Baums zu graben. In diese legt sie 10 = 16 kugelrunde, hellgrüne Eyer, die etwas größer als Hühnereyer sind.

Die Trompete ist ein gutes, reinliches, ungemein geselliges Thier. Man hat sie daher besonders in Holland gern im Hause, und kann sie ruhig ausgehen lassen; sie kommt immer wieder. Sie begleitet fast Jedermann, und wartet, wenn man unterdessen irgendwo sich versteckt, geduldig, bis man wieder zum Vorschein kommt. Unverletzlich ist ihre Anhäng-

lichkeit an ihren Wohlthäter und Ernährer; sie bewillkommt ihn, so oft er nach Hause kommt, mit ihrer Bauchrednerey, und zeichnet ihn sichtbar vor allen andern aus. Kein Thier kommt in der Liebe zur menschlichen Gesellschaft dem Hunde so nahe, als sie. Sie bleibt ihrem Herrn so treu ergeben, wie dieser, gehorcht pünktlich seinem Rufe, geht vor ihm her, und läßt sich ungemein gern von ihm kratzen und schmeicheln. Aber auch sehr eifersüchtig ist sie auf seine Gunst, so daß sie manche Stöße und Püffe den Negern und Bedienten gibt, die sie mit ihr theilen wollen. Gewisse Personen und Thiere kann sie durchaus nicht leiden, und verfolgt sie aus bloßer Laune, ohne den geringsten Grund dazu zu haben. Bey Tische stellt sie sich auch ungerufen ein, und jagt, sobald sie kommt, Hunde und Katzen muthig fort. Denn sie hat die Unart, überall Hahn im Korbe seyn zu wollen. In der Vertheidigung gegen einen Hund ist sie eben so geschickt, als hartnäckig in der Verfolgung des überwundenen Feindes, den sie umbringen würde, wenn man ihn nicht ihrer Wuth entzöge. Auch in Hühnerhöfen weiß sie sich so in Respekt zu setzen, daß sie wirklich die Rolle des Befehlshabers spielt. Wenn die **Trompeten** unter einander Händel haben, so

wird

wird der Streit unter beständigem Hüpfen mit starken Flügelschlägen ausgemacht. Brod, Buchweizen, Insekten und kleine Fische sind ihre Nahrung. Ihr Fleisch ist nicht vorzüglich, sondern hart und schwarz. Dem ungeachtet scheint die Natur wenigen Vögeln mehr Anlage zur häuslichen Gesellschaft gegeben zu haben, als unserer **Trompete.**

Mit ihr beschließen wir die **Ordnung der Sumpfvögel.** Sie arbeiten so unermüdet an der Verminderung der Insekten und schädlicher Thiere, und liefern uns so treffliche Bissen in die Küche, daß sie uns immer sehr merkwürdig bleiben, wenn auch gleich der Storch kein Glück mehr ins Haus bringt, und die Seelerche keinen Gelbsüchtigen mehr durch Blicke heilt.

Tab. XLIII.

Der Strauß.

Struthio-Camelus, *l'Autruche* (119).

Weder an Gattungen, noch an Arten reich ist die sechste **Ordnung** der Vögel, die die **Straußartigen** (Struthiones) in sich faßt. Alle ihre Mitglieder

glieder sind große Landvögel, mit freyen, unverbunde-nen Zehen, und kurzen, zum Fliegen unbrauchbaren Flügeln, ohne Schwungfedern. Nur zwo Gattungen, den **Strauß** und den **Dudu**, gibt Blumenbach dieser **Ordnung**, die Linnée u. a. unter den **hühnerartigen** Vögeln einschalten.

Man kennt nur drey Arten **Strauße**. Ihr gemeinschaftlicher Karakter besteht in einem kegelförmigen Schnabel, eyrunden Nasenlöchern, und Lauffüßen. Ihre Flügel, die im Grunde zum Fliegen gar nicht taugen, und manches in ihrer innern Einrichtung, die in einigen Stücken der menschlichen nahe kommt, weisen ihnen ihre Stelle auf der Gränze zwischen den Vögeln und den Säugethieren an; fast eben so, wie die Fettgänse an die Fische, und die Schlangenvögel an die Amphibien gränzen.

Ohne alle Einschränkung ist der **Strauß** (119) der allergrößte Vogel. Er übertrifft selbst den **Condor** in der Höhe, und hat 8-10 Fuß. Seine Schwere beträgt einen bis an drey Centner hin. Welche Muskeln, welch eine ungeheure Kraft würde aber nicht erfordert, um eine solche Last in der Luft schwebend zu erhalten! Es ist daher schon um seiner Schwere willen begreiflich, daß er nicht fliegen kann. Aber nicht

nur

nur diese, sondern auch der gänzliche Mangel tauglicher Flugwerkzeuge, fesselt ihn an die Erde. Er hat im Grunde weder eigentliche Flügel, noch einen Ruderschwanz, sondern bloß krause Federbüschel. Die Bärte, die an dem vollkommen in der Mitte liegenden Schafte sich befinden, sind lauter einzelne Faden, die nicht, wie an andern Federn die kunstvolle Einrichtung bemerkt wird, durch kleine Häckchen in einander greifen. Sie bilden also keine wahren Fahnen, die der Luft Widerstand thun könnten. Von eben dieser zum Fluge schlechterdings untauglichen Structur sind auch die übrigen Federn an seinem Leibe. Seine Aehnlichkeit mit den vierfüßigen Thieren, besonders mit dem Kameel, dessen Nahmen er auch deßwegen bekam, ist nicht zu läugnen. Die Schwielen an der Brust und am Hintern, die ihm im Sitzen und Liegen sehr wohl zu Statten kommen, die Federn, die im Grunde mehr Haare als Federn zu seyn scheinen, das nackte Gesicht, die gespaltnen Zehen, die offnen Ohren, die beweglichen Augenlieder mit starken Wimpern, und die mit solchen Stacheln, wie das Stachelschwein besitzt, vorn und hinten bewaffneten Flügel, beweisen dieß zur Genüge. Ob ihm die Natur diese Stacheln als Sporne gab, um sich

damit im Laufe anzufeuern, ob sie zur Gegenwehre oder gar als Mittel, sich gegen Vollblütigkeit Erleichterung zu verschaffen dienen, müssen wir unentschieden lassen. Der Kopf des Straußes ist klein und besteht aus sehr zarten Knochen. Oben hat ihn die Natur mit einer Hornplatte verwahrt. Dieser sowohl, als der obere Hals ist braunlich grau, der Unterhals, die Brust und der Rücken des Männchens ist schwarz, des Weibchens braun; Flügel und Schwanz sind weiß. Der Hals ist 3 Fuß hoch und bildet eine gewaltige Knochensäule von 17 Wirbeln. Der Rücken hat ihrer sieben. Nackte, beträchtliche Fleischkeulen sind die Schenkel; anderthalb Schuh hat die Fußwurzel. Sie ist in zwo vorwärts gerichtete Zehen gespalten, deren jede 3 Gelenke hat. Nur die längere hat einen starken Nagel. Der gelbliche, vorn etwas schwarze Schnabel ist weit gespalten; die Zunge klein.

Das **Vaterland** der Strauße ist Afrika und der an dasselbe gränzende Theil von Asien. Trockne, einsame Gegenden sind ihr liebster Aufenthalt. Scharenweise sieht man sie in wasserarmen Wüsten. Man glaubt in der Ferne eine Schwadron Reiter anrücken zu sehen. Sie mildern sich die schwüle

Hitze

Hitze des Climas durch Fächeln mit den Flügeln. Ihre Stimme ist bald ächzend, bald brüllend, bald gluckend, je nachdem eine Leidenschaft sie erregt. Eigentlich sind sie nicht wild; sie lassen sich zähmen, und man kann sie sogar zum Reiten und Fahren abrichten. Mit einer Leichtigkeit, als hätten sie nicht das Geringste auf sich, tragen sie einen, auch zween Menschen, und rennen dabey stärker, als der beste englische Wettläufer. Doch ists bisher noch nicht gelungen, sie zum Gehorsam nützlicher Hausthiere zu bringen. So klug der Araber sein Pferd und sein Kameel zu behandeln wußte, so daß es mehr sein Hausfreund, als sein Sklave geworden ist; so hat ers bisher mit den Straußen ohne großen Erfolg versucht. Die Stärke derselben ist ungeheuer. Doch muß man zu ihrer Ehre sagen, daß sie dieselbe mehr zur Vertheidigung als zum Angriffe anwenden. Sie bedienen sich gegen ihren Feind des Schnabels, der Füße und der Flügelstacheln. Schaw war Augenzeuge, wie ein Strauß einem Menschen mit der Klaue den Bauch in einem Augenblicke aufschlitzte. Einen Hund in die Höhe zu schleudern, einen Menschen zu Boden zu stürzen, ja, wie einige behaupten, ihre Verfolger mit Steinen zu bombardiren, ist

für Strauße eine Kleinigkeit, und gar oft theilen sie mit ihren Schnäbeln Püffe und Rippenstöße aus, die zu ertragen man entweder einen afrikanischen Rücken haben, oder ein barbarisches Pferd seyn muß.

Auffallend ist ihre **Fruchtbarkeit.** Sonst ist diese, nach dem Verhältnisse der Größe, bald mehr, bald minder beträchtlich. Bey ihnen weicht die Natur von ihrer Ordnung ab. Denn sie gehören zu den fruchtbarsten Vögeln, ob sie gleich die größten sind. Sie legen mehrere Male im Jahre und zwar allemal 12—15 **Eyer**, die die Größe eines Kindskopfs haben, und von gelblicher Farbe mit kleinen Pünktchen sind. Doch mögen sie nicht alle Eyer, die sie legen, ausbrüten; denn **Vaillant** will die Bemerkung gemacht haben, daß das Straußweibchen neben sein **Nest** einige Eyer legt, die es zur ersten Nahrung für seine künftigen Jungen frisch aufbehält. Auf seinen Reisen durch Afrika wurde **Thunberg** versichert, der männliche Strauß halte sich immer mit 3-4 Weibchen zusammen, die in der vollkommensten Eintracht ihre 30—50 **Eyer** in Ein Nest legen, und miteinander abwechselnd bebrüten. Das **Nest** treten sie im Sande mit den Füßen zurechte. Rührt

man

man auch nur Ein Ey an, so zertreten sie die Uebrigen und legen frische. Auch verfolgen sie die, die sich dem Neste nähern. Die Legezeit hängt von dem größern oder geringern Grad der Wärme ihres Aufenthalts ab. Im Brüten sind die Mütter nicht allzu emsig. Inzwischen ersetzen die Sonnenstrahlen diesen Mangel an Sorgfalt hinlänglich. Ja man hat sogar Beyspiele, daß ohne Sonnenwärme und ohne Brütung eines Weibchens, ein in Werk liegendes Ey in einem Kästchen sich zu entwickeln anfieng. Demungeachtet gelang es den sorgfältigsten Versuchen nicht, die Eyer, die die Strauße in Versailles gelegt hatten, durch künstliche Wärme auszubrüten. Die Schale der Eyer ist fast wie Stein so hart. In ihnen sollen sich, dem allgemeinen Vorgeben in Afrika nach, Steine finden, die flach, hart, glatt und weiß seyn sollen. Man schleift sie und faßt sie als Knöpfe. Doch war Thunberg nie so glücklich, einen zu erhalten. Sehr bald sind die Junge auf den Beinen. Sie werden, sobald sie laufen können, von ihren Eltern ihrem Schicksal überlassen. Ihr Jugendkleid ist eine aschgraue Wolle, womit sie über und über bedeckt sind. Eigentlich suchen die Strauße ihre Nahrung im Pflanzenreiche, und thun großen

Schaden, indem sie die Weizenähren von den Halmen abfressen, und ganze Felder verwüsten. Sie verschlucken alles, ja sogar Eisen, doch kein glühendes, wie man, um den Straußenmagen in noch größern Ruf zu bringen, lächerlich genug behauptet hat. Ein dringendes Bedürfniß den Magen auszufüllen, sey es auch, mit was es immer wolle, scheint sie in die Nothwendigkeit zu versetzen, alles, was ihnen in Wurf kommt, zu verschlucken. Daher fand man in denen, die man öffnete, Kräuter, Früchte, Stricke, Steine, Glas, Holz, Messing, Kupfer, Eisen, Zinn, Bley, Münzen, Knochen, kurz, alles nur Erdenkliche. Nun waren zwar Metalle u. d. etwas abgeschliffen; allein verdaut waren sie nicht. Siebenzig Münzen, die durch das Reiben an den Kieseln fast alle um 3 Viertheile verzehrt, zum Theil schön polirt waren, fand man in einem Straußenmagen. Der Geschmack scheint dem Strauß ganz, der Geruch größtentheils zu fehlen.

So geschwind die Strauße auch laufen können, obgleich man in einiger Entfernung es nicht dafür ansieht, daß sie so schnell vom Flecke kommen, und so geschickt sie selbst den Wind dabey zu Hülfe nehmen; so wissen doch die Araber ihnen mit ihren

Pferden auf den Leib zu kommen. Offenbare Verfolgung und Jagd würde hier nichts helfen. Entweder hintergeht man in eine Straußenhaut gehüllt ihre Wachsamkeit, oder eine große Gesellschaft schließt sie ganz von Ferne ein, stört sie im Aufsuchen ihres Futters, ermüdet sie lange durch hin und herjagen, endlich aber treibt man sie gegen den Wind. Dieß halten sie nicht lange aus. Damit kein Blut die Federn verunreinige, so tödtet man sie mit Stockschlägen. Falsch und lächerlich ist das Vorgeben, der Strauß stecke, wenn er sich nicht mehr zu rathen wisse, den Kopf in ein Gebüsche, in der Meinung, er sey nun unsichtbar. Allein es ist weit wahrscheinlicher, er thue dieses, um seinen empfindlichsten Theil, den Kopf, in Sicherheit zu bringen.

Die **Vortheile**, die der Strauß dem Menschen anbiethet, sind auch wirklich zu lockend, als daß er ihm nicht nachstellen sollte. In seiner Heimath wird das Fleisch häufig gegessen, ob es gleich keinen besonders angenehmen Geschmack hat. In Tripoli kostet ein Strauß im Mittelpreise 2 Rchsthl, da hingegen ein Kameel 40 kostet. In Numidien werden sie haufenweise gemästet, und in Lybien liebt man besonders das Fleisch der Jungen. Die Eyer

wer=

werden sehr gern gegessen. Mit Einem sollen sich 6-8 Menschen sättigen können. Kaiser Heliogabal, ein Nahme, bey dessen Erwähnung man sogleich eine Schwelgerey erwartet, ließ einmal zu Einer Mahlzeit das Gehirn von 600 Straußen auftragen. Nicht vergessen dürfen wir hier der berühmten Straußenbutter, die die Araber so hoch schätzen. Diese unterbinden dem todtgejagten Strauße plötzlich die Kehle, rütteln ihn tüchtig, und nun fließt zu dem Loch, das sie in die Kehle machen, das auf den Eingeweiden liegende Fett mit Blut vermischt heraus. Dieß ist nun die Straußenbutter, deren Heilkräfte gegen Gicht und Wunden vorzüglich seyn sollen. Auch zum essen liebt man sie. Von den Eyerschalen können Gefäße und andere künstliche Arbeiten gemacht werden. Die Hottentoten schleifen sie und wissen ganz artige Halsbänder daraus zu verfertigen, und die Türken hängen sie in den Moscheen zur Zierde auf. Aus den sehr dicken Straußenfellen machen sich die Araber Kleider. Wilde und gesittete Völker bedienen sich der schönen Schwanzfedern zum Schmucke. Auch die Wolle und der Flaum wird nicht gering geachtet. Die sanfte, wallende Bewegung hat die Straußfedern besonders Damen zum Kopfputze so werth gemacht.

macht. Aber nur die, welche den lebendigen, oder wenigstens so eben erlegten ausgerissen werden, sind von vorzüglicher Güte. Man erkennt das daran, wenn sich aus dem Schaft etwas Blut drücken läßt. Der Federschmücker reinigt, bleicht, kräuselt und färbt sie mit gewissen Tinkturen. Bald schmücken diese Federn Damen, bald Theaterhelden, bald Baldachine, bald Betthimmel. Aus der feinern Straußwolle werden Hüte, aus der gröbern Tuchenden gemacht. Den beträchtlichen Handel mit Straußenfedern, den sonst Marseille trieb, haben jetzt die Juden in Livorno an sich gezogen.

Tab. XLIV.

Der Casuar.

Struthio Casuarius, *le Casoar*. (120).

Weder so hoch, noch so dick, aber im Ganzen stämmiger und plumper als der Strauß, ist der Casuar, der in Europa erst im Jahre 1597 bekannt wurde, da die Holländer den ersten aus Java mitbrachten. Er gehört zu Einer Gattung mit dem Strauße. Seine Heimath ist das südöstliche Asien, und sein Gebieth fängt gerade da an, wo das der Strauße auf-

aufhört. Ganz zuwider muß ihm aber doch ein gemäßigtes Clima nicht seyn, weil der Casuar, den der Gouverneur von Madagaskar nach Versailles zum Geschenke schickte, 4 Jahre daselbst lebte. Auf den Moluken, Java, Banda, Sumatra ꝛc. ist er am Häufigsten.

Die Höhe des Casuars beträgt 4—6 Fuß. Von der Wurzel des Schnabels bis zur Mitte des Wirbels erhebt sich, in der Form eines abgestumpften Kegels, ein Helm, der mit einer harten, hornigen Haut überzogen ist. Der Kern dieses vorn schwarzen im Uebrigen gelben Helms ist eine Erhöhung des Hirnknochens. Glänzend gelb ist der große Augenring, das Auge selbst aber ziemlich klein. Die behaarten Augenwimper tragen nicht wenig bey, ihm ein etwas drohendes Ansehen zu geben. Die Ohren und Nasenlöcher sind groß. Ueber den Kopf und Hals hängt eine nackte, faltige Haut, fast wie am Truthahne, mit birnförmigen Anhängen, herab. Sie ist theils roth, theils blau. Sein starker Schnabel ist graubraun und nur ein wenig unterwärts gebogen, der Rachen weit gespalten, die Zunge kurz und an beyden Seiten gezähnelt, der Athem stinkend.

Statt der Flügel hat der Casuar 4—7 nackte,

hohle

hohle Kiele, an denen keine Spur von einem Bart zu sehen ist. Sie gehen stufenweise, fast wie die Finger einer Menschenhand, und sind so spitzig, daß Swammerdan sich ihrer zum Aufblasen sehr feiner Insektentheile z. B. der Luftröhren bediente. In einiger Entfernung scheint der Casuar ein zottiges, borstiges Thier, fast wie ein wildes Schwein zu seyn. Starke, einstämmige Kiele, mit zween Schäften, von glänzend schwarzer Farbe, und kleinen, bräunlichen, spitzigen und steifen Fahnen, die so spröde wie Borsten oder Pferdehaare sind, machen sein Gefieder aus. Sie hängen über den Hinterleib hinunter, und vertreten da die Stelle des Schwanzes, der dem Casuar ganz mangelt. Fast noch stärkere Brustschwielen als dem Strauße, die ihm im Liegen als Polster bey seiner Schwere sehr zu Statten kommen, schenkte ihm die Natur. Stark, nervig und plump sind die mit vieleckigen Schuppentafeln belegten dreyzehigen Füße mit 3 starken Klauen. Die mittlere ist so stark, daß er damit daumendicke Bretter durchtreten kann. Ueberhaupt bedient er sich seiner Füße zur Vertheidigung. Er soll damit wie ein Pferd ausschlagen, seine Verfolger niederwerfen, und ihnen heftig auf der Brust herumtreten. In den

Gärten des Grafen Solms im Haag sah man einen starken Baum, den ein Casuar bloß mit den Füßen sehr übel zugerichtet und unten ganz abgeschält hatte. Sein Geschrey lautet wie das Grunzen des Schweins. Fliegen kann er eben so wenig, als der Strauß, aber laufen sehr gut. Er schlägt immer hintenaus, und thut dabey einen Sprung vorwärts, was seinem Gange ein burleskes Ansehen gibt. Auch er ist ein unersättlicher Fresser, der alles nur Ersinnliche verschlingen kann. Alles verschluckt er ganz, und nicht selten geht ein Hühnerey, ein Apfel u. d. von ihm, ohne die geringste Veränderung in seinem Leibe erlitten zu haben. Er verzehrt dann diese Dinge noch einmal, um sie besser zu verdauen. Früchte und Körner sind seine gewöhnliche Nahrung. Im zahmen Zustande gibt man ihm Brod und Gartengewächse. In Frankreich wollte man an dem Casuar eine außerordentliche Zuneigung zum schönen Geschlechte bemerkt haben.

Länglicher als Straußeneyer, sind die, die das Casuarweibchen legt. Sie spielen aus dem Aschgrauen ins Grünliche, und haben eine Menge Züge, Striche, Punkte, die bald erhaben, bald vertieft sind. Man ißt diese Eyer sehr gern und verfertigt aus den Schalen Trinkgeschirre.

Tab.

Tab. XLIV.

Der Dronte.

Didus Ineptus, *le Dronte*. (121)

Es ist beynahe unmöglich, sich etwas Häßlicheres zu denken, als den Dronte (Dudu, Straußcasuar.) Sein plumper, vierschrötiger Körper ruht auf zween dicken, kurzen Pfeilern, die die Last kaum tragen können. Da wo der Schwanz nicht hingehört, bemerkt man eine Art von Schwanz, dessen Zweck nicht abzusehen ist, und an den Seiten stehen Flügelchen, die eine solche Masse in die Luft zu heben gänzlich unfähig sind. Hiezu kommt ein Kopf, den die fruchtbarste Einbildungskraft kaum lächerlicher auszudenken vermöchte, und dessen Schönheit durch den kropfigen Hals und den seltsamen Schnabel mit einem höckerigen Rücken nicht wenig erhoben wird. Fast der ganze Kopf ist Schnabel. Er reicht weit hinter bis an die Ohren. In ihm stehen die Augen, mit ihren weißen Ringen, und er sieht, vermöge der bauchigen Krümmung oben und unten, beynahe aus, wie zween zugespitzte, mit der Wölbung auswärts gerichtete, auf einander liegende Löffel. Noch hat er einen Federsaum, der auf der Stirn eine Art Schneppe

bildet. Grau ist die herrschende Farbe des **Dronte**, oben etwas dunkler, unten heller. Der Schwanz und die Flügelfedern haben etwas Gelb. Schwarz befiedert sind die Schenkel, gelb die vierzehigen Füße mit ihren schwarzen Klauen, röthlich eingefaßt die Nasenlöcher, und einen hochrothen Fleck hat der Schnabel an der Wölbung der obern Kinnlade.

Der **Dronte** hat Flügel, und kann nicht fliegen; er besitzt einen starken Körper, und ist schwach; seine Füße sind nervig, und er geht und lauft gleich elend. Kaum vermag er sich selbst fortzuschleppen. Mühsam hilft er sich durch die Welt und ist das wahre Faulthier unter den Vögeln. Nicht übel wird er mit einer in eine Vogelhaut gehüllten Schildkröte verglichen. Seine Klugheit ist gerade so groß, als seine Schönheit und Gewandtheit, und er geräth daher gar leicht in Gefangenschaft. In seinem Magen findet sich ein faustgroßer Stein, den einige für einen Bezoarstein, andere aber für einen simpeln Stein, womit er seine Mahlzeit verstärkt, ansehen. Seine Heimath ist Isle de France, Bourbon und die durch ihr Ebenholz so berühmte Mauritiusinsul. Sein Fleisch ist fett und von mittelmäßigem Geschmacke.

Mit dem **Dronte** hat der Einsiedler und Nazar-Vogel so viel gemein, daß sie mehrere für dieselben Vögel halten. Sicher gehören sie zu einer Gattung (Didus), und haben in Absicht auf Wohnort, Lebensart, Federn, Schwanz, Schnabel und den Stein im Magen vieles gemein.

Bereits sechs Ordnungen der Vogelclasse haben unsre verehrten Leser mit uns durchwandert, und so manchen merkwürdigen Vogel aus allen Welttheilen kennen gelernt. Aber noch sind wir nicht zu Ende. Wir müßen sie erst noch in unsre Hühnerhöfe und Taubenhäuser führen, sie müßen uns noch in die Einsamkeit der Wälder zu den geliebten Sängern, ja selbst an Hochgerichte, zu den Raben und Krähen begleiten, um diese denkwürdige Thierclasse ganz zu kennen. Dieß wird das Geschäfte des 2ten Theiles seyn.

Ende

des ersten Theils der Unterhaltungen aus der Naturgeschichte der Vögel.

Gedruckt mit Deckardtschen Schriften.

An den Buchbinder.

Damit die Farben sich im Schlagen nicht abziehen, wird es sehr gut seyn, die Kupfertafeln zwischen geglättetem Papiere zu schlagen, und in den Büchern selbst sie hinten an weißem Papiere zum Herausschlagen anzuhängen. Die Mühe, die ihnen hiedurch zuwächst, wird jeder billige Besitzer dieses Werkes, mit Vergnügen vergüten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilhelm, Gottlieb Tobias, 1758-1811

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte (Text)

Bd.: [4 a]

Augsburg 1795

Res/H.nat. 511 z-4 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10920256-0
VD18 80144462-001